

16 965  
19

# Das Menschen-Gesichte steht seine Geschichte

Eine Einführung in die Physiognomik.

Von

Karl Voghe





Dimitrije Mitrinović



Ex Libris









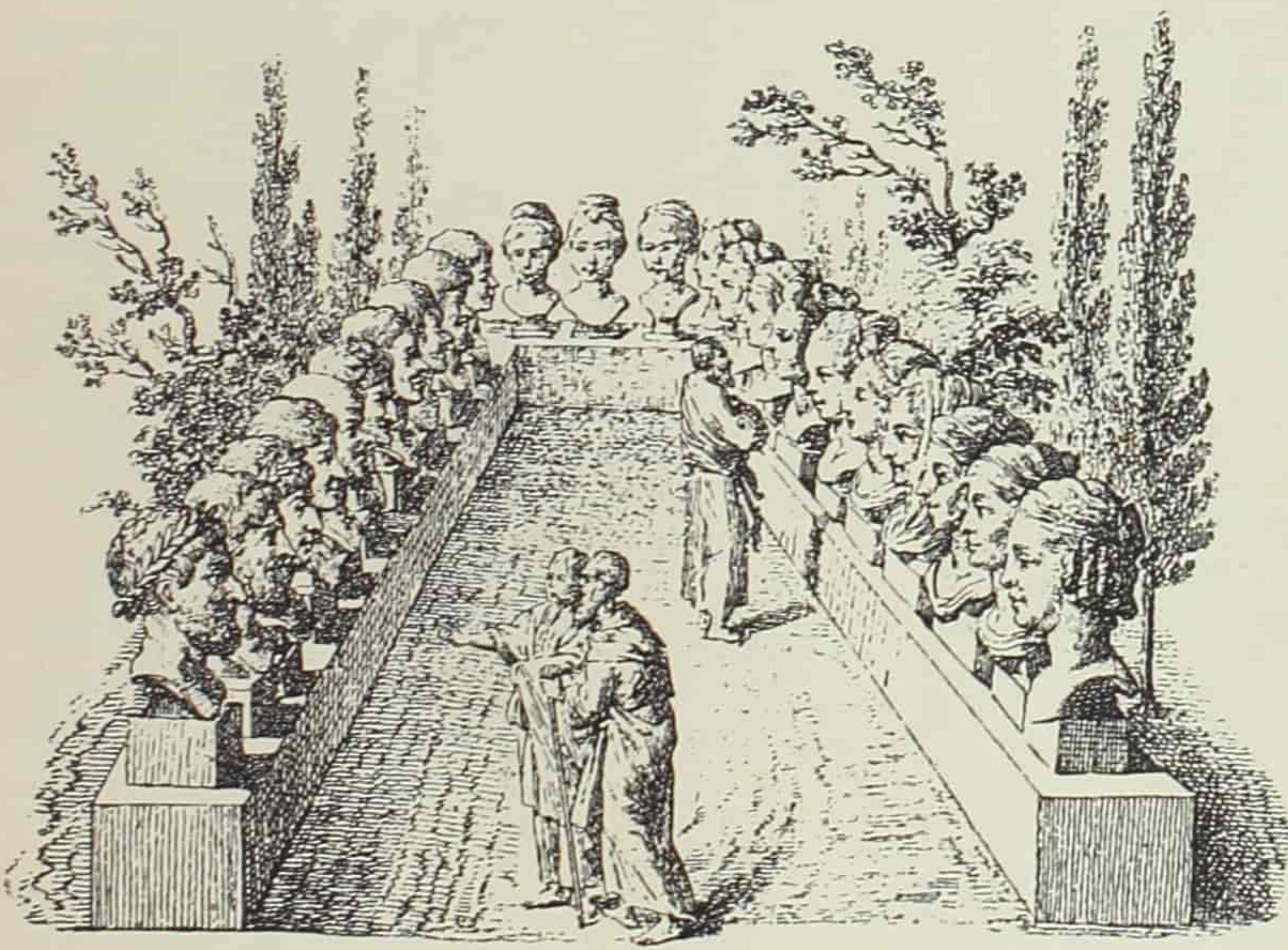


116 19 466

45202251

# In jedes Menschen Gesichte steht seine Geschichte — —

Eine Einführung in  
die Physiognomik.  
Von Karl Voghe.  
Mit 140 Abbildungen



Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

ORANIA-VERLAG • ORANIENBURG



803

И. И. Бр. 45391



## Vorwort.

Der Wunsch, die seelischen Regungen des Menschen an dem Aeußeren zu erkennen liegt nahe. Jeder Erwachsene hat nach solchen Merkmalen gesucht, fast jeder um die Physiognomik sich einmal bekümmert. Und allen ging es hier wie den leicht empfänglichen Schwärmern, die in der Entfernung einen schönen Kopf, ein jugendfrisches Gesicht lange bewundern, heimlich dafür schwärmen, um bei der ersten Begegnung die schmerzliche Entdeckung zu machen, daß der Wangen zartes Rosa — Schminke, der Zähne schneeweiße Reihen — Porzellan, des Haares üppige Pracht — Perrücke ist. „Solche Entdeckungen zu machen ist unerquicklich und man ist der Gelegenheit nicht dankbar“ meint Schmidt-Kimpler. Was wundert's uns noch, wenn der spröden Dame Physiognomik aus stillen Verehrern scharfe Gegner erstanden?

Doch Mißtrauen trägt; man glaubt Talmigold zu schauen, wenn man reines schon in Händen hat. Die oberflächliche Bekanntschaft mit Ideen, Dingen und Menschen läßt ihren Wert nie unzweideutig erkennen. Wer die Physiognomik mit aufmerksamem Auge prüft, findet ein fruchtbares, unübersehbares Erntefeld von Tatsachen. Freilich, kein Winkel des Aekers ist so unscheinbar, daß er unabgesucht bleiben dürfte. Das Gebiet ist endlos, unerschöpflich. Die bisherigen Forschungen sind Anfänge, Ansätze, Versuche. Unsere Darlegungen nur eine Einführung in dieses interessante von Dornenhecken umrankte, von Disteln stark überwucherte Forschungsgebiet.

Jeder Tag kann neue Ergänzungen bringen, neue Beiträge liefern. Hier lernen wir alternd nimmer aus. Solange es Menschen gibt, die forschen und denken, wird gerade dieser Wissenszweig, der seiner Natur nach ewig-unfertig zu sein scheint, große Förderung erfahren. In weiten Volkskreisen ihm Anhänger zu werben, die Wege zu ebnen, soll der Zweck dieser Schrift sein.

**Der Verfasser.**



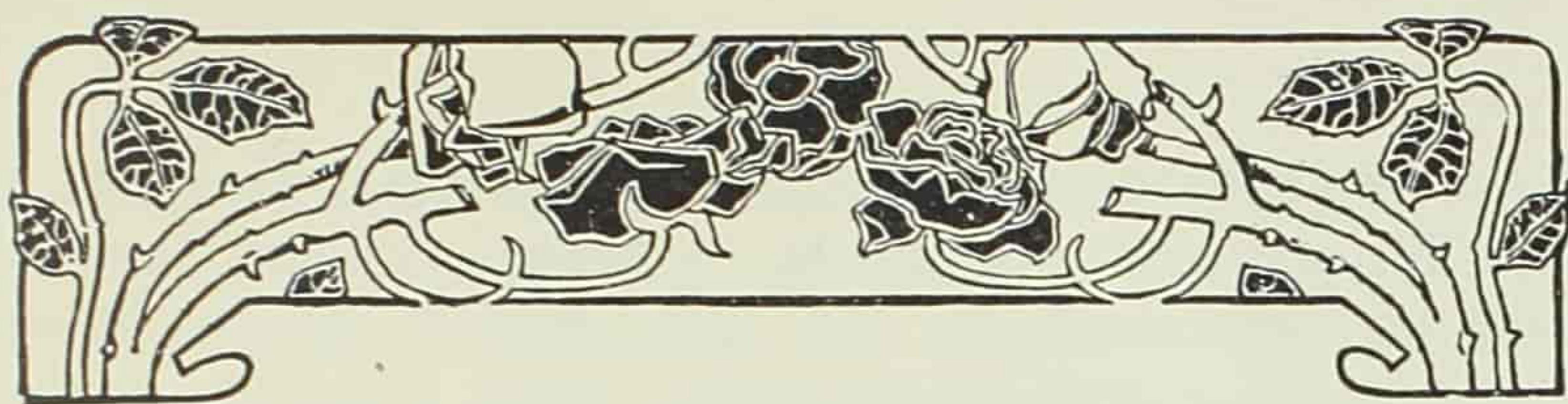
In dem großen Strom des Lebens  
Jede Kraft ist eine Welle  
Jede füllend ihre Stelle  
Nicht vergebens,  
Wenn statt eilen Ueberhebens  
Still sie fördern will das schnelle  
Schiff des Ewigweiterstrebens.

Rückert.

.....  
:: Alle Rechte vorbehalten, ::  
namentlich das der Uebersetzung  
.....

Die Zeichnungen sind ausgeführt von **Adolf Jffland** in Kopenhagen.  
Einige sind mit Genehmigung der Verlags-Anstalten den Werken  
Borees, Hellers, Carus, Schack und Reinholds entlehnt.





## Physiognomie und Alltagsleben.

Aus des Antlitz Formen  
Schließen wir die Normen  
Nach welchen lebt der Geist.

Mit viel größerer Bestimmtheit als Leibniz sagen durfte: in allen Wäldern seien nicht zwei völlig übereinstimmende Blätter zu finden, dürfen wir behaupten, daß unter allen Menschen, die je gelebt haben, jetzt leben und einst leben werden, nicht zwei sind, die einander gleichen. Einmal bieten die geringeren Menschenrassen, Klassen und Individuen weniger Vergleichsmaterial als die Blättermeere, zum anderen sind die Wesensmerkmale ungleich mannigfacher beim Menschen als beim Blatte. Kein scheinbar ähnlicher Säugling, kein täuschend ähnlicher Zwilling ist dem andern in allen Stücken gleich. Um diese Tatsache festzustellen, bedürfen wir weder des Mikroskops noch der blindgläubigen Schäferweisheit, daß ein Hammel dem andern nicht gleichen kann, sondern lediglich des liebevollen Aufmerkens auf die kleinsten Neußerungen und feinsten Abweichungen, die einem Wesen das individuelle Gepräge geben, die bestimmte Physiognomie verleihen. Jeder Mensch besitzt eine solche Physiognomie, jeder ist darum von sämtlichen Mitmenschen zu unterscheiden.

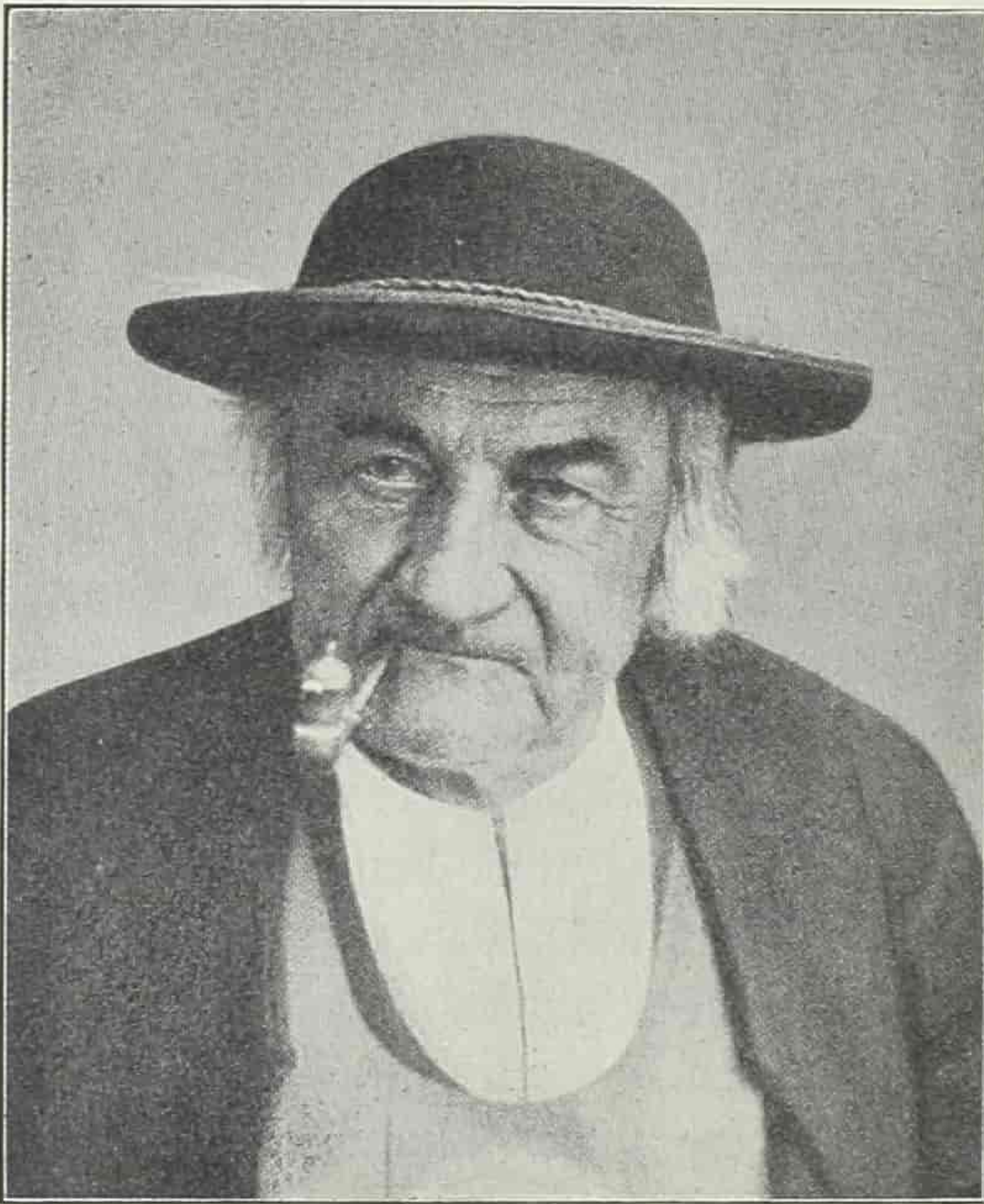
In der Praxis gehen wir weiter, denn im Volksbewußtsein lebt die Vorstellung, die Physiognomie sei das Spiegelbild der inneren Beschaffenheit. Der Förster schließt vom Neußeren der Stämme auf die Gesundheit des Holzes, der Winzer von verkümmerten Blättern auf die Krankheit der Weinstöcke; das gleiche macht der Gärtner bei der Blume, der Arzt beim Kranken; die Hausfrau schließt vom Neußeren auf die innere Beschaffenheit der Kartoffel, Gurke und Melone, oder auf die Schmachhaftigkeit des Fleisches, Tees und Kuchens; aber auch viele Kinder erkennen bereits, daß diese und jene Frucht süßer, saftiger, schmachhafter



ist. Das physiognomische Gefühl liegt gleichsam in der Natur jeden Wesens und nicht zuletzt in der menschlichen, wo ausgebildete Verstandeskräfte ihm zum Antrieb dienen. Jedes Vögelchen, jeder Käfer, jede Mücke kennt seinen Freund und seinen Feind; jedes Kind liebt und fürchtet, äußert lebhaft Zutrauen und Abneigung, ohne daß wir wissen, warum.

Es gibt keinen Menschen auf Erden, der durch die Physiognomie sich nicht täglich, stündlich beeinflussen oder gar leiten

Nr. 1.



ließe. Wir übertragen das physiognomische Gefühl auf unsere Mitmenschen, empfangen sie nach ihrem Äußeren und entlassen sie nach ihren Benehmen. Dadurch glauben wir eine klare Vorstellung von ihrem Innenleben empfangen zu haben. Wir glauben das komplizierte, geheime Räderwerk der menschlichen Maschine, den unter dicker, harter, fasteherner Schale über dunklen Plänen brütenden Geist, alle Bollwerke und Ver-

schanzungen von Gedanken und Gesinnungen, den heißlodernden Vulkan von Gefühlen und Begierden, der unser Glück und Dasein begründen oder zerstören kann, erkannt zu haben, ohne sich über das „Warum“ Rechenschaft zu geben. Ein so allgemeines Gefühl, ein so stark verbreiteter Glaube kann unmöglich eine Täuschung, ein Irrlicht, eine Illusion sein.

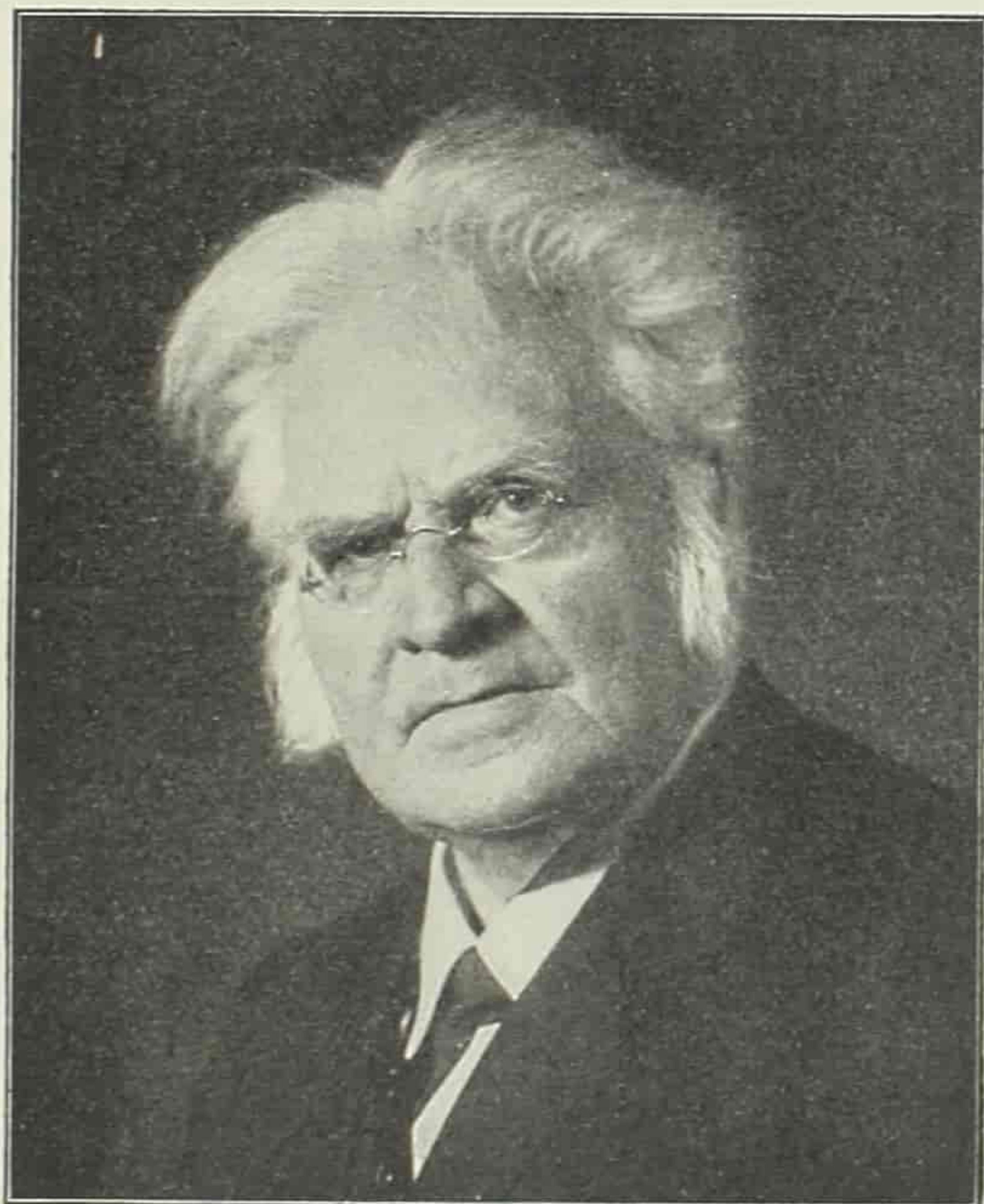
Und in der Tat, obwohl die Natur den Menschen so panzerterte, wattierte und gleichsam verfälschte, stellte sie doch einen Spiegel auf, der sein Inneres treu reflektiert, unzweideutig offen-



bart. Dieser Spiegel ist das Antlitz. Es unterscheidet selbst für den Unkundigsten, den Schauspieler von dem Dorfpfarrer, den hohen Militär vom Hauspascha der Großstadt, den Bauern vom Gelehrten, auch wenn sein Ausdruck noch so vornehm, edel und charakteristisch wäre. Ein Blick auf die Abbildungen 1 und 2 bestätigt das. Das kräftige, wetterharte Antlitz des nordischen Dichters würde selbst im Bauernfittel, bei kurzgeschnittenem Haar einen gewaltigen, erhabenen Eindruck machen, der Bauern, selbst von der edlen Gesichtsprägung wie Nr. 1,

Nr. 2.

nie eigen ist, nie eigen sein kann. Betrachten wir das Auge, so haben wir auf beiden Bildern den gleichen treuen, offenen, ehrlichen Ausdruck. Auch der Mund weist, hier wie dort, nichts Wesentliches auf. Aber der gewaltige Kopf, die kühn geschwungene Nase, die energischen Züge, namentlich die Mundfalte, ziehen den immensen Unterschied zwischen der elementaren, wuchtigen, normännischen Urkraft



Björnsons und dem gemütsruhigen, etwas mißtrauischen, religiös in sich gefestigten Bauern des Sarntales. Oder wer würde den Seemann aus alter echter Schule nicht sofort erkennen, selbst wenn er in der ungewöhnlichsten Gesellschaft und im seltsamsten Gewand sich befände? Diese harte, derbe, sturmerprobte Miene mit dem treuherzigen Auge, dem freien Tone seiner Stimme der nachlässigen Bewegung, dem balanzierenden Gange läßt sich so wenig verleugnen, wie das durchfurchte Antlitz des Hammermeisters aus dem Eisenwerk, der im Frack und weißer Weste



ungezwungen auf glatten Dielen eines Redoutensaales sich bewegte. Unverkennbare physiognomische Spuren der Berufstätigkeit graben sich auch dem Schulmeister ein, der mit streng dreinblickendem Auge, salbungsvoller Miene, zugespitzten Mund, selbstgefälligem Ton und geschmacklosen, pedantischen Gesten den Hohn aller Witzblattzeichner herausfordert. Unnachahmlich sind auch gewisse Mienen der Juden. Man denke an den Gesichtsausdruck echter Juden, der das unübersehbare Wort „nebbich“ begleitet, an den nur Juden eigenen Blick des Verständnisses, wenn sie gemeinsam über einen Dritten sich einten, an ihren Zärtlichkeits- und Klageausdruck, an ihre Art zu weinen und weimern, an den Blick beim Wittern von Gefahr, den Ausdruck über eine gelungene Kombination beim Geschäft usw. Oder man betrachte den fleißigen, nimmer rastenden Geschäftsmann, der aus gesellschaftlichen Rücksichten einmal die Rolle des müßigen Tagediebes spielen und bei Wohltätigkeitsfesten sich herumdrücken muß. Sein ausdrucksvolles Gesicht wird fortgesetzt die strenge Miene

des Bureaudienstes annehmen, seiner Zerstreuung wird typischer Geschäftsstil anhaften.

Niemand kann aus seiner Haut heraus, jeder erhält durch den Gang der Gehirnmaschine, die von Erfahrungen, Beruf und Schicksalsschlägen verschieden beeinflusst wird, sein mehr oder minder starkes Gepräge.

Auch beim Mönch wird nicht durch Gewohnheiten oder

Außerlichkeiten, wie Händefalten,



Nr. 3.

Alexander der Große.

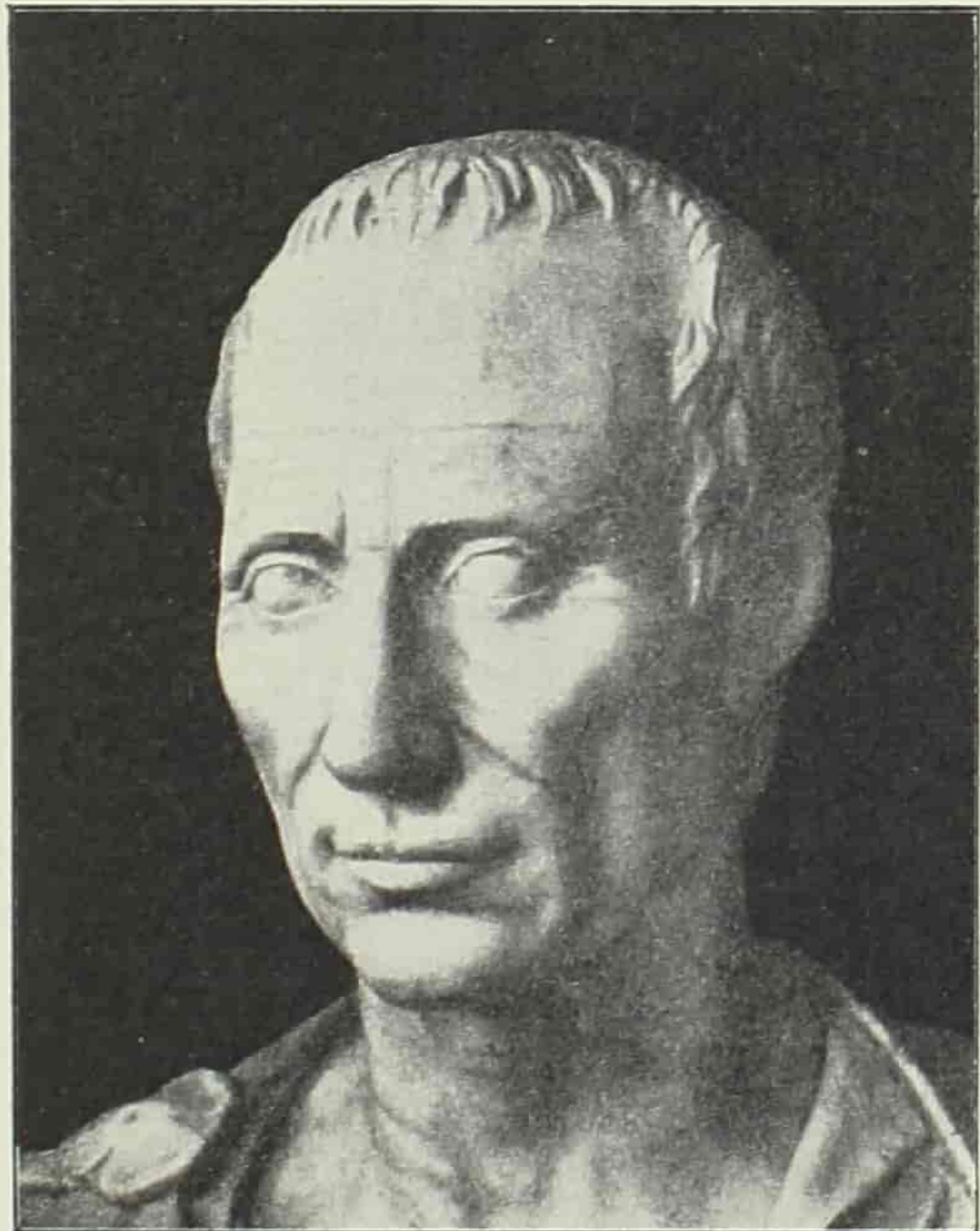


frommen Augenausschlag, Ordensgewand und Kappe die eisige Biißermiene hervorgerufen, sondern durch die im Innern sich still vollziehenden Wandlungen während des Klostersaufenthaltes. Sie ändern im Laufe der Jahre den Charakter und dementsprechend die Form der Physiognomie. Darum sang Bodenstein die vielzitierten Zeilen:

In jedes Menschen Gesichte  
Steht seine Geschichte,  
Sein Hassen und Lieben  
Deutlich geschrieben;  
Sein innerstes Wesen  
Es tritt hier ans Licht —  
Doch nicht jeder kann's lesen  
Versteh'n jeder nicht.

Sucht nicht jeder Kaufmann, jeder Reisende, jeder Lehrer, jeder Verliebte, jeder Staatsanwalt und Richter nach dieser stummen Sprache des Geistes. Dem Studium der Wortsprache haben sich alle gewidmet, aber die Grammatik der Mienensprache, diese ewige Sprache der Menschheit, wie sie Piderit nennt, suchen sie mühelos zu erschaffen. Darum die zahllosen Fehlschlüsse, Irrtümer und das Einreihen der Menschen in so unbestimmte Kategorien, wie gut und böse, klug und dumm, offen und verschlossen.

Dem Wissenden ist die Physiognomie das, was der Kompaß dem Seefahrer, das Barometer dem Meteorologen, das Reagenzglas dem Chemiker ist. Er läßt sich nicht auf Prophezeiungen und Deu-



Nr. 4.

Caesar.



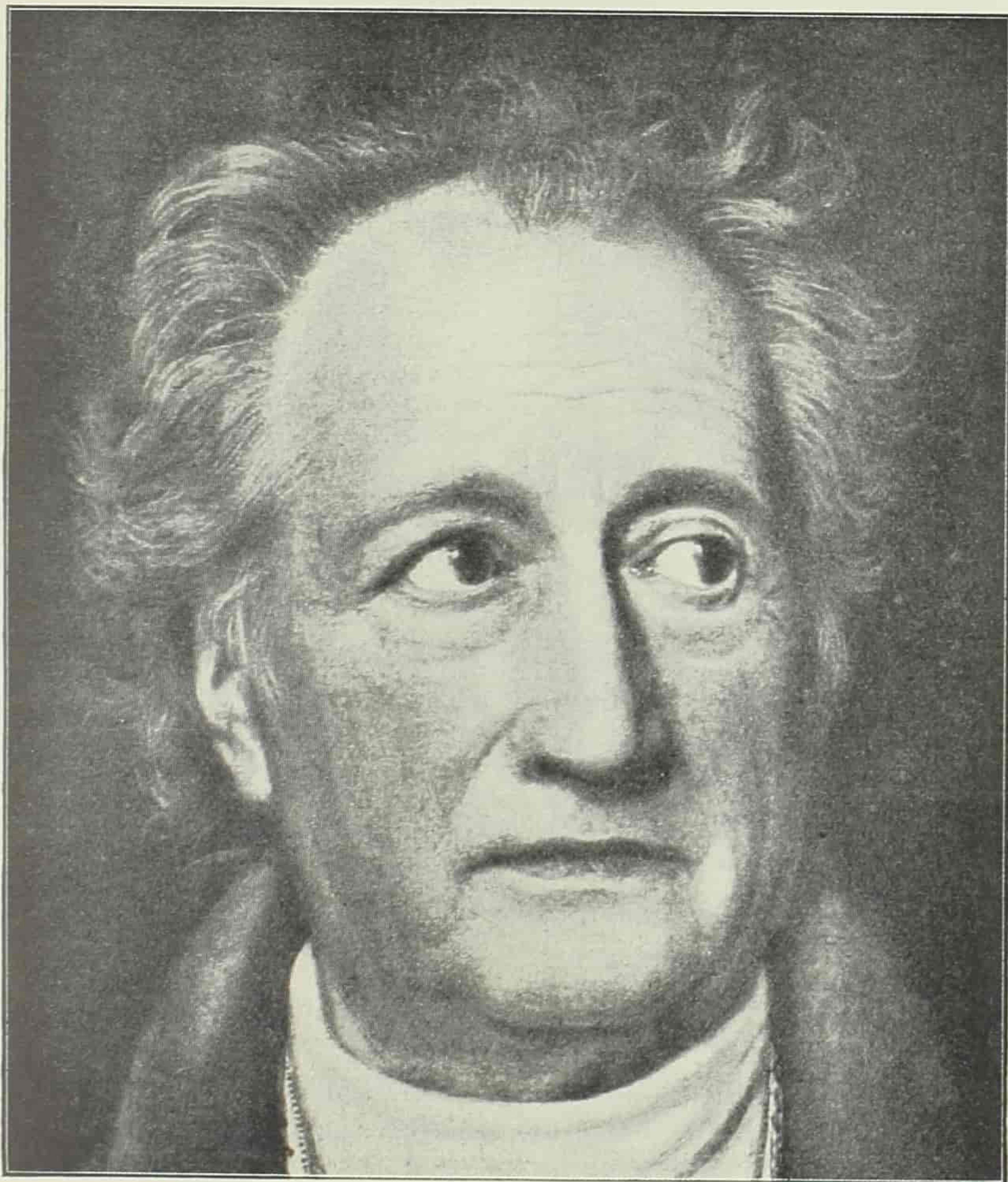
tungen ein, sondern sucht die blitzenden Funken physiognomischen Erkennens, die in der Zeitenfülle sich bewährten, wissenschaftlich zu verwerten. Auch das Hohngelächter Berufener und Unberufener stört ihn nicht. Das physiognomische Verständnis bricht sich mehr und mehr Bahn, und sobald es gelingt, aus der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen das allgemein Gültige herauszufinden und auf seine Gesetzmäßigkeit zurückzuführen, wird die Physiognomik zur Wissenschaft werden. Trotz aller Gegner! „Für eine neuere wissenschaftliche Bearbeitung der Physiognomik“ sagt Dr. Strakz in einem guten Artikel, „sind in letzter Zeit die Wege in unbeabsichtigter Weise geebnet worden, und zwar durch die ungeheuren Fortschritte der vergleichenden Entwicklungsgeschichte und Anatomie. Hier sind eine Fülle von Beobachtungen angehäuft, die nur der fleißigen Forscherhände harren, um auch für die menschliche Physiognomik reiche Früchte zu tragen.“

Es müßte ja auch merkwürdig zugehen, sollte dieses interessante Gebiet nicht bald wissenschaftliche Klärung finden, von dem Lichtenberg, Lavaters großer Gegner gestehen mußte: „An der absoluten Lesbarkeit von allem in allem zweifelt niemand. . . . In den Bewegungen der Gesichtsmuskeln und Augen liegt das meiste, jeder Mensch, der in der Welt lebt, lernt es finden; es lehren, heißt den Sand zählen wollen.“ Und Sulzers 150 Jahre alter Ausspruch darf immer noch den Gegnern entgegengehalten werden: Jeder Mensch, er mag's wissen oder nicht, versteht etwas von Physiognomik; es existiert nicht ein lebendiges Wesen, welches nicht nach seiner Art, aus dem Aeußeren Schlüsse auf das Innere zöge.

Wer das bestreitet sehe sich in der Tierwelt um. Ein Hund der die Zähne fletscht, das Fell sträubt und grimmig knurrt, ist böse; das weiß nicht bloß der Mensch, das weiß auch sein schwächerer Genosse und weicht dem stärkeren darum im großen Bogen aus. Hunde halten sogar vor starken Katzen inne, wenn diese die Ohren zurückschlagen, fauchend einen Buckel machen, senkrecht den Schweif in die Lüfte recken. Zögerndes, ängstliches Verhalten verleiht ihnen wieder Mut und rückhaltlos greifen sie die Katze an. Ihr Vorgehen oder Zurückbeben wird von der



Physiognomie der Nase bestimmt. Auch die leicht zu beobachtenden Schmeicheleien der männlichen Taube und anderer Vogelarten, sind nichts anderes als physiognomische Ausdrucksweisen der inneren Zustände. Tiere und Menschen richten sich danach und dementsprechend äußern sie Vertrauen oder Mißtrauen, Zuneigung oder Abneigung, Liebe oder Haß. Und wer wollte die Tatsache leugnen, daß lallende Säuglinge das veränderte Antlitz der Mutter nicht zu deuten verständen? Ihr Kummer macht sie traurig, ihr Unmut ernst, ihre Fröhlichkeit lustig.



Nr. 5.

Goethe.



Mit welcher unverwischbarer Deutlichkeit seelische Erschütterungen sichtbar werden, geht aus dem im April 1910 erfolgten Ballonunglück hervor. Bei Reichensachsen im Reg. = Bez. Kassel traf ein Blitzstrahl den Ballon „Delizsch“, der aus den Lüften stürzte und total zertrümmerte. Zwei Insassen waren bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, von den zwei anderen hieß es in den übereinstimmenden Zeitungsberichten: „Die zwei anderen hatten sich frampfhaft an den Tauen der Gondel festgehalten, und ihr Tod muß, nach Ansicht der Aerzte, nach dem Anprall der Gondel auf die Erde durch innere Verletzungen erfolgt sein. Die beiden zeigen keine sonstigen Verstümmelungen im Gesicht und doch bieten gerade ihre Totenmasken einen entsetzlichen Anblick. Ihr Antlitz ist durch ausgeprägte Züge der Verzweiflung grauenvoll verzerrt, worauf die ausgestandene Todesangst sich in so furchtbarer Weise malt, daß selbst die Aerzte erschauerten und übereinstimmend erklärten, einen derartig erschütternden und unverwischbaren Eindruck beim Anblick von Toten noch niemals gehabt zu haben. Eine erprobte Krankenschwester, die den Aerzten Beistand leisten wollte, verfiel beim Anblick dieser beiden Getöteten in Schrei-krämpfe und war lange Zeit bewußtlos. Aus den Gesichtern der Leichen geht hervor, daß die Insassen den Sturz aus der schwindelnden Höhe in der rasensten Geschwindigkeit bei vollem Bewußtsein erlebten.“ So grauenvoll deutlich malen innere Zustände im Antlitz sich ab.

Diesem ungewöhnlichen Ausdruck, der selbst im Tode nicht erlosch, steht das ausdruckslose, nichts sagende Gesicht gegenüber. Hierher gehört als Extrem das sogenannte Puppengesicht. Seine Züge verraten nicht ob es mit menschlicher Stärke fühlt und denkt, obwohl die Form meist tadellos und schön genannt werden muß. Am ausdruckslosen Gesicht erkennen wir die Mittelmäßigkeit, die nach Schacks Worten „weder böse noch gut, weder kalt noch warm, nicht stark und nicht schwach“ ist; solche Menschen werden nicht anziehen noch abstoßen, sie sind „warm ohne Liebe, eifersüchtig ohne Leidenschaft“, das ewige „Bild des Gleichmaßes und der Ebenheit“. Nichts Hervortretendes, Markantes, Fesselndes, nichts Interessantes, nichts Pikantes, nichts Ungewöhnliches aber auch nichts Abstoßendes zeichnet sie aus. Sie gleichen dem leeren Blatte auf dem nichts geschrieben steht



als in dünnen Lettern: das Hirnkästchen ist leer. Dieses Gesicht findet sich gewöhnlich bei reiner, oft rührend engelhafter Formensönheit, und eben so oft bei Mädchen, Männern, wie Frauen. Diesem ähnlich, aber nicht etwa gleichbedeutend, ist das blühende,



Nr. 6.

Napoleon.

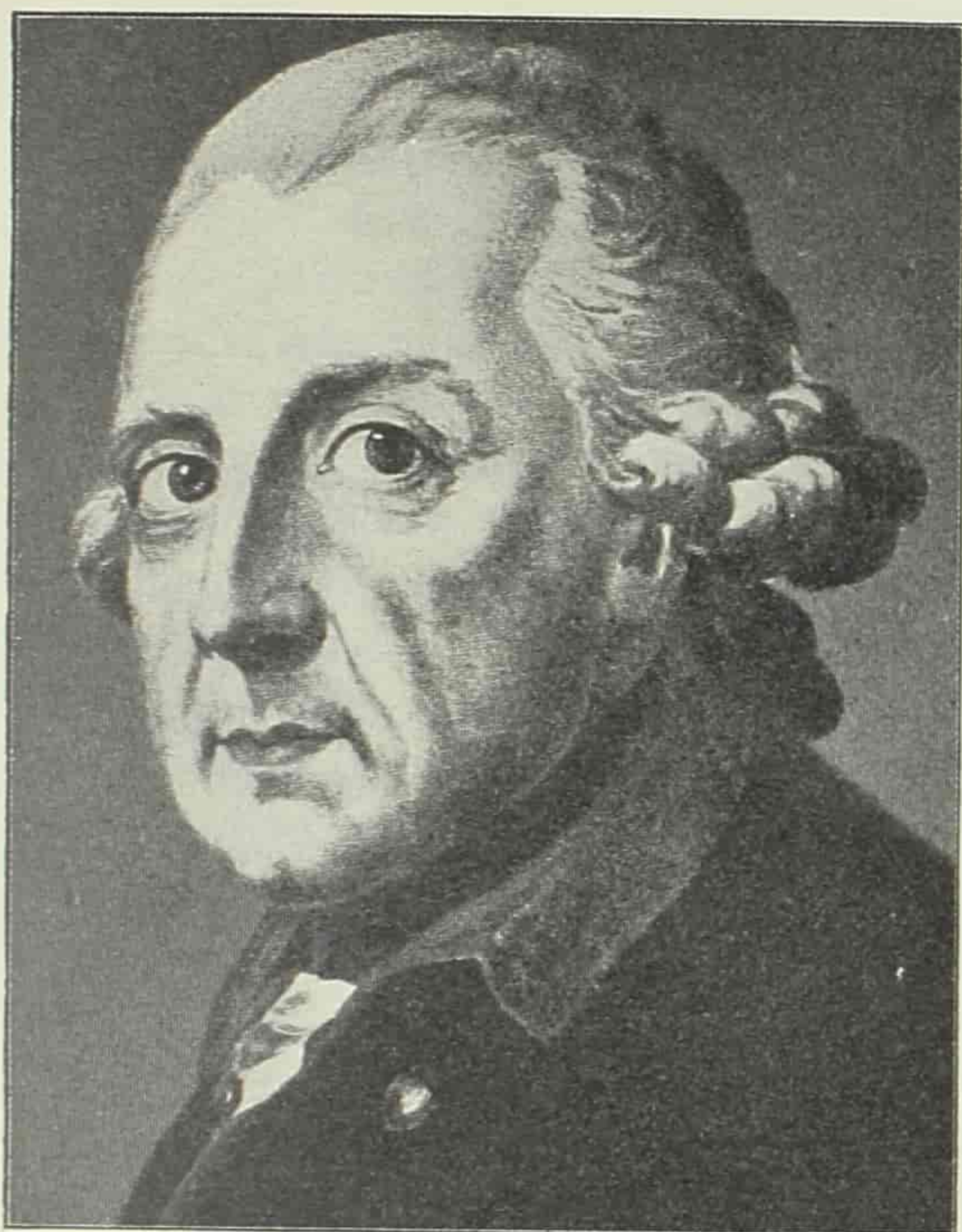
faltelose Antlitz der Jugend. In der Zeit wo der Begabteste im Schulzimmer ein „Träumer“ und draußen „ein Ritter ohne Furcht und Tadel“ ist, wo er von Fleiß, dieser „Kardinaltugend des Schülers“, keine Spur verrät und bei anderen die Fortschritte



mit der Elle meßbar sind, behält das Gesicht seine Glätte und das Auge seinen sanften Blick. Das jugendliche Antlitz ist das Meisterwerk der Natur, das faltenreiche, scharf modellierte des Alters eine bedeutungstiefe, ergreifend wahre Schöpfung des Lebens. Stunden, Tage und Jahre sind vorübergestürmt, doch der Hauch dieser Stürme ließ verheerende Spuren zurück, er hat uns seine Zeichen unauslöschbar ins Antlitz gegraben. Rauh, hart und grausam oder fein, zart und milde. Das Spiel ist so lange nicht aus, bis nicht jedem Plätzchen die Signatur des Lebens aufgedrückt ist, bis wir unser Schicksal und das was es aus uns gemacht hat, ganz zur Schau tragen; erst dann sind unseres Daseins Kreise vollendet, auf leisen Sohlen unser Lebensabend herangenahet, dessen scheidende Strahlen dem Greisenkopf ein feierlich ehrwürdiges Aussehen geben. Aber zwischen diesen Polen ruhen die reifen Mannesjahre in denen mit wechselndem Glück die Schlachten des Lebens geschlagen werden. Hier gibt die höhere Muskelspannung dem Gesicht das scharfe individuelle Gepräge, wie es der schöne jugendliche Manneskopf auf Seite 45 zeigt.

Majestätisch wirkt die weltüberschauende Ruhe des Dichtersfürsten (Abb. 5), dämonisch die Physiognomie des Imperators (Abb. 6), ernst prüfend das Antlitz des Geniekönigs (Abb. 7). Cäsar mutet nach Bleibtreus Meinung „eisig, unnahbar an, unstreitig voll unheimlicher Bedeutendheit“. Alexanders schöne Gesicht scheint nach antikem Schema stilisiert zu sein. Das Bild auf Seite 8 reproduziert die einzig authentische Büste des Welteroberers. Ungewöhnliches offenbaren Bismarcks markante Züge. Moltkes feines Profil, mit der Adlernase und dem Kondorblick, gleicht dem römischen Eroberer Galliens, wenn ihm auch seine vielseitige Gewandtheit fehlte. (Seite 9 und 16). Die Unzufriedenheit und Schwerkut des Genies im Reiche der Töne wirkt beim seltsamen Charakterkopf auf Seite 18 schon ihre Schatten voraus. Sehr charakteristisch ist das mit milden Augen gepaarte, fühne, durchfurchte, sturmerprobte Antlitz Bebel's. Männlich schön, ausdrucksvoll, wenn auch erbittert, ist Schopenhauers Falten Gesicht zu nennen; nüchtern rechnend erscheint die fluge, klare, diplomatisch fühle Physiognomie Talleyrands. Marschall Soult's edler, ritterlicher Ausdruck trägt den Stempel der Großzügigkeit und General Klebers Löwenmiene gibt seinem Aeußeren das Gepräge origineller





Nr. 7.

Friedrich II.

Mähne seiner Perrücke schüttelte, die Arme zu leidenschaftlichem Bestenspiel erhob, war es gefesselt, entbrannte es in rasender Wut. Ergreifend und erhebend wirkt nicht ein rundes zierlich geformtes Köpfchen mit sanftem Milchgesicht, sondern dem Beschauer als imposant sich aufdrängender Schädelbau mit starkem Furchenfeld, das von bewegten Seelenleben spricht. Leider haben die Maler im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Falten allzusehr geglättet und so verloren die Portraits eines Metternich, Wellington und Lessing den Reiz des Charakteristischen. Wie anders erscheinen uns Moltkes, Bismarcks, Bebels und Björnsons naturgetreuen Physiognomien?

Kalte Glätte und Unbeweglichkeit eines Gesichts, mit regelmäßiger ausdrucksloser Haltung und Bewegung, befriedigt uns nie. Darum suchen wir, bei jedem der uns begegnet, still das moralische und intellektuelle aus dem wechselnden Spiel der Gesichtszüge zu ergründen. Wir suchen nach den Anlagen und

Eigenart und Tapferkeit, die ihm auch in hohem Maße eigen war.

So hat jeder bedeutende Mann sein unnachahmbares individuelles Aeußere, das nie häßlich noch schön, immer aber interessant und fesselnd ist.

Mirabeaus häßliches von Pockenarben entstelltes Gesicht wirkte im fürchterlichen Tumult einer Sitzung überwältigend.

Wenn er das Volk anblickte, die





Nr. 8.

Moltke.

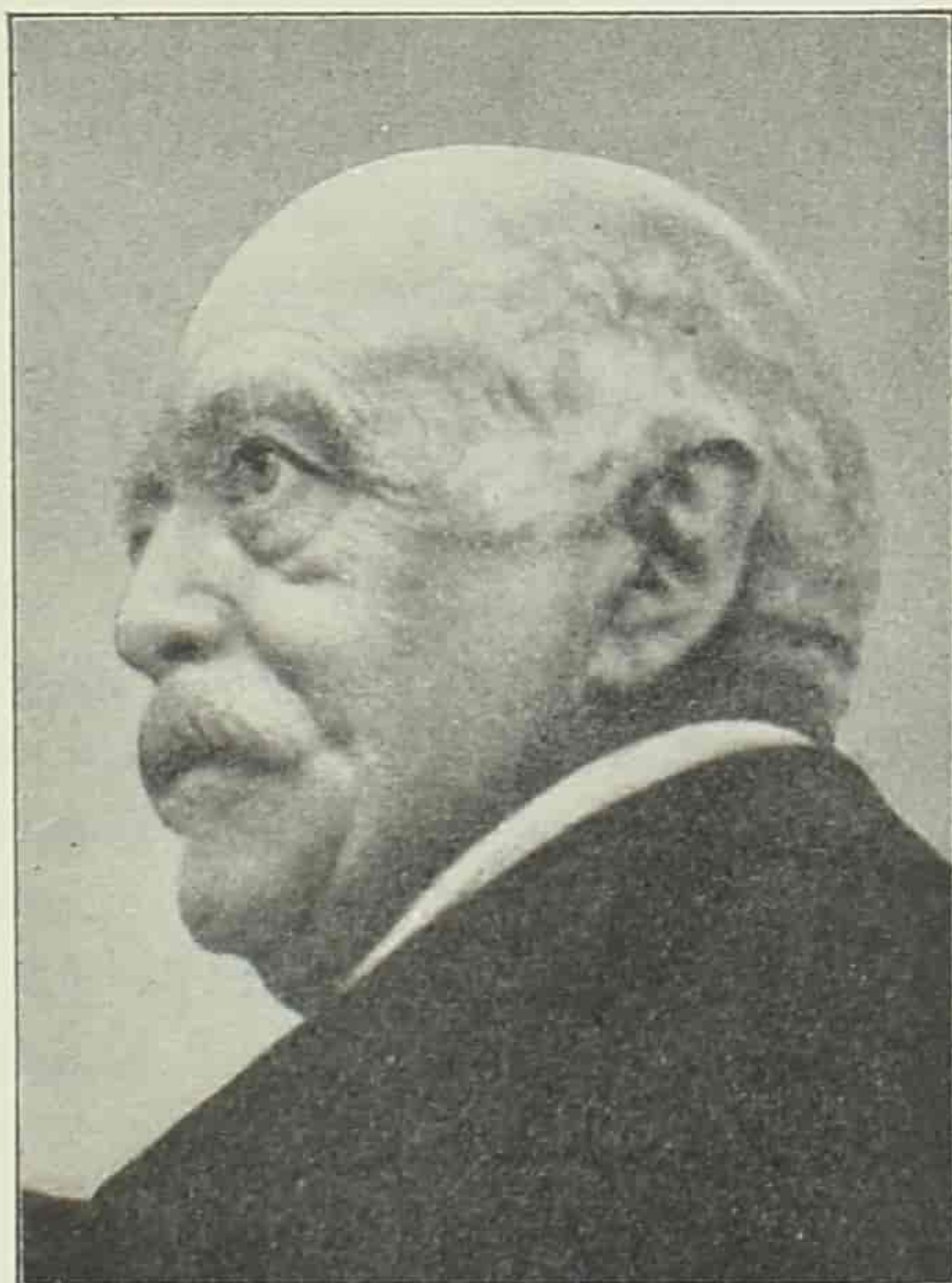
alles dessen, was dieser je sagen wird, indem es das Monogramm alles Denkens und Trachtens dieses Menschen ist. Auch spricht der Mund nur Gedanken eines Menschen, das Gesicht einen Gedanken der Natur aus. Daher ist Jeder wert, daß man ihn aufmerksam betrachte; wenn auch nicht Jeder, daß man mit ihm rede." Ja wir sind geneigt aus allem, was wir von einem Menschen sehen und hören, etwas herauszulesen, und für oder gegen ihn zu verwenden, sei es im Urteil oder Verhalten. Und bei der weit verbreiteten Krankheit der Schablonisierung wird vielen bitteres Unrecht getan, weil die große Menge der Richtenden „schnell fertig mit dem Worte" ist und mit einer unglaublich kleinen Anzahl von Begriffen als unbiegsamen Maßstäben hantiert. Wenn solch ein Kenner seinen Nächsten in lebhaftem Zorn aufwallen sieht, wird er, gemäß seiner unerschütterlichen Meinung, als „heftig, exzentrisch, brutal" ausgegeben, mag er in Wirklichkeit herzensgut und sanftmütig sein, wie er es nie gewesen ist. Diese Weltenrichter wissen nicht, daß tiefe, feine, zartorganisierte Gemüter bei geringstem Anlaß viel energischer ergriffen und erschüttert werden, als ihre Grobförnigkeit bei

Fähigkeiten, nach den Erfahrungen, Erlebnissen und Peitschenschlägen des Schicksals. Das fesselt. Bei Schopenhauer heißt's darum: „Dem allen nun könnte nicht so sein, wenn, wie einige Toren wähnen, das Aussehen des Menschen nichts zu bedeuten hätte. . . . Vielmehr ist jedes Menschen-ge-sicht eine Hieroglyphe, die sich allerdings entziffern läßt, ja, deren Alphabet wir fertig in uns tragen. Sogar sagt das Gesicht eines Menschen in der Regel mehr und Interessanteres, als sein Mund; denn es ist das Kompendium



blutendem Rapierritz. Derbheit und kaltes Phlegma läßt sich freilich schwer aus der Ruhe bringen. Die schöne Tugend der Versöhnlichkeit ist bei ihnen nur wesenloser Schein, die schwer zu störende Zufriedenheit nur willkommener Vorschub der Bequemlichkeitsstrieb. Ihrer Unfähigkeit zum Haß entspricht die Unfähigkeit zu starker echter Liebe, die im Mitgefühl mit fremdem Leid sich nicht zu identifizieren vermag. Sie begreifen nicht wie man anderen widerfahrenes Unrecht als einem selber angetan empfinden, wie Parteihafß ein „heiliger Zorn“ sein kann, der die Edelsten entzünden wird und entflammen muß, wo jedes Verzeihen gleichbedeutend mit Verrat ist. Wie sollen auch vulgären Seelchen, die nichts oder wenig Markantes an sich tragen, bei denen jeder Eindruck sich leicht verwischt, die Fühlfäden des Verständnisses wachsen, mit denen sie zart und leise die Falten und Fältchen fremden Wesens betasten könnten. Doch tugendstolz werfen sie zu Tribunalrichtern sich auf, nennen sich „Menschenkenner“ und behandeln die Menscheneremplare wie Käfer, die sie aufgespießt in ihre Sammelfasten stecken.

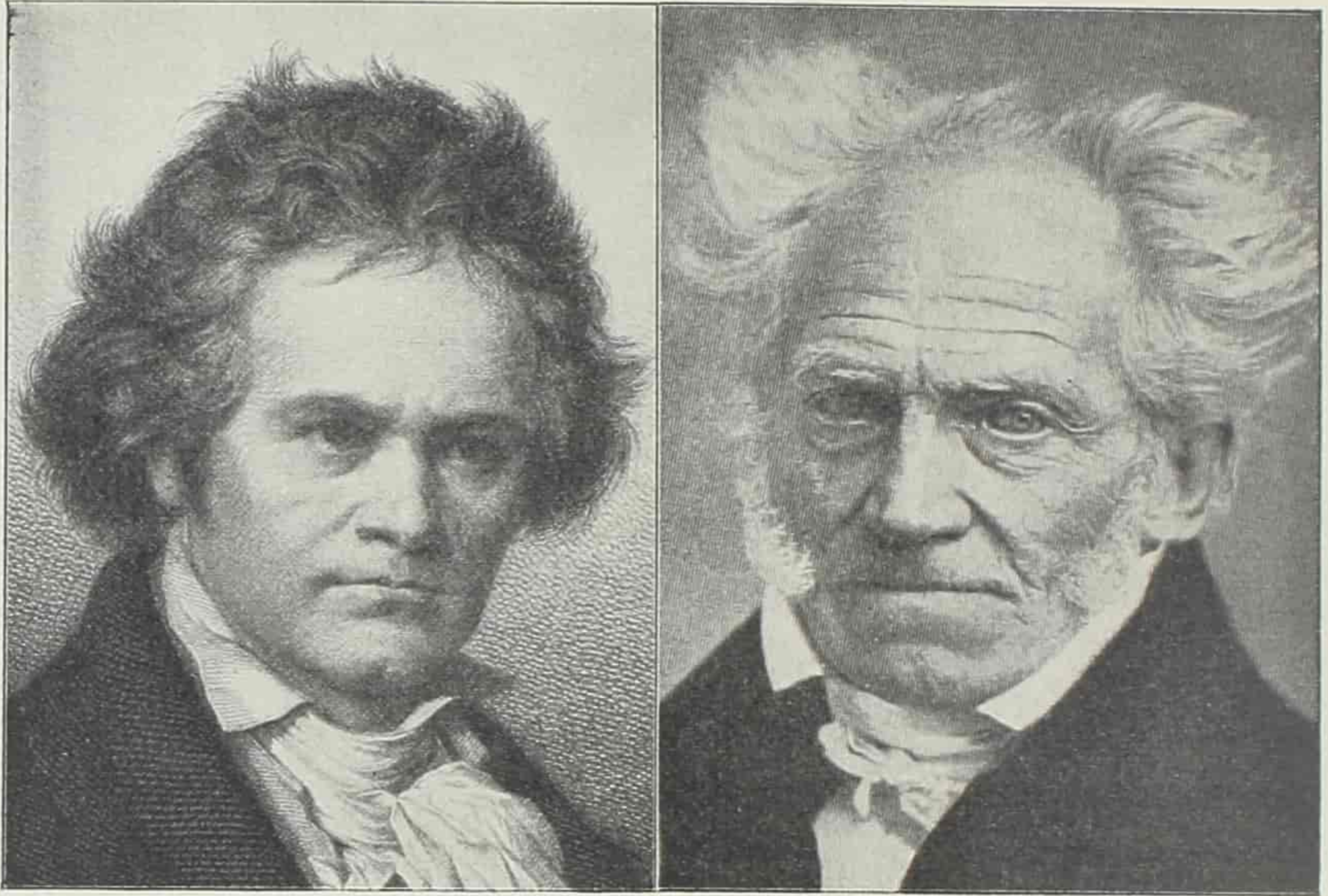
Vor solchen Irrtümern bewahren uns gründliche physiognomische Kenntnisse. Sie lernen uns alles beachten, von vielen Gesichtspunkten betrachten, sie veranlassen uns, in die tiefsten Schächte des menschlichen Seelenlebens einzudringen, hinabzusteigen in die Schlünde und Abgründe eines Naturells, dort Kummer und Sorge, Freude und Glück, ungebändigte und gebändigte Leidenschaften nachzuleben, nachzuempfinden, damit wir befähigt werden, an der wechselnden Oberfläche dünnschichtigen und selbst meeresstiefen Erzeichtum verschlossener Menschen-



Nr. 9.

Bismarck.





Nr. 10.

Beethoven.

Nr. 11.

Schopenhauer.

herzen zu erkennen. Nicht alle geben sich natürlich. Wie viele sind durch soziale Verhältnisse gezwungen, sagt Strak, „ihr ganzes Leben lang eine physiognomische Maske zu tragen und ihre wahre Natur, vielleicht sich selbst unbewußt, zu verleugnen. Man denke an das stereotype freundliche Lächeln des Kellners, des Verkäufers, an den stumpfen Blick des Arbeiters, an das Gelegenheitsgesicht der Welt-dame, des Pfarrers, des Schauspielers; sie alle trügen, und wenn man den Schleier lüftet, findet man ganz andere Eigenschaften, als in dem Aushängeschild des Gesichts verkündet werden. Schon bei den Kindern werden diese Masken anezogen.“ Auch die Physiognomie der sogenannten Gebildeten ist meist unwahr und so lange nicht zu erkennen, als wir mit den Ausdrucksbewegungen des Gesichtes nicht vertraut sind. Das Gesicht wird hier zum Interessensfeld mißbraucht, auf dem sie ihren lügnerischen Waffentanz aufführen. Doch das Verhalten der guten Gesellschaft ist, gleich dem Verfahren des Heuchlers, der beste Beweis für die Wahrheit der Physiognomik. Heuchler sind geborene Intuitiv-Charakterologen, die den Redlichen nachahmen, weil sie wissen, daß solche Züge auffallen und mit Speck Mäuse zu fangen sind. Der „geniale“ Betrüger verfährt individuell. Wie





Nr. 12.

Talleyrand.

Nr. 13.

Kleber.

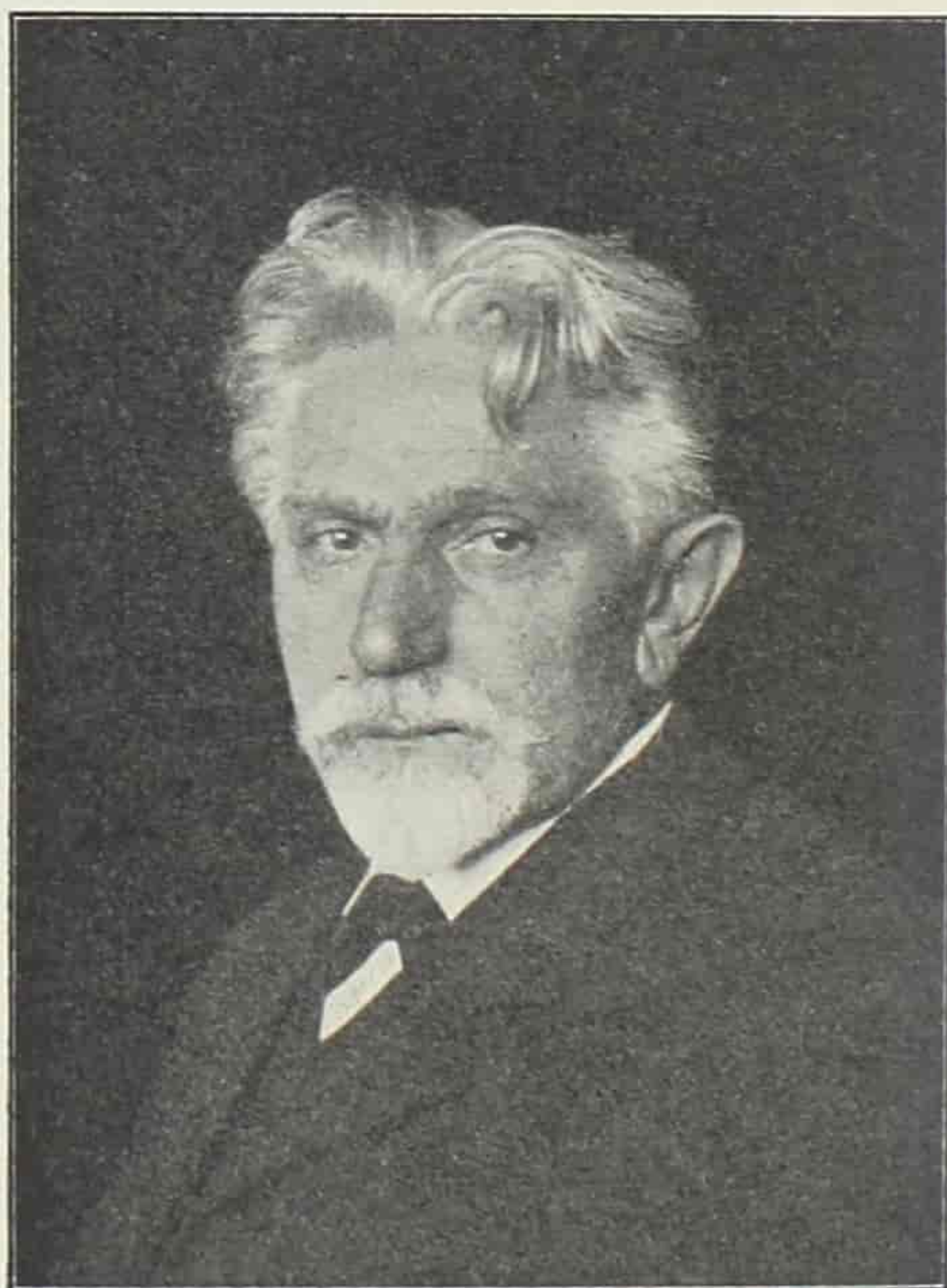
jedes Wild seinen besonderen Köder fordert, so erkennt er mit scharfem Auge jene Menschen, die nur Braten in die Falle lockt und die Leichtgläubigen, die schon auf Vogelbeeren zuschnappen.

Ist es nach allem noch notwendig, den Nutzen der physiognomischen Kenntnisse zu preisen? Wer im hastenden Treiben des Alltagslebens steht, kann keine Wahrheiten der Wahrheit wegen suchen, sondern muß fragen, welchen Nutzen ihm die Wahrheit bringt. Abgesehen von dem besonderen Wert der Physiognomik, den sie für Kaufleute, Direktoren, Lehrer und Richter, Aerzte und Diplomaten, Volks- und Kanzelredner hat, beruht ihr positiver Wert im Erkennenlernen, was vermieden werden muß, damit wir im Erreichen unserer Pläne, unserer Ziele, unseres Glücks nicht gehindert werden. Die Physiognomik führt uns zur Selbsterkenntnis, auf diesem Wege gelangen wir zur Selbsterziehung und so zur Selbstbefreiung. Weiteren sehr realen Wert besitzt die Physiognomik im harten Kampf ums Dasein, indem wir die Gesinnungen, Absichten und Leidenschaften anderer erkennen und vor schmerzlichen Erfahrungen bewahrt bleiben. Ihre Lehren geben uns die Mittel in die Hand, dem Heuchler die treulose Maske abzuziehen, damit ihm nur die



Schande bleibt, sie getragen zu haben. In diesem Sinne die Physiognomik üben ist des Schweißes all derer wert, die Menschenkenner werden und sein wollen. Wohl zählt sie zu den allerverwickeltesten und schwierigsten Wissensobjekten, aber sie umflammert, verkettet und verläßt uns nie mehr, sobald wir das Innerste ihres Heiligtums betreten haben, wie sie auch ohne diese intime Beziehung uns nicht verläßt, selbst den Gegner nicht meidet und allen ihre Zeichen mit hartem Griffel eingräbt. Flüchtig und unauslöschlich schreibt die Seele ihre Neigungen, Wünsche und geheimsten Sehnsüchten ins Tagebuch des Antlitzes, durchzieht es mit Furchen und Ringen, ähnlich wie die Zahl der Jahre den Durchschnitt des Baumes. Auch Menschenstirnen tragen Jahresringe mit ihren Sorgenfalten, Kummerlinien und Schmerzensrunen. Mit Recht sagt der Dichter:

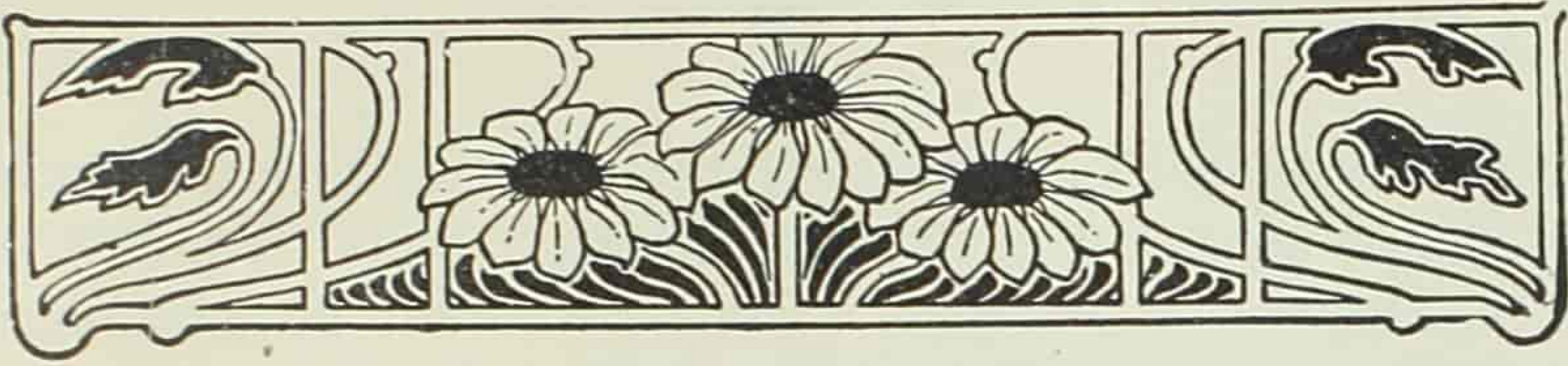
Geh', so still du magst, deine Wege,  
Es drückt dir die Zeit ihr Gepräge  
Es drückt ihr Gepräge die Welt  
Auf dein Antlitz, wie Fürsten aufs Geld.



Nr. 14.

Bebel.





## Geschichtliches.

Die Praxis kann nie die Entwicklung einer grundlegenden Wissenschaft abwarten. Sie muß, dem Zwange des Augenblicks folgend, mit ihrer Tätigkeit unverzüglich beginnen. Die herrschende Weltanschauung gibt ihr die Richtung. Gerade oder schiefe Bahnen wandelnd, wird auch das Verfahren des Alltagslebens ihren Spuren folgen und zur schnellen oder langsamen Klärung gelangen. In der Urzeit umfaßte der Mythos die ganze Weltanschauung der Völker. Kulthandlungen waren ihre Aeußerungen. Auch unsere Tätigkeiten weisen in zahlreichen Fällen noch auf Kulthandlungen zurück.



Nr. 15.

Soult.

Als der Tierkult bei den Horden vieler Volksstämme in höchster Blüte stand, der Tierfetisch seine Rolle spielte, Stämme, Kasten, Gilden, Familien und Einzelpersonen ihre Bezeichnung nach ihm empfangen oder gar ihren Ursprung herleiteten, wurde bereits unter der heiteren Sonne Griechenlands der Versuch gewagt, die Physiognomik auf wissenschaftliche Grundlagen zu stellen. Eine Geschichte der Physiognomik schreiben hieße daher, ein vielhundert Seiten starkes Werk der Deffentlichkeit übergeben. Die



Arbeit wäre lohnend, wenn diese Lehre mit dem Fortschritt der Menschheit gleichen Schritt gehalten hätte. Leider verlor sie sich in räthelhafte Hirngespinnste, in verworrene und verschwommene Theorien, gelangte in Mißkredit und gilt bis heute als ein „unwürdiges“ Objekt der Forschung, das aus der Kumpelkammer der Wissenschaft gar nicht hervorgeholt wird. Wer diesem auffallend vernachlässigten Wissenszweig seine Aufmerksamkeit widmet, muß gefaßt sein, daß die Erbpächter der Wissenschaft sein reines Gewand besudeln, obwohl die Graphologie — das jüngste Reiz dieses Zweiges — wissenschaftlicher Anerkennung sich erfreut, und die Phrenologie ernster Beachtung sich zu erfreuen beginnt.

Wir wollen die Jahrtausende im schnellen Fluge durchheilen, um bei den namhaftesten Vertretern Sekunden verweilen zu können. Den ersten Versuch, den Gesichtsausdruck auf bestimmte Grundsätze zurückzuführen, wurde von keinem Geringeren unternommen, als dem Altmeister der Philosophie. Aristoteles schrieb bereits ein eigenes Buch in sechs Kapiteln, das er »Physiognomonica« nannte. Darin lehrte er die Merkmale des Antlitzes entziffern, legte aber dem mimischen Ausdruck des Gesichtes wenig Bedeutung bei, weil die Leidenschaften von zu kurzer Dauer sein. Wichtiger erschien ihm der Vergleich der geistigen Eigenschaften mit den Eigentümlichkeiten der Tiere. Aehnlichkeit in der äußeren Gestalt bedinge auch eine Aehnlichkeit in der Charakteranlage sagte er, darum sei das Antlitz durch Vergleiche mit Tiergesichtern zu erklären. Die Aehnlichkeit eines Kopfes mit diesem oder jenem Tier berechtere, auf ähnliche Wesensart zu schließen. So bedeuten dicke Nasen wie beim Ochsen auch beim Menschen — Trägheit, spitze Nasen wie beim Hund — Jähzorn, feine Haare wie beim Hirsch und Hasen — Furchtsamkeit, rauhe Haare wie beim Eber und Löwen — Mut.

Fragmentarische Winke über die Physiognomik haben indessen auch andere Philosophen fallen lassen. Solche sind uns von Solon, Pythagoras, Sokrates und Plato bekannt. Der letztere prüfte aufmerksam die Mienen der Hörer und wollte Häßliche in seinem Kreise gar nicht sehen. Anerkennende Aussprüche in reichlicher Fülle besitzen wir von den Römern, es sei nur an Cicero, Sulla, Cäsar und die Auguren erinnert. Ein großer Kenner und Förderer dieser Kunst war Plinius, und zu den



Zeiten der ersten Kaiser in Rom wurden Polemon und Adamantius als Sachverständige geschätzt. Alle drei hinterließen Schriften. Von ihnen, wie allen ungenannten Schriftstellern dieser Zeit, gilt die Generalbemerkung, daß sie ihre Beobachtungen nur auf die Ähnlichkeit zwischen Tier und Mensch richteten, obwohl hier und da auch zutreffende Gleichnisse gemacht wurden.

Es kam die Herrschaft des Christentums, der Verfall der Wissenschaften, die Wertschätzung des Mystischen. Alle Lebensprozesse umhüllte ein geheimnisvoller Schleier; für die Wahrsager, Gaukler wie Betrüger war der Boden bestellt. Man prophezeite aus den Falten der Stirn die Zukunft, weisjagte aus dem Blick das Gute und Böse im Menschen und heimste, ein Jahrtausend hindurch, Schätze für Humbug ein. Bei diesem glänzenden Geschäft kümmerte sich niemand um die Forschung. Die Meinungen wurden nicht geändert, nur verworrener von Generation auf Generation überliefert und reiheten nach altem Gesetz sich so gleichmäßig aneinander, wie die Holzperlen am Rosenkranz. Savonarolas „Spiegel der Natur“ blieb ganz unbeachtet.

Erst im 16. Jahrhundert tritt ein Neapolitaner auf, der über die Scharlatanerie seiner Zeit hinausfand und den wissenschaftlichen Weg zu gehen versuchte. Doch nur versuchte. Es war dies Joh. Baptiste Porta, der 1593 sein Werk „De humana Physiognomia“ veröffentlichte, das später in verschiedene Sprachen übersetzt wurde. Porta suchte darin die Theorie des Aristoteles weiter auszubauen und war der erste, der sämtliche äußeren Organe des Menschen in den Kreis seiner Betrachtungen zog. Ueber die Tiersymbolik kam er jedoch auch nicht hinaus. Man mag über seine Schlußfolgerungen lächeln, aber alles in allem genommen ist das Buch in jener dunklen Zeitepoche eine ganz ansehnliche Leistung gewesen, wenn auch ohne wissenschaftlichen Wert. Es war den damaligen Verhältnissen entsprechend reich illustriert und fand vielleicht deshalb so großen Beifall.

Samuel Fuchs, Vivius und noch Ende des 17. Jahrhunderts Coclenius suchen die Stirnfalten mit den Planeten in Verbindung zu bringen und damit die tollen Hirngespinnste der Astrologie auf die Physiognomik zu übertragen. Huarte, ein Spanier, befaßte sich hauptsächlich mit den Heiligen in seiner „Prüfung der



Köpfe zu den Wissenschaften“, die von Lessing 1752 ins Deutsche übersetzt wurde. Beuschel und Bernety haben in ihren Büchern die verschiedenen Ansichten gesammelt und diesen eigene Beobachtungen hinzugefügt. Das gilt namentlich vom letzteren, dem Lavater ein großes Verdienst um die Physiognomik zuschreibt, weil er sie von „vielen Abgeschmacktheiten“ säuberte. Bernety war Abt, Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften und Künste in Berlin und Florenz und Bibliothekar Friedrich des Großen von Preußen. Sein zweibändiges Werk vermag den modernen Menschen nicht zu fesseln. Es wird wenig Zeitgenossen geben die es kennen, doch kaum einen der die 800 Druckseiten durchgelesen hat. In diese Zeit fällt noch ein Buch von Joh. Fried. Helvetius, das von seinen Zeitgenossen als „gut“ bezeichnet wurde, obwohl es nicht frei von Planetismus ist.

Das waren die namhaftesten Vertreter der Physiognomik, bis ein neuer sich hinzugesellte, dessen Name mit der Sache unzertrennlich verbunden zu sein scheint. Joh. Caspar Lavater hieß der vielbewunderte Mann, dessen Werke mit beispiellosem Enthusiasmus aufgenommen wurden und dessen grenzenlose Eitelkeit und Selbstüberschätzung das meiste dazu beitrug, die Physiognomik in Verruf und Mißkredit zu bringen. Das klingt paradox, ist aber bedauerlicherweise so.

Um Lavater ganz zu verstehen, erscheint es angezeigt, einen Blick auf seinen Werdegang zu werfen. Er wurde im November 1741 in Zürich geboren, wo sein Vater praktischer Arzt war. Als Knabe verriet er keine anderen Fähigkeiten als außergewöhnlichen Hang zur Träumerei und religiösen Schwärmerei. Auch die seltene Gewohnheit, während der Knabenjahre die Bibel zu lesen, zeichnete ihn aus. „In brennender Liebe zu Gott“ wurde er Geistlicher, wodurch er Gelegenheit bekam, den enthusiastischen Gefühlen und Gedanken Ausdruck zu geben. Durch seine hinreißende überzeugende Art erwarb er sich schnell den Ruf, ein glänzender Kanzelredner zu sein. Wie er sprach so schrieb er auch; mit großer Zuversichtlichkeit und schön gefärbten Redewendungen, womit der Mangel an logischer Klarheit verdeckt wurde. Doch gerade dies trug viel zur Verbreitung seiner Lehre bei. Neben zahlreichen theologischen Zeitschriften gab er 1772 zwei Vorlesungen heraus, die in der „Züricher Naturforschenden



Gesellschaft für Physiognomik“ von ihm gehalten wurden. Sie waren die Vorläufer von seinen vier berühmten, 1400 Seiten umfassenden Folianten, die von 1775—78 erschienen, mit prächtigen Bildern ausgestattet waren, nach seinen eigenen Worten „für den großen Haufen nicht geschrieben“ wurden und „vom gemeinen Manne nicht gelesen und nicht gekauft werden sollten“. Das Werk war aber auch für den „gemeinen Bürger“ viel zu teuer und so erschien 1783—87 ein illustrierter kleiner Auszug in drei Bänden. Nach seinem Tode wurde in Wien ein Auszug von vier Bänden veröffentlicht, der 1829 in den Buchhandel gelangte. 1908 erlebte das Hauptwerk, die „Physiognomischen Fragmente“, den ersten Nachdruck in Berlin, an dem 130 Jahre fortschreitender Illustrationstechnik spurlos vorübergegangen sind. Im Lavaterschen Original sind die Illustrationen, im Gegensatz zu diesem anastatischen Klitsch, Kunstwerke zu nennen, für den im Subskriptionspreis noch 75 M. bezahlt werden mußten. Kurz nach seinem Tode erschien noch ein „Schriftlicher Nachlaß“ von Regeln, der ursprünglich nur für die intimsten Freunde bestimmt war.

Lavaters unzweifelhaft richtiger Grundsatz war: daß zwischen der äußeren Erscheinung und dem inneren Menschen ein ursächlicher Zusammenhang bestehe, den durch Beobachtungen festzustellen und auf seine Gesetze zurückzuführen Aufgabe der Wissenschaft sein müsse. Sobald er aber zur Begründung seiner Anschauungen schritt, versagte und mit redseliger Selbstgefälligkeit überbrückte er wissenschaftliche Schwierigkeiten, die den Gelehrten so anhaltend abstießen, wie sie den Ungelehrten anzogen. Aber trotzdem gelang es ihm das Interesse Wielands, Herders, Klopstocks und selbst Goethes zu gewinnen. Ja Goethe stand mit ihm im traulichsten Verkehr, er besorgte sogar die Herausgabe der Physiognomischen Fragmente, als er die persönlichen Beziehungen zu ihm bereits abgebrochen hatte.

Lavater fehlte die naturwissenschaftliche Vorbildung und Methode; daher entging ihm die Hauptforderung, die wir an Kunst und Wissenschaft stellen müssen. Beobachtungen, Urteile haben nur dann einen Wert, wenn sie durch andere mit möglicher Genauigkeit kontrolliert werden können. Bei ihm trifft das nicht zu. Er orakelte vieldeutig dunkel und unverständlich



und gefiel sich in der Rolle eines weltverbessernden, weltbeglückenden Messias. Seine Fragmente wurden ja auch zur „Beförderung“ der Menschenkenntnis und „Menschenliebe“ geschrieben. Mit unbeschreiblicher Breite unter einem Wust von Worten begrub er die einfachste Erfahrungstatsache; ohne den leisesten Versuch einer Zergliederung zu wagen, weisagt und prophezeit er eifrig auf 1400 langen Seiten, daß man nach jedem Kapitel den Eindruck hat, er habe in begeisterten Ausrufen sich nunmehr erschöpft. Man höre nur, was er vom Munde verkündet: „Wer will aussprechen, was er ausspricht, selbst wenn er schweigt? Ein Mensch, der die Würde dieses Gliedes — wie ganz anders ist es, als alles Andere, was man Glied nennt? wie nicht abzulösen? wie nicht zu bestimmen? wieviel einfacher und zusammengesetzter? — ein Mensch, der die Würde dieses Gliedes kannte, fühlte, inniger fühlte — er spräche Gottes Worte, und seine Worte wären Gottestaten. — O, daß ich nur zittern kann, statt zu sprechen von der Herrlichkeit des Mundes, dieses Hauptsitzes der Weisheit und Hoheit, der Kraft und der Schwachheit, der Tugendhaftigkeit und Lasterhaftigkeit, der Feinheit und Grobheit des menschlichen Geistes! Diesem Sitze aller Liebe und alles Hasses, aller Aufrichtigkeit und aller Falschheit, aller Demut und alles Stolzes, aller Verstellung und Wahrheit!

O, zu welchen Anbetungen\* würde er sich öffnen oder schließen mein Mund, wenn ich mehr Mensch wäre!

O, die verstimmte, verunmenschlichte Menschheit! O, trauriges Geheimnis meiner mich mißbildenden Jugendjahre! Wille des Allwaltenden, wann wirst du dich aufhellen? — Ich bete an, weil ich fühle, daß ich — nicht anzubeten würdig bin! Doch werde ich es werden, wie es Menschen werden können, denn der mich schuf, einen Mund gab er mir.

O, ewiges Leben, wie wird mir sein, wenn ich im Angesichte Christus den Mund der Gottheit mit meinen Augen sehen und jauchzend fühlen werde: „Auch ich habe einen Mund, Ebenbild dessen, den ich anbetete, empfangen! Den kann ich nennen, der mir ihn gab, o, ewiges Leben im bloßen Gedanken!“

Maler und Bildner! wie soll ich euch erflehen, dieses heilige Organon zu studieren, in allen seinen feinen Zügen, aller seiner Harmonie und Proportion? Uebergießt einen charakteristischen



Mund lebender und toter Menschen mit dem feinsten Gips und formiert danach, und zeichnet danach, und lernt daran beobachten, studiert erst tagelang einen.“

Nach dieser kleinen Probe wird es niemanden mehr überraschen, wenn man erfährt, daß Christus selbst einen großen Raum in seinen Fragmenten einnimmt, von dem er zahlreiche gute und schlechte Bilder zusammentrug. Christus, das Ideal des menschlichen Genius, gab ihm die Schablone zum vollkommenen Menschen, in welche er Anlagen, Gesichts- und Kopfformen seiner Freunde und Bekannten hineinpafte. Sein höchster Wunsch war, einen Schattenriß von Jesu zu haben, und seine Fragmente veranlaßten daraufhin in Deutschland eine förmliche Schattenwut. Es gehört der ganze Silhouettenfanatismus jener Zeit dazu, die Worte zu verstehen, wenn er sagt: „Aus bloßen Schattenriffen habe ich mehr physiognomische Kenntnisse gesammelt als aus allen übrigen Porträts, durch sie mein physiognomisches Gefühl mehr geschärft, als selber durch das Anschauen der immer sich wandelnden Natur. Die Physiognomie hat keinen zuverlässigeren und unwiderlegbareren Beweis ihrer objektiven Wahrhaftigkeit als die Schattenriffe.“ Uns genügt nicht mehr die Photographie, weil wir wissen wie sehr sie täuschen kann, uns genügt nicht mehr ein naturgetreues Bild mit dem Anblick eines flüchtigen Moments, der gewöhnlich für die betreffende Person nicht charakteristisch ist, und Lavater wollte aus der Gesichtskontur allein den ganzen geistigen Ausdruck des Menschen erraten. Ja noch mehr. Er verstieg sich zu Behauptungen, die nicht nur Kopfschütteln erregen, sondern ernste Gegner ihm schaffen mußte. Im dritten Bande seines Werkes schreibt er auf Seite 349 vom preußischen König Friedrich II., nachdem er das Auge vorher besprach, das „mehr treffend als blendend, durchdringend als blickend“ sein soll, wörtlich: „Aber, man decke das Auge! man verbinde dem Physiognomisten die Augen — man erlaube ihm, mit dem bloßen Gefühle der äußersten Fingerspitzen von der Höhe der Stirne bis an das Ende der Nase sanft herabzuglitschen — neuntausend, neunhundert, neunundneunzig vor ihm werden ihm vorgeführt — Friedrich sei der Zehntausendste — und der Physiognomist wird niederfallen und ausrufen — ein prädestinierter König — oder



Welterschütterer! Ohne Taten lebt der nicht so wenig als ohne Odem! Vordrang! hohes Selbstgefühl, das in Menschenverachtung ausarten muß, weil er seinesgleichen nicht finden kann, und die Nächsten bei ihm — vielleicht gerade die kleinsten sind." Der spornlose Stiefel des Königs galt ihm als physiognomisches „Emblem voll Wahrheit und Bedeutung“.

Diesen Worten eine Bemerkung zusetzen hieße den Eindruck verwischen. Gewiß, es ist ein ausgesuchtes Zitat, aber solche Tollheiten finden wir im ganzen Werk. Er redet sogar von der Silhouette einer Bienenkönigin. Aufrichtig bedauert er die Unmöglichkeit, eine solche rasieren zu können, sonst glaubte er in der Lage zu sein, „das Königliche, das Superiore“ an ihr zu zeigen. Der „Silberblick der Tugend“ sei neben vielen anderen Dingen gar nicht besprochen. Erwähnt sei nur, daß er Ehrlichkeit und Tugend aus dem allgemeinen Gesichtsausdruck diagnostizierte, also konnte nach seiner Meinung, ein in seinem Werke abgebildetes Dienstmädchen, vom „Wege der Tugend nicht abgeirrt“ und unmöglich gesegneten Leibes sein. In diesem Falle mochte er recht haben, aber in hundert anderen Fällen würde ihn der „Silberblick“ arg im Stiche gelassen haben.

Um das Bild zu vervollständigen, sei noch eine Regel aus dem schriftlichen Nachlaß wiedergegeben, der als Essenz seiner Weisheit betrachtet werden muß. Sie lautet: „Weiber mit braunen, behaarten oder borstigen Warzen am Kinn, besonders am Unterteile des Kinnes, oder am Halse — sind zwar gemeinlich wacker, tätig, gute Hausmütter, aber äußerst sanguinisch und bis zur Narrheit, ja zur Tollheit verliebt. Sie schwätzen viel und schwätzen gern nur von Einem.“

Lavater war ein genialer Visionär, ein Anreger, in dessen Werke die hellsten Gedankenblitze mit minderwertigster Spreu vermengt sind. Daß er kein Naturforscher war, ist zu bedauern, daß er intuitiv in überschwenglichen Andeutungen der wissenschaftlichen Untersuchung den Boden bereitete, nicht zu bestreiten. Aber es steht niemandem zu, ihn zu verhöhnern. Er war ein Kind seiner Zeit, seiner Erziehung und seiner Umgebung. Hundert Jahre später geboren, würde er mehr geleistet haben. Es gibt heutzutage wenig Menschen, die sein Originalwerk gesehen haben oder gar studierten, aber Gebildete und Halbgebildete



fühlen sich berufen, über ihn heranzuziehen. Selbst Piderit operiert mit Argumenten, die mehr als hundert Jahre alt sind. Heute ist es leicht, nach dem Ei des Columbus, Amerika zu entdecken, den Entdecker zu schmähen, weil die Fahrt zwar unsicher aber nicht schwer gewesen sei.

Lavater muß zugute gehalten werden, daß er der Schwäche seiner Kraft sich schließlich bewußt wurde, kein System schaffen wollte, weil er's nicht konnte. Am Schlusse des vierten Bandes bekennt er: „Ich habe Fragmente geliefert und konnte nichts mehr liefern. Wer einen Plan, oder System, oder etwas Vollständiges von mir fordert, weiß nicht, was er fordert; weiß nicht, von wem er's fordert. . . . Wie unendlich vergraben in Schutt und Wust ist das wenig Wahre und Bestimmte, daß seit Jahrhunderten bis auf diese Stunde darüber geschrieben worden ist! Wie unermesslich viel ist's, was zu suchen und zu finden und nicht zu finden ist! Wie vieler Hilfsmittel und Vorerkenntnisse bedarfs, die von einem einzigen Menschen kaum erwartet werden können! . . . . Und von mir — was dürfte, was könnte man erwarten und mit Billigkeit fordern?“ Diese Erkenntnis versöhnt uns am Schlusse seines Werkes, das trotz aller Ueberschwenglichkeiten große unleugbare Wahrheiten enthält, wenn sie auch nebelhaft verschleiert sind.

Sein bedeutendster und erfolgreichster Gegner war sein Zeitgenosse Lichtenberg. Mit heißendem Spott geißelte er die Lavaterschen Schwächen und seine Schriften bilden heute noch das Arsenal für die Gegner der Physiognomik. Endlose Zitate schälen sie aus Lichtenbergs Schriften heraus, obwohl dieser in den gleichen Fehler der Uebertreibung verfällt wie Lavater. Der eine übertreibt zugunsten, der andere zu ungunsten der Physiognomik. Mit Recht spottet Lichtenberg: „Die schönste Seele bewohne den schönsten Körper und die häßlichste den häßlichsten. Also mit einer bloßen Veränderung der Metapher, vielleicht auch die größte Seele den größten und die gesündeste den gesündesten?“\*) Es heißt aber den Schwerpunkt der Sache verschieben und Lavaters Absichten fälschen, wenn er sagt: „So gut einer bei schön geformtem äußeren Ohr nicht bloß taub werden, sondern sogar

\*) Georg Chph. Lichtenberg: Ueber Physiognomik; wider die Physiognomen. Göttingen 1778. S. 36.



taub geboren sein kann, so gut kann einer bei der schönsten Nase schlecht riechen und ein Narr sein.“\*) Völlig fällt er aus der Rolle auf Seite 29, indem er das Salto mortale schlägt: „Warum deutet ihr nicht den Monat der Geburt, kalten Winter, faule Windeln, leichtfertige Wärterinnen, feuchte Schlafkammern, Krankheiten der Kindheit aus den Nasen.“ Lichtenberg behielt trotz solchem und ähnlichen Unsinn recht und fortan wandte jeder ernste Mann der „zweifelhaften“ Wissenschaft den Rücken. Lavaters Uebertreibungen forderten den grimmigsten Spott heraus — und der Spott siegte. Mit einem Schlage verlor die Physiognomik alle Sympathien, die sich weniger stark Gall zuwandten, als dieser mit dem vollen Rüstzeug der Wissenschaft gewappnet, auf den Plan trat. Mag auch die moderne Wissenschaft Gall als den eigentlichen Gründer der anthropologischen Forschung — hinstellen, sie erkennt ihn noch lange nicht an, — die ersten Anregungen für exakte Forschungen lieferte zweifellos Lavater, durch den Gall erst zu seinen Schädeluntersuchungen kam. Gall erwarb sich damit große Verdienste um die Medizin, die ihm nicht bloß die geeignetste Methode, das Hirn zu zergliedern, dankt, sondern auch die Lehre, daß die einzelnen Hirnteile besondere eigenartige Funktionen besitzen. Unbekümmert um das Urteil seiner Zeitgenossen trennte er seine Entdeckung von der Physiognomik, die ihm Einseitigkeit vorwarfen, denn „es ist dieses, als wenn man den Bau des Himmels trennen wollte von der Bewegung und dem Umlaufe der Sterne“, sagt Prof. Grohmann in seinen „Untersuchungen“. Galls Lehre ist, wie schon betont wurde, heute auf dem besten Wege wissenschaftliche Anerkennung zu finden, und das überhebt uns, die maßlose Arroganz des Budapester Professors Aurél v. Török zu kennzeichnen, der in den „Grundzügen einer systematischen Kranio-metrie“ sagt: „Fürwahr, kein wissenschaftlich denkender Naturforscher kann ohne gewisse Beschämung auf die Lavatersche Physiognomik und auf die Gallsche Phrenologie zurückblicken.“

Im Anschluß an Lavater hat Peter Camper die physiognomische Forschung etwas bereichert, dessen feine ästhetische Bildung und künstlerische Begabung selbst Goethe in hohem

---

\*) Lichtenberg: Ueber Physiognomik. Seite 73.



Grade anerkannte. Er war Holländer und zunächst Prediger; später studierte er unter Anleitung des berühmten Boerhave Medizin und wurde einer der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit. Mit wechselndem Glück schrieb er über dies und das, galt als feiner Beobachter und hervorragender Zeichner. Das befähigte ihn auch, für das Gebiet der Physiognomik manches Gute zu leisten und seine selbstausgeführten Zeichnungen werden in vielen Büchern noch heute verwendet. Ihm danken wir die ersten Versuche der Schädelmessungen nach bestimmten Regeln und den vielgenannten Winkel, auf den wir noch zu sprechen kommen.

Einen weiteren Anstoß empfing die Physiognomik durch Carl Gustav Carus, dessen „Symbolik der menschlichen Gestalt“ 1853 im Buchhandel erschien. Carus war Arzt, vertraut mit den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen seiner Zeit, der den Bau des Körpers mit den Ausdrucksbewegungen seiner Organe in Einklang zu bringen suchte. Er wollte der Physiognomik und Phrenologie eine streng wissenschaftliche Grundlage geben, was ihm bedauerlicherweise nicht gelang. Sein Werk enthält trotzdem eine Fülle zutreffender Hinweise und Bemerkungen, die aus der unklaren, schwerverständlichen Sprache förmlich herausgegraben werden müssen.

1872 nahm ein wissenschaftlicher Heros zu diesen Punkten Stellung und leider auch nur mit wenig Glück. Es war Darwin. Sein umfangreiches Buch: „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und Tieren“ gilt als seine schwächste Arbeit, obwohl es manchen Vorzug besitzt. Hier kommen neue wichtige Momente in die Physiognomik, einmal die streng wissenschaftliche Methode, zum andern das wechselnde Spiel der Gesichtszüge, die Mimik. Darwin suchte in seinem Werk alle mimischen Vorgänge von drei Hauptprinzipien zu erklären und sie gewaltsam zu einer Theorie zusammenzupressen. Das mußte mißlingen, weil er alles mit der Vererbungstheorie erklären zu müssen glaubte und über der physischen Ausbildung die psychische Entfaltung des Individuums vergaß. Das Buch enthält aber einen solchen Reichtum von zutreffenden Erfahrungs- und Beobachtungstatsachen, daß es jeder lesen muß, der seine physiognomischen Kenntnisse vervollkommen will.

Inzwischen erschien bereits von Theodor Piderit eine kleine Arbeit, die große Beachtung fand und die nun die Bahn für



die wissenschaftliche Mimik erschloß. Von Darwin beeinflusst, gab er ein größeres Buch heraus, in dem nachgewiesen wurde, wie und warum gewisse Seelenregungen gewisse Gesichtsmuskeln in Spannung versetzen, wie häufige Wiederholungen bestimmter Gesichtszüge bleibende Merkmale schaffen, die als Gesichtsfalten zutage treten. Er nahm eine strenge Scheidung zwischen der Mimik und Physiognomik vor, bestritt den unbeweglichen Gesichtsteilen, wie der Nase, dem Kinn, den Ohren und Stirnbau jeden physiognomischen Wert, für die er Lichtenbergs hundertjährigen Argumente heranzog. Wir wollen mit ihm nicht rechten. Was er leistete ist groß und unsterblich. Viele seiner Erklärungen sind lückenhaft und dürftig, aber nirgends ist er unklar oder verschwommen. In ihm verehren wir den Gründer der wissenschaftlichen Mimik. Die Physiognomik von der Mimik zu trennen ist unmöglich, und wenn Piderit in der zweiten Auflage seines Buches auch betont, daß sein Buch nicht dazu geschrieben sei, Gesetze anzugeben, die aus den äußeren Merkmalen Schlüsse auf die Charakterzüge anderer Personen zulassen, so wird er es der Nachwelt nicht wehren können, das doch zu tun. Ihm geht es wie Gerhardt Hauptmann, der unzählige Male erklären ließ, mit seinen Webern eine Verherrlichung der Arbeiterbewegung nicht beabsichtigt zu haben. Der gute Glaube wird nicht angezweifelt. Es kommt aber gar nicht darauf an, was einer wollte, sondern was er tat, leistete und schaffte. Piderits klar geordnetes System ist wertvoll im Dienste der Menschenkenntnis, hier wird es den größten Nutzen, den größten Segen stiften, hier wird es bekannter werden als in den Totengrüften staubiger Bibliotheken.

Die innigste Verbindung der Mimik mit der gesamten Psychologie hat der Philosoph Wilhelm Wundt nachgewiesen und damit die Forschung um ein Weiteres gefördert. An dieser Stelle setzte dann Henry Hughes ein mit seiner „Mimik des Menschen auf Grund voluntarischer Psychologie“. Sein Werk hat unbestreitbare Vorzüge, wenn auch einzelne Punkte mit übermäßiger Breite erörtert werden. Wo Piderit Lücken ließ, ergänzte er fleißig und bereicherte durch eigene vortreffliche Beobachtungen das Gebiet der Mimik. Namentlich die Mundzüge stellte er erschöpfend dar und die Affektäußerungen wurden durch ihn in ein geschlossenes System gebracht. Sein Fehler beruht



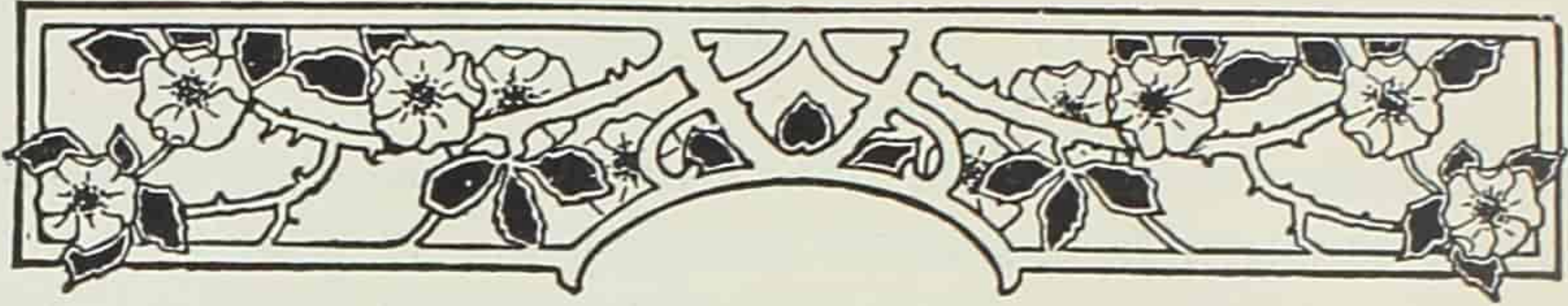
im frampfhaften Bemühen, jede Bewegung in die genau berechnete symmetrische Schablone des Systems zu schnallen.

1902 erschienen in Wien die „Grundformen der Mimik des Antlitzes“ von dem Dozenten Hermann Heller. Hellers Werk enthält ausgezeichnete, vielleicht die besten Illustrationen auf mimischem Gebiete. Die allein machen es wertvoll, ja unentbehrlich, sonst bringt es nichts neues, weil der Inhalt streng an Piderit sich anlehnt. Das Studium des Buches wird erschwert durch das schauderhafte Gelehrtendeutsch, welches innerhalb der schwarzen Grenzpfähle immer noch kultiviert wird. Die Abbildungen mit schwarzem Hintergrund im Kapitel „Der Mund“, sind verkleinerte Reproduktionen aus dem Hellerschen Werk.

Mitten in diese fortschreitende Entwicklung kam, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, ein atavistischer Rückschlag. Der 1864 im dänischen Kriege gefallene Historienmaler und Major Sophus Schack veröffentlichte ein umfangreiches Buch, in dem er für die alte, längst abgetane Tierphysiognomik eine Lanze brach und mit entsprechenden Bildern von historischen Personen recht geschickt operierte. Das Buch fand in Deutschland starke Verbreitung, warb viele Anhänger und weckte noch mehr falsche Vorstellungen. Noch 1890 wurde eine neue deutsche Auflage gedruckt. Was 2000 Jahre dem Verfall, Schutt und Moder widerstand, erscheint uns wichtig genug, noch näher betrachtet zu werden.







## Die Gesichtszüge und ihre physiognomischen Merkmale.

Will man die großen und kleinen Gewalten einer wildbewegten Menschenbrust erkennen und die stillen Gewässer durchschauen die in glanzvoller Schönheit des Himmels Blau auf ihrer Oberfläche spiegeln, obwohl Unrat und giftiges Gewürm den schlammigen Boden decken, so muß man schon ein geübter Kenner des menschlichen Seelenlebens sein. Leichter als beim modernen Kulturmenschen wird man im Antlitz des Bauern lesen, obwohl er unzugänglicher, härter, verschlossener erscheint. Sein Innenleben ist jedoch in der Regel ursprünglicher, einfacher, begrenzter, seine Leidenschaften unverfälschter und kräftiger, sein Gesichtsbild demnach wahrer als des Städters. Bei diesem hat der Reichtum des physiognomischen Ausdrucks sich ungemein gehoben, erstaunlich verfeinert. Obwohl das moderne Gesicht ein unendlich nuancenreicheres Seelenbild wurde, stehen uns zu seiner Charakterbeurteilung doch mehr Anhaltspunkte zur Verfügung, als den Völkern früherer Jahrhunderte zur Verfügung standen. Wie wenig Sinn die kulturell hochstehenden Griechen für die herrliche Fülle des Seelischen im Gesichtsausdruck hatten, beweist die Tatsache, daß sie in schauspielerischen Darstellungen die Mimik vollständig ausschalteten.

Die Beurteilung eines Menschen beginnt mit dem ersten Zusammentreffen. Der erste Eindruck, den ein Sterblicher macht, soll nach dem Urteil vieler Physiognomen sein Wesen am unverfälschtesten wieder spiegeln. Die natürlichen Farben der Liebenswürdigkeit, Ehrlichkeit und Beweglichkeit kämen hier am besten zum Ausdruck, andererseits ist der Blick des Beobachtenden am ungetrübtsten, am objektivsten. Hier hat noch keine Ueberraschung



Spuren der Zuneigung und Abneigung ins Herz gegraben, subjektive Gefühlsströmungen sind aus dem Bewußtsein verdrängt. „Demgemäß“, sagt Schopenhauer, „hat man den rein objektiven Eindruck eines Gesichts nur beim ersten Anblick. Wie Gerüche uns nur bei ihrem Eintritt affizieren und der Geschmack eines Weins eigentlich nur beim ersten Glase; so machen auch Gesichter ihren vollen Eindruck nur das erste Mal. Auf diesen soll man daher sorgfältig achten: man soll ihn sich merken, ja, bei persönlich uns wichtigen Menschen, ihn aufschreiben.“

Gefühle täuschen und der erste Eindruck auch. Daß unsympathische Züge uns zu ungerechten Vorurteilen verleiten, wird kein Unbefangener bestreiten. Sobald wir eine auffallend ähnliche Physiognomie mit einer uns bekannten Persönlichkeit sehen oder deren Bewegungen und Sprechweise an diese erinnert, sind wir unbewußt bereit, das Urteil dem anzupassen, das wir vom jeweiligen Bekannten uns gebildet haben: „ganz so wird er sein!“ Selbstverständlich, „der hat das auch an sich gehabt!“ So urteilt man stündlich und irrt stündlich. Wenn irgend ein Fremder im wachen Zustande Nachbars schlafender Tante ähnelt, braucht zwischen beiden noch keine Charakterverwandtschaft zu bestehen. Studieren wir vorurteilsfrei ein Verbrecheralbum, so finden wir die schwersten Jungen mit den treuesten, ehrlichsten, wohlwollendsten Gesichtern vertreten. Vergebens sucht man da nach dem Kainzeichen des Verbrechens. Schopenhauer widerlegt sich schließlich selbst hundert Zeilen weiter, indem er sagt: „Um die wahre Physiognomie eines Menschen rein und tief zu erfassen, muß man ihn beobachten, wann er allein und sich selbst überlassen dasitzt. Schon jede Gesellschaft und sein Gespräch mit einem Anderen wirft einen fremden Reflex auf ihn, meistens zu seinem Vorteil, indem er durch die Aktion und Reaktion in Tätigkeit gesetzt und dadurch gehoben wird. Hingegen allein sich selber überlassen, in der Brühe seiner eigenen Gedanken und Empfindungenschwimmend, — nur da ist er ganz und gar er selbst.“

Vor dem ersten Zusammentreffen hat man Körper- und Seelentoilette gemacht. Aus der Kleidung, den Umgangsformen, Verbeugungen und höflichen Worten wird in der ersten Besuchsstunde in ein Gesicht mehr hinein erklärt, als später aus demselben hinaus erklärt werden kann. Damit soll nicht bestritten



werden, daß es Menschen gibt, die ganz treffende Urteile abgeben, aber ebenso oft treffen sie mit derselben Schärfe, Bestimmtheit und Gründlichkeit auch daneben. Sie sind auf ihr Gefühl angewiesen und Gefühle sind beeinflusßbar.

Das Bedürfnis nach Augenblicksurteilen veranlaßte die Griechen bereits, grobtypische Anhaltspunkte zu suchen, und sie fanden solche beim Vergleich des menschlichen Antlitzes mit dem tierischen. Aristoteles hat davon geschrieben, Porta diese Anschauung in ein System gebracht, Lavater ließ sie gelten und zur jüngsten Auferstehung verhalf ihr Schack.

Schon die Urvölker gewöhnten sich, der Gesichts- und Kopfbildung beim Tiere verschiedene Merkmale anzudichten. Diese Anschauung erbte sich fort, sie kam auch auf uns, wurde jedem

Nr. 16.



Nr. 17.



auf der Schulbank eingepfropft und scheint allen Menschen in Fleisch und Blut übergegangen zu sein. In jedem der mannigfaltigen Tierköpfe sehen wir unbewußt ein eigentümliches Charaktermerkmal. In der Fabel lernten wir den Großmut des Löwen kennen, die Schlaueit des Fuchses, die Sanftmut des Schafes, die räuberische Tücke des Wolfes, ja selbst die Dankbarkeit eines Spazes, der im lästigen Sonnenbrand ein Pferd von Fliegen erlöste, obwohl der Egoist auf keine andere Weise müheloser zu fetten, vollgesogenen Exemplaren gelangen konnte. Noch mehr. Man stellte die Bilder dieser Tiere als Symbol der angeführten Eigenschaften auf und schuf sich in den ältesten Zeiten schon die Tiersymbolik. Diese Anschauung gelangte irrtümlich in die Physiognomik, wo sie zweitausend Jahre standgehalten hat.



Ihr letzter Vertreter, Sophus Schack, hat diese Theorie gar nicht ungeschickt beschrieben und mit historischen Namen zu belegen versucht. Die Vertreter der Tiersymbolik behaupten, daß jeder Mensch, neben seinen moralischen und intellektuellen Eigenschaften, auch tierische Neigungen habe, und wenn diese in überwiegendem Grade vorherrschen, so wird der Mensch auch im Aeußeren eine größere oder geringere Aehnlichkeit mit dem Tier besitzen, seine Eigenart und Gewohnheit mit der tierischen übereinstimmen. Nach ihrer Ueberzeugung hat beispielsweise ein Mensch wie Nr. 16 „im Punkte einer gewissen nervösen Leidenschaft“ eine Aehnlichkeit mit dem Hahn, was äußerlich durch die Nase und den Blick zur Geltung kommen soll. Also einen hitzigen, kampfbereiten Hahncharakter.

Nr. 18.



Nr. 19.



Wenn jemand mutig wie der Löwe ist, der wildentschlossen das stärkste Tier anfällt, bei gezwungenem Rückzug nur Schritt für Schritt weicht, dann hat der Betreffende eine Löwennatur und muß dem Löwen von Gestalt, Gesichtsform und Charakter gleichen. Schack führt zwei Namen der Geschichte an. Einmal den Riesen der Tribüne, den hinreißenden, furchtlosen Mirabeau, und den Giganten von Gestalt, den unerschütterlichen Angreifer mit wallendem Lockenhaar, General Kleber. Betrachten wir die obenstehenden Bilder, so müssen wir bekennen, daß hier eine frappante Aehnlichkeit vorliegt, soweit sie zwischen Mensch und Tier, zwischen Kleber und dem Löwen, überhaupt bestehen kann. Weiter vergleicht er Bernadotte mit einem Raubvogel, Voltaire



mit einem Affen, den geschmeidigen, berechnenden Talleyrand mit einem Fuchs, Robespierre mit einem Hyänen Gesicht. Er kennt Schaf- und Hunde-, Ochs- und Eselgesichter, Papageien- und Schweinphysiognomien, selbst die Gule, Ratte und der Bock müssen herhalten. Er stützt sich auf sprichwörtlich gewordene Redensarten wie: „Schlau wie der Fuchs“, „Sanft wie ein Schaf“, „Treu wie ein Hund“, „Bissig wie ein Bulldogg“, „Störrisch wie ein Esel“, „Feig wie ein Hase“, „Eitel wie ein Pfau“, „Schmutzig wie ein Schwein“ usw. usw. und meint, daß dieser bildlichen Anwendung doch allemal die unwillkürliche Vorstellung zugrunde liegen muß, die ins Volksbewußtsein eingedrungen ist.

Daß dem nicht so ist und solche Neußerungen meist der Gewohnheit und Gedankenlosigkeit entspringen, wissen wir alle. Nehmen wir aber die Lehren der Tiersymbolisten unter die kritische Lupe, so lösen sie sich in ihr Nichts auf, denn streng genommen phantasiert jeder die Maske eines Tieres in den anderen nur hinein. Die Wissenschaft kennt keine Löwen-, Fuchs-, Kuh-, Eselgesichter, wir haben darum bei unseren Untersuchungen solche und ähnliche Phantastereien auszuschließen. Wer in jeder Wolke, jedem Tintenfleck ein Gesicht und in jeder Gesichtskontur eine Bedeutung sieht, der wird nie mehr als ein Stümper werden und hat auf physiognomischem Gebiet nichts zu suchen.

Schack war Maler und deshalb kein schlechter Zeichner, ihm war es möglich, seinen Bildern jene Ähnlichkeit zu verleihen, die er für seine Beweise nötig hatte. Man betrachte die Abbildungen Nr. 18 und 19 recht genau und schlage dann Seite 19 auf, wo eine kleine Reproduktion des Originalgemäldes zu finden ist, das Schack zur Vorlage diente. Das berühmte Gemälde des französischen Generals hat mit dem Löwen Ausdruck der Schackschen Zeichnung gar keine Ähnlichkeit; nur die Lockenpracht kann diese Illusion hervorrufen. So willkürlich beliebte man, zum Zwecke des Beweises, die Illustration zuzuschneiden. Auf derselben Seite befindet sich auch Talleyrands fluges Gesicht. Daß es aber eine Ähnlichkeit mit einer Tiermaske, mit dem Fuchs hat, wird ein Sehender nicht behaupten. Mit diesen Beispielen fällt für uns die Tiersymbolik, sie gehört fortan nur der Geschichte an. Wer zum Beweis von Wahrheiten die Wirklichkeit



fälschen muß, bei dem fand die Wahrheit nie eine Stätte. Soweit wir in den nachstehenden Kapiteln auf die Tierwelt weisen, geschieht dies nie im Sinne der Tiersymbolik, sondern aus sprachlichen Gründen, der genaueren treffsicheren Bezeichnung wegen.

War die Tierphysiognomik eine Verirrung, so ist der anderen Richtung wieder viel Einseitigkeit vorzuhalten. Sokrates ewig junger Ausspruch zum Jüngling: „Rede, damit ich dich sehe!“ ist von den Jahrhunderten viel zu wenig beachtet worden. Er wollte das Spiel der Mienen kennen lernen und neben den geistigen Anlagen und Fähigkeiten auch auf die Beweglichkeit, Aufrichtigkeit und Begeisterungsfähigkeit bestimmte Schlüsse ziehen. Worte konnten täuschen, und nur die während der Rede ohne Wissen und Willen zum Vorschein kommenden Mienen die Wahrheit verraten.

Daß die menschliche Physiognomie das Produkt der Zusammenwirkung vieler Faktoren ist, daß sie charakteristischer erscheint, wenn das Gefühl stärker hervortritt, Gedanken und Affekte sich paaren, mußte man seit der ältesten Zeit, und doch hat man um die Muskelbewegung sich wenig gekümmert. Freilich war nach dem Fortschreiten der Anatomie und Physiologie der Weg viel leichter zu finden, aber siehe da, nachdem er gefunden war, trat eine plötzliche Wendung ein. Die verdienstreichsten Pioniere erklärten: „Schwarz sei nicht ganz schwarz“, unsere Entdeckung sei etwas ganz anderes als die Physiognomik, ja sie habe mit dieser gar nichts gemein und nannten die Ergebnisse ihres Fleißes „wissenschaftliche Mimik“.

Der Fehler der alten Physiognomen war, daß sie fast ausschließlich die festen Formen des Kopfes in den Kreis ihrer Betrachtungen zogen, ihnen fehlten die anatomischen und anthropologischen Kenntnisse, darum konnten sie zu keinen sicheren Ergebnissen gelangen. Daß sie intuitiv, gefühlsmäßig das Mienenspiel deuteten, geht aus dem angeführten Ausspruch des Sokrates hervor, ebenso aus den Schriften griechischer wie römischer Schriftsteller, namentlich aus Ciceros und Quintilians Werken. Jetzt nun eine künstliche Scheidewand zwischen zwei Reifern desselben Zweiges zu errichten, ist verfehlt zu nennen, denn „ein Goldstück“, sagt Lavater im ersten Band der Fragmente, „das in



meiner Hand warm geworden ist und in deiner kalt wird, bleibt immer dasselbe Goldstück." Hier ist es ebenso. Was in Lavaters Hand noch kalt war, in Piderits warm wurde, bleibt dennoch derselbe Schatz. Die Mimik ist die Lehre von den Gesichtsbewegungen, ihre Deutung fällt in das Gebiet der Physiognomik, an die das Volk, im sicheren Vorgefühl der endgültigen einwandfreien Lösung, hoffnungsfreudig zwei Jahrtausende glaubte. Daß die Propheten dieser Lehre in falschen Bahnen wandelten und das Alphabet in verbundenen und unverbundenen Augenbrauen, in schwarzen und blauen Augen, dicken und dünnen Lippen, mageren und fleischigen Ohren, kurzen und langen Mundspalten zu finden glaubten, ist zwar bedauerlich, doch kein Anlaß, die Sache selbst gering zu schätzen. Schließlich muß jeder, auch nach der lückenlosesten Erforschung der mimischen Gesetze, zur Charakterologie greifen, will man die Brücke zur Praxis finden. Es liegt jedoch im Wesen des Arztes — und Piderit wie Hughes sind Ärzte — das zu verpönnen, was lange in Laienhänden lag, womit zeitweise Wahrsager und Scharlatane sich beschäftigten. Sie verschonen kein Gebiet; deshalb von der Physiognomik abzurücken ist absurd und spätere Geschlechter werden diese Kleinigkeit lachend übergehen, wenn sie Piderits Verdienste noch lange feiern werden.

Physiognomik und Mimik gehören zusammen, sie bilden ein Ganzes wie Hest und Klinge beim Messer. Der Name ist Schall und Rauch. Das Volk sucht den Kern einer Sache, und wenn Piderit auch kein Buch für die Physiognomik geschrieben haben will, so weiß man doch, daß seine bahnbrechende Forschung viel wertvolle Begründungen für das brachte, was die Völker aller Zeiten suchten, für: die Kunst, den Charakter des Menschen aus den Gesichtszügen zu erkennen.

Die Gesichtszüge bestehen aus konstanten (festen) und korrelativen (wechselnden) Merkmalen. Zu den ersten gehören die unbeweglichen Teile des Gesichts, wie die Stirn, die Nase, das Kinn und die Ohren, zu den letzteren die beweglichen, das Auge, der Mund, die Wangenteile und Stirnhaut. Wie aber in den Erscheinungen des Lebens der Körperzustand vom Seelenzustand und umgekehrt der Seelenzustand vom Körperzustand abhängig ist, ist auch der Unterschied in der jeweiligen Physiognomie,



einmal von der originellen Natur der einzelnen Person, dann aber von der Beweglichkeit der Muskeln und der Gestaltung des Knochengeriüsts abhängig. Beim wechselnden Spiel der Mienen lenkte ich mein Augenmerk nicht bloß auf die Muskeln, die durch Zusammenziehungen und Dehnungen verschiedene Falten hervorrufen, sondern auch auf die in Betracht kommenden Knochen. Jeder Muskel befindet sich zwischen zwei festen Punkten, die fast ausschließlich durch Knochen repräsentiert werden; er entspringt von Knochen und heftet sich an Knochen an. Die verschiedenen Entfernungen der Knochen von einander nach der Höhe und Breite, wie bei Lang- und Breitgesichtern, beeinflusst die Verschiedenheit des Ausdrucks. Die Knochenkonstellation des Gesichtsschädels wird aber auch auf das Tätigkeitsmaß der Muskeln von Einfluß sein, bei geringeren Entfernungen weniger, bei größeren mehr Spielraum gewähren. Wie das bloße Knochengeriüst die Physiognomie beeinflusst, sehen wir aus einem Vergleich zwischen Metternich (Seite 51), Bebel, Krug (Seite 65), Wellington, Kleber und Abbildung Nr. 27. Wie weit im Einzelnen der Schädel mit den intellektuellen Fähigkeiten im Zusammenhang stehen kann, werden die folgenden Kapitel ergeben.

Den augenblicklichen Seelenzustand eines Menschen wird man nie an konstanten Merkmalen, sondern an den beweglichen Teilen des Gesichtes erkennen. Er verrät sich durch mimische Muskelbewegungen und ist bei erhöhten oder leidenschaftlichen Gefühlen gar nicht zu unterdrücken. Ein einziger lauerner Blick, ein Zusammenbeißen des Mundes, flüchtig wie das Wimpernzucken, kann den besten Verstellungskünstler vor dem Erkennen nicht schützen, weil er blitzartig die dunklen Falten seiner Seele enthüllt. Wer diese Erkennungszeichen beherrscht, wird vor dem Heuchler nie im Zweifel sein, sich nie täuschen lassen, und nie mit Shakespeare ausrufen müssen:

Ist's nicht erstaunlich, daß der Spieler hier,  
Bei einer bloßen Dichtung, einem Traum  
Der Leidenschaft, vermochte seine Seele  
Nach eignen Vorstellungen so zu zwingen,  
Daß sein Gesicht von ihrer Regung blaßte,  
Sein Auge naß, Bestürzung in den Mienen,  
Gebroch'ne Stimm' und seine ganze Haltung  
Gefügt nach seinem Sinn. Und alles das um Nichts!



Es gibt Menschen, die ganz unbewußt und ohne sich nähere Rechenschaft geben zu können, in den Mienen anderer unzweideutig zu lesen verstehen. Die hauptsächlichsten Ausdrucksweisen sind aber allen Menschen bekannt, was das Erfassen geschilderter Gesichtsausdrücke beweist. Wem würde beispielsweise Schillers klare und scharfe Schilderung nicht sofort als lebendiges Bild vor Augen treten, wenn er sagt: „Trotzig schauet und kühn aus finsternen Wimpern der Jüngling“. Die Begabung im Antlitz der Mitmenschen, wie im offenen Buche zu lesen, ist nur Wenigen angeboren, darum ist es erforderlich, die einzelnen Merkmale kennen zu lernen, die der praktischen Beobachtung als Grundlage dienen müssen.

Wenn bei lebhaftem Gespräch, und hier treffen wir uns bereits mit Piderit, „gewisse mimische Gesichtsbewegungen sich unverhältnismäßig oft und bei geringfügigen Veranlassungen wiederholen, so darf man überzeugt sein, daß diese mimischen Züge sich mit der Zeit zu physiognomischen ausbilden werden, und man wird bei der Beurteilung eines Menschen selten fehlgehen, wenn man solchen mimischen Zeichen eine physiognomische Bedeutung beimißt“. Die stete Uebung gewisser Muskelpartien schafft also dauernde physiognomische Merkmale. Diese, durch fortgesetzte Wiederholungen hervorgerufenen physiognomischen Züge müssen keineswegs von Ewigkeitsdauer sein. Krankheiten, Kummer, Erbitterung können leicht dauernde Stirnfalten, sogenannte „Kummerfalten“ und Mundfalten erzeugen; sobald jedoch Zeiten der Gesundheit, Tage des Glücks kommen, glättet sich das Antlitz wieder, indem neuer Fettansatz die Falten mildert oder zum Schwinden bringt. Wo Familien aufreibend um des Lebens Notdurft kämpfen, bildet bei allen Angehörigen ein dauernder typischer Gesichtsausdruck sich aus. Es sei hier nur an die Weber erinnert. Läßt später die Not nach, steigen die Löhne, bessert sich die Ernährung, mit einem Wort, kommen bessere Zeiten, so wird die ehemalige Leibesbeschaffenheit eine andere, die gedrückte Stimmung hebt, der Gesichtsausdruck ändert sich. Die Familien können trotzdem ihrem ursprünglichen Geistesleben und Streben, ihrer politischen Gesinnung, ihren Idealen treu bleiben, die bessere Ernährung allein, die Möglichkeit, hier und da künstlerische Darbietungen zu genießen, mäßigt die gegenfällige Spannung und gleicht die Strenge der Gesichtszüge aus.



Aber auch umgekehrt werden tiefeingreifende Außenverhältnisse im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte, wenn auch nicht gänzliche Umwandlungen, so doch ungünstigere Veränderungen herbeiführen, die sich bis auf die unbewegliche Nase erstrecken. Bissig meint Reich, den gleichen Punkt berührend: „So erklärt es sich denn, daß aus den eisengepanzerten Rittern und Reifigen des Mittelalters gichtbrüchige, vor jedem Luftzuge erbebende, nervöse Bureaukraten geworden sind, mit Eulen- und Fledermausgesichtern, vor denen Vögel fliehen und Hunde mit eingezogenem Schwanz davonlaufen.“

Freudige und verstimmte Gesichtszüge können den Eindruck dauernder physiognomisch gewordener Merkmale hervorrufen, wenn Freud, Leid und Verstimmung besonders stark gewesen sind und einige Stunden oder Tage das Gemüt beschäftigen. Eine Todesnachricht über uns teuer gewordene Personen kann niederdrücken; heftiger Aerger Hornesfalten für mehrere Tage hervorrufen. Das alles ist bei der Beurteilung zu beachten, will man sich keinen Irrtümern aussetzen.

Männer, die in heftiger Opposition mit Regierungen, Klassen und Parteien stehen, ihr Leben an bestimmte Ideale setzen, werden einen herben, energischen Ausdruck, einen durchbohrenden Blick, vielleicht auch verbissenen Mundzug aufweisen, wie wir ihn bei dem jungen Advokaten Daniel Webster finden. Er war der Führer der amerikanischen Opposition, ein gefürchteter Gegner, der um die Beseitigung der Sklaverei sich große Verdienste erwarb und beim Volk in großem Ansehen stand. Der herrliche Charakterkopf auf Seite 45 bringt dieses Urbild einer kraftvollen Individualität glänzend zur Geltung.

Steht jedoch einer auf dem Gipfel seiner Macht, hat er zum Teil erreicht, was er erreichen wollte, dann bleiben aus den Jahren leidenschaftlicher Kämpfe wohl tiefe Spuren um Auge, Mund und Stirne zurück, aber das Herbe, Rücksichtslose, Zermalmende der Physiognomie schwindet, was wir an den Zügen des im heißen Ringen zum Staatsminister gewordenen Advokaten Webster lesen können (S. 44). Interessant wäre nun noch ein Bild aus der Zeit, wo er, durch seinen auf die Präsidentschaft spekulierenden Gesinnungswechsel, die Volksgunst verlor.



Einen weiteren Anlaß zu Irrtümern kann die Beschaffenheit des Hautkleides geben. Die Formen der Falten, schreibt Prof. Fritsch, ihre Tiefe, ihr Schwung, ihre Häufigkeit hängen bei einer jeden Draperie von der Richtung des Zuges und der Schwere des Stoffes ab. Je dicker der Stoff ist, desto massiger werden die Falten, desto geringer ist ihre Anzahl; je leichter, desto kleiner, häufiger geknickt sind sie, desto größer ist ihre Anzahl. Je weicher und elastischer endlich ein Stoff ist, desto spurloser gehen die Wirkungen eines Zuges oder Druckes vor-

Nr. 20.



über, welcher Falten erzeugt hatte; im entgegengesetzten Fall bleibt das Zeug auch hinterher geknittert und gerunzelt. Soweit Fritschs anschauliche Schilderung über die Gesichtshaut.

Unserer Beobachtung darf also nichts entgehen, weil selbst die Beschaffenheit der Weichteile durchgemustert werden muß. Feste und pralle zeichnen diesen Zug schwächer, jenen stärker, umgekehrt wird es bei weichen und schlaffen sein. Darum hat kein einziges physiognomisches

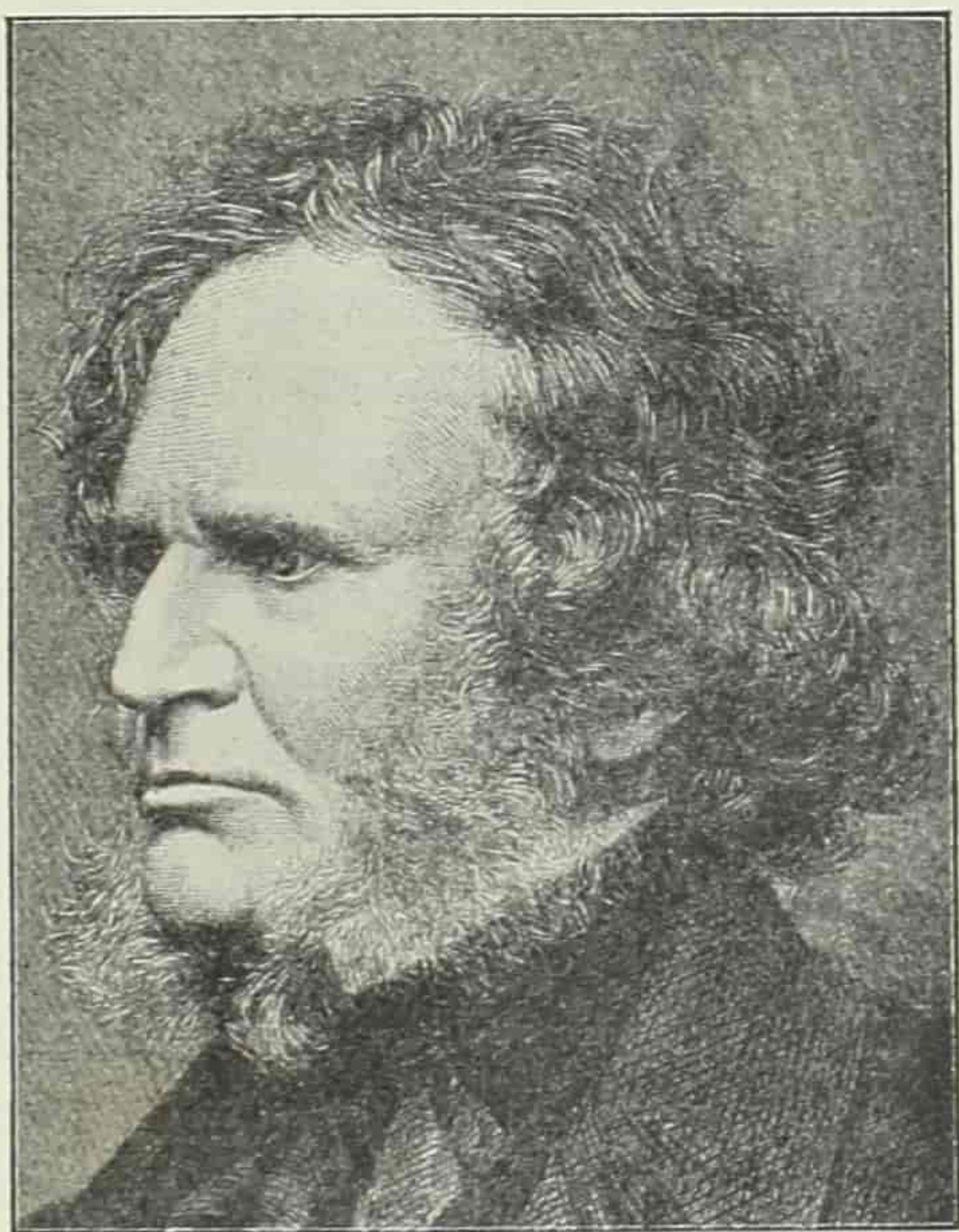
Zeichen absoluten, sondern jedes nur relativen Wert. Jedes kann durch andere Merkmale, gleichgültig ob es mimische oder konstante sind, in seiner Bedeutung beeinträchtigt, verschoben und aufgehoben werden. Ein einziges Zeichen bedeutet, streng genommen, wenig oder gar nichts. Die Physiognomie darf darum nicht als oberflächliche, zeitvertreibende Spielerei betrachtet werden, sondern erfordert liebevolle Hingabe und fleißiges Weiterarbeiten, sonst bleibt man ein bemitleidenswerter Stümper. Ein Gesichtszug allein darf nie unser Urteil bestimmen, sondern das einheitliche Mienenspiel in Gemeinschaft mit den konstanten Merkmalen.



Aus dem gleichen Grunde verwerfen wir die Charakterdeuterei nach Photographien. Einmal zeigt die Photographie nur den Ausdruck eines einzigen Augenblicks, der leblos ist und kalt läßt, zum anderen sind Photographien unnatürlich und meist geschmeichelt. Das „Bitte recht freundlich“ ist eine stereotype Redensart geworden. Aber auch ohne Mahnung tritt jeder mit dem feierlichen Bewußtsein vor den Photographenkasten, für die Nachwelt „verewigt“ zu werden, und ändert somit seinen Ausdruck. Der Ernsteste lächelt, der Dümme sieht recht klug auf Bildern aus.

Nr. 21.

Vor dem Gang zum Berufsphotographen legt man sogar sein Sonntagsgewand an, bürstet und brennt sich das Haar, studiert vor dem Spiegel eine entsprechende Miene und im Gefühl des vollkommenen Aus- und Aufputzes stellt man sich vor den Apparat, wo man zum reichlichen Ueberfluß mitunter noch angeschnallt wird. Und dieser Zwang soll nun ein naturwahres Bild des Innern liefern! Außerdem gibt der Photograph dem zu Photographierenden eine solche Stellung, daß die schönere, meist linke



Wangenseite zu sehen, die unförmige Nase etwas verdeckt ist. Endlich wird man vom fertigen Bilde selbst noch überrascht, denn daß man so hübsch ist, hätte man selbst nicht gedacht. Zur physiognomischen Prüfung ist die Photographie auch aus dem Grunde nicht geeignet, weil die vorstehenden Teile im Verhältnis zu den anderen meist eine zu große Dimension haben; Nasenspitze und Lippen zu dick, die Ohren zu klein erscheinen. Ebenso führt schiefe Kopfhaltung Täuschungen herbei. Eine Ausnahme macht hier nur ein ungeschmeichelt, auf vielen Sitzungen beruhendes Gemälde.

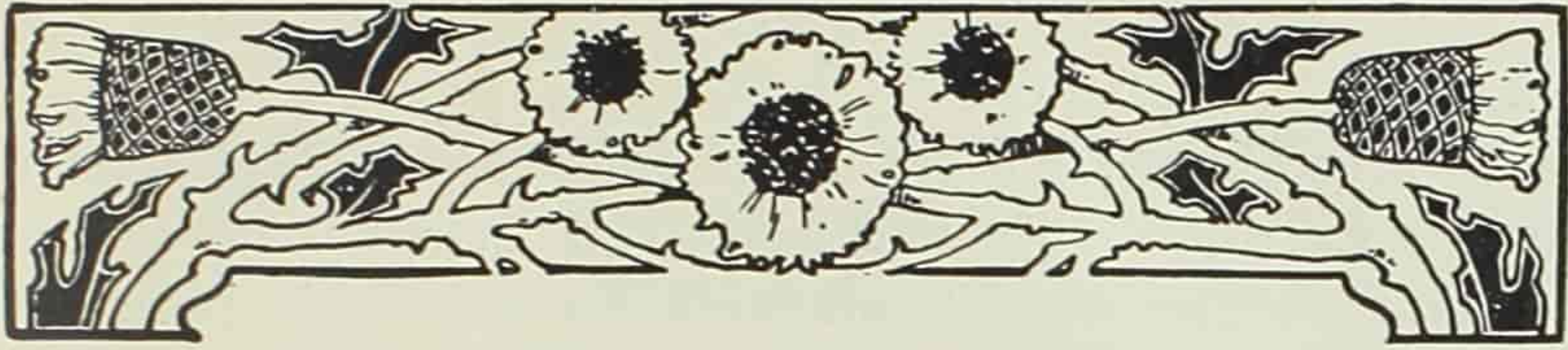


Zur genauen Charakterbeurteilung gehört eigentlich der ganze Mensch; sein Gang und Gestenspiel wie jede Bewegung, so klein sie auch sei. „Ueberhaupt ist der Gang und die Armbewegung hauptsächlich eine Gehirnfunktion“, betont Schopenhauer; heute wissen wir, daß jede Bewegung, darum auch jede Gesichtsbewegung einer Gehirnfunktion entspricht. So verbinden wir mit der jeweiligen Bezeichnung der Physiognomie auch ganz bestimmte Vorgänge im Innenleben. Wir kennen einen ängstlichen, betäubten, bittenden, blühenden, ekelverratenden, ermüdeten, furchtsamen, gedankenvollen, genüthlichen, grinsenden, heiteren, flugen, lächelnden, leidenden, listigen, lustigen, matten, mürrischen, nachdenklichen, niedergeschlagenen, qualvollen, scheuen, schlauen, schreckhaften, seelenvergnügten, selbstbewußten, sinnenden, schmerzhaften, staunenden, stumpfsinnigen, todesangstverratenden, traurigen, überraschten, unruhigen, veränderten, verdrießlichen, verständigen, verstörten, verzerrten, wechselnden Gesichtsausdruck.

Wie wir alle krankhaften Symptome aus unserer physiognomischen Betrachtung ausscheiden, so auch alle Reflexe, die in den Verrichtungen des täglichen Lebens zur Geltung kommen. Wir beschränken uns auf den Kopf. Er ist von größter Wichtigkeit, weil er der Behälter des Gehirns und der Sinnesorgane ist, Seh-, Riech-, Geschmack- und Gehörorgan hier ihre Stätte haben, der Resonanzboden des Stimmorgans sich hier befindet und die Anfänge der Atmungs- und Verdauungswege hier liegen. Auf diesem höchst komplizierten Gebilde kommt auch die gesetzmäßige Wechselwirkung zwischen äußerer Erscheinung und innerem Wesen, wenn auch höchst kompliziert, so doch bündereich zum Ausdruck. Nicht „in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“. An der Brust mag sich der Internist erlaben, meint Biondini. Mag er klopfen und horchen. Da findet er höchstens tuberkulöse Veränderungen, aber nicht das Schicksal. Dein Schicksal liegt höher. Nicht so hoch freilich, wie man es einstens gesetzt: Ueber den Wolken! Nein, dein Schädel ist dein Schicksal!







## Der Kopf.

Um dieses Meisterstück der Natur drehen sich die Aufgaben der Phrenologie wie der Physiognomik. Beide Gebiete sind scharf getrennt und beide müssen von allgemeinen Betrachtungen ihren Ausgang nehmen. Der Stoff bleibt trotzdem für jeden Zweig reich, vielseitig, kompliziert, seine Bedeutung haben die alten Kulturvölker bereits geahnt, erkannt und gewürdigt. Wir müssen erst der Schädelformation Beachtung schenken, bevor wir die Stirn betrachten. Ihre Ausdehnung hängt vom Bau des Kopfes ab, der je nach Rassen, Nationalitäten, Klassen, Familien und Individualitäten verschieden ist. Aber auch die Breite des Gesichts wird durch die Form des Kopfes bestimmt. Von ihr hängt die Entfernung der zwei Backenknochen, Wangenhöcker oder Jochbogen ab, die das Breitgesicht, Schmalgesicht und ihre Zwischenstufen hervorrufen. Wichtiger ist jedoch das Verhältnis zwischen Gehirn- und Gesichtschädel. Fortgesetzte Untersuchungen führten zu der Erkenntnis, daß Menschenrassen in der Regel umso höher stehen, je größer das Hirn im Verhältnis zum Gesichtschädel ist. Je kleiner der gehirnbergende Teil des oberen Kopfes, je größer, derber und vorspringender die Kieferknochen sind, umso niedriger steht die Rasse, die Klasse, das Individuum. Was den Tierkopf von dem des Menschen am auffallendsten unterscheidet, ist der schnauzenartige Vorsprung der Mundpartie, der selbst den höchstentwickelten Affen noch eigen ist. Darin besteht der wesentlichste Unterschied. Die Abbildungen Nr. 56 und 58 illustrieren das Gesagte.

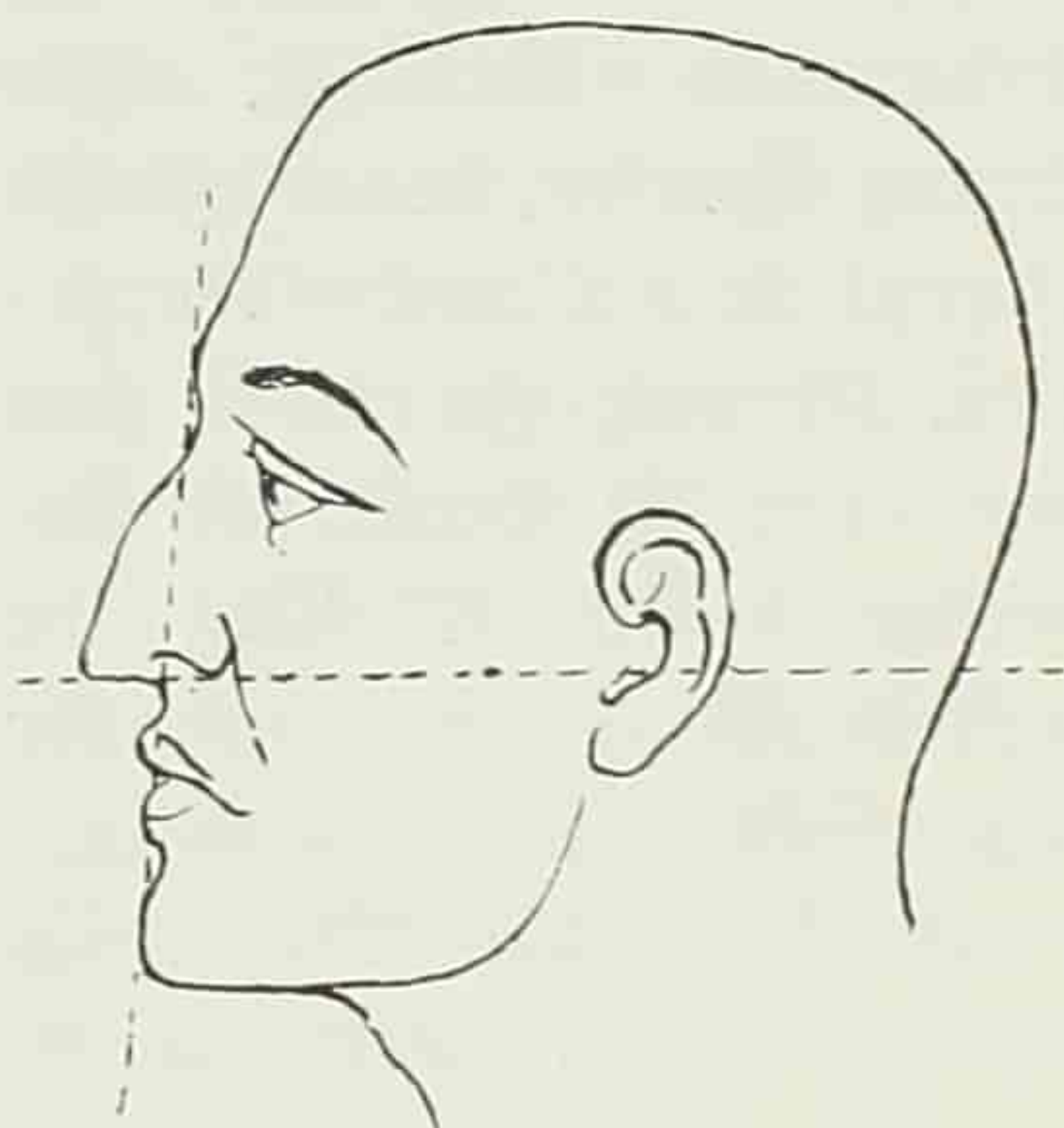
Diese Verschiedenheit kannten wohl die alten Anatomen, aber erst dem 1789 verstorbenen Holländer Petrus Camper gelang es, sie gleichsam mathematisch darzustellen. Zu diesem Zweck zog er an der Profilanzeige des Kopfes eine Linie vom Ohrloche



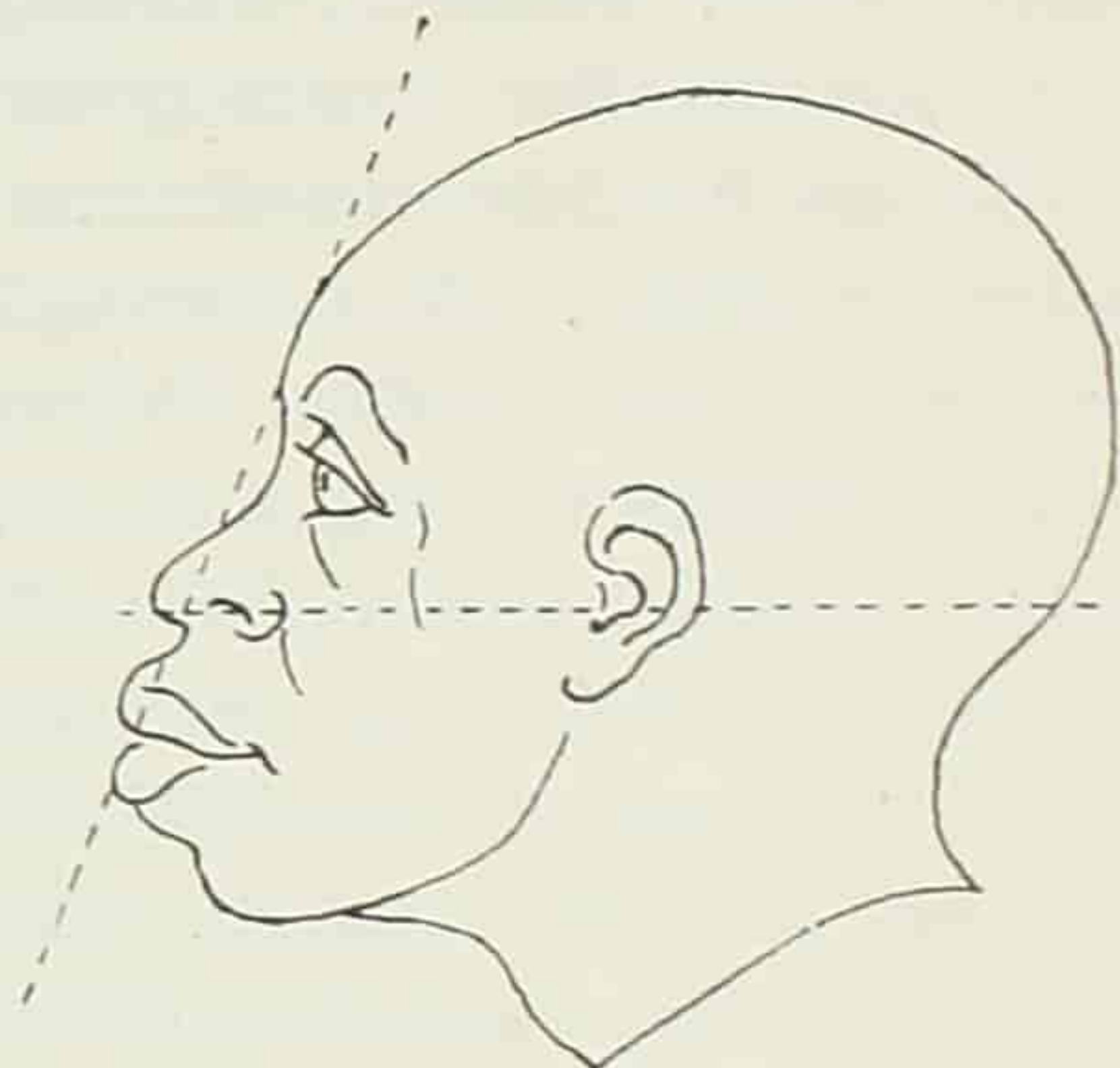
bis zu dem Punkte, wo der untere Rand der Nasenscheidewand mit der Oberlippe zusammentrifft. Die zweite Linie legte er von dem vorstehendsten Profilpunkt der Stirn bis zur Nasenscheidewand. Der zwischen diesen beiden Linien liegende Winkel war der Maßstab für den mehr edlen oder unedlen Gesichtsausdruck, wie er an den Abbildungen 22 und 23 demonstriert wird. Das ist der berühmte Campersche Gesichtswinkel, den Piderit mit Stumpf und Stiel verwirft.

Unbestreitbar bleibt, daß beim größeren Winkel das Gehirn mehr Raum für die Entwicklung einnimmt, der Stirnteil den Gesichtschädel besser überdacht, das Gesicht einen bedeutenderen, imponierenden Ausdruck erhält. Umgekehrt ist beim kleineren

Nr. 22



Nr. 23

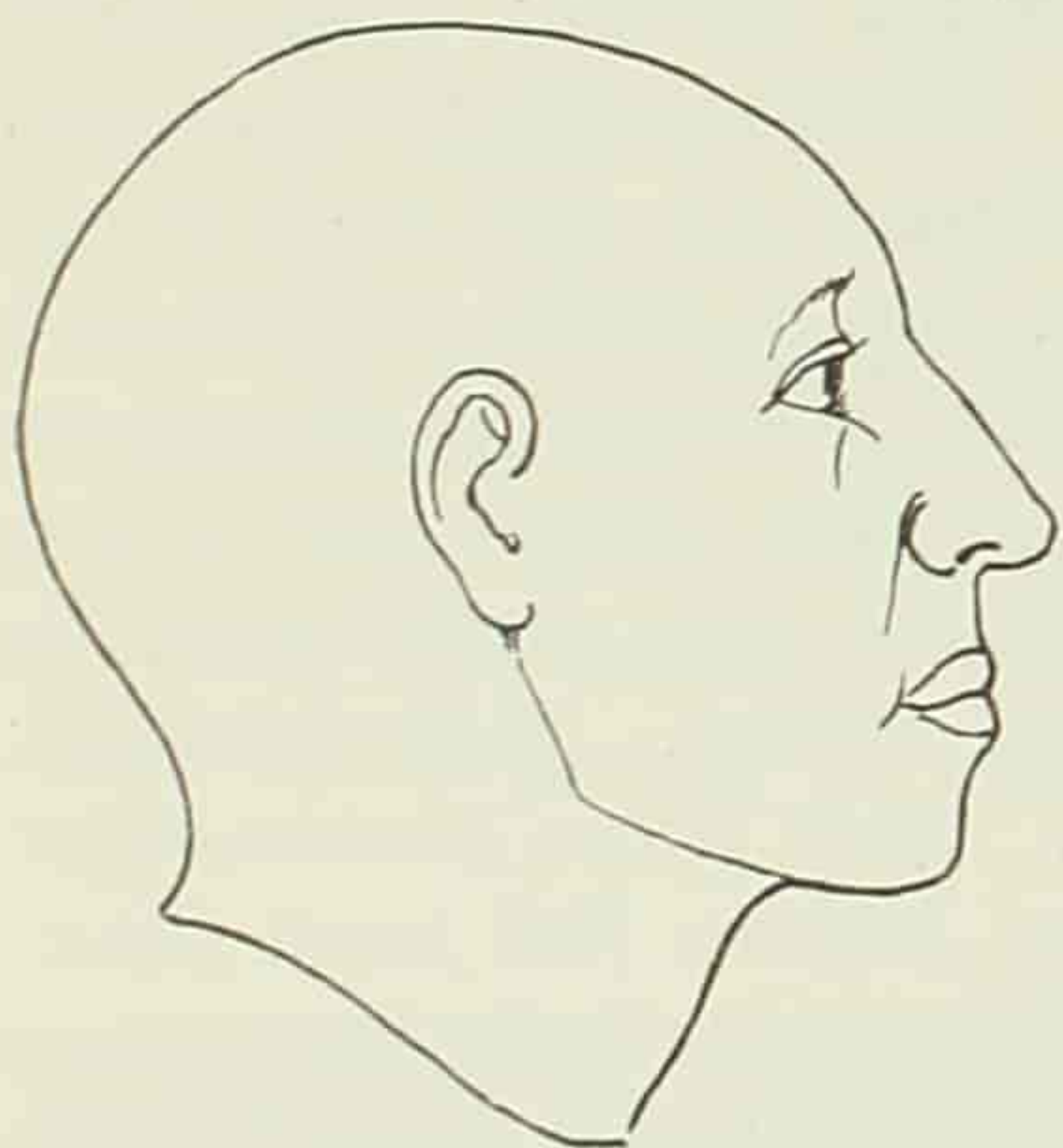


Gesichtswinkel auf eine schwache Gehirnentwicklung zu schließen, umsomehr treten die Kiefer, die Freßwerkzeuge schnauzenförmig hervor, das Gesicht erscheint unedel, derb, gewöhnlich, was ein Blick auf die vorstehenden Abbildungen unverkennbar offenbart. Wie weit die Qualität des Gehirns eine Rolle spielt, ist eine andere Frage. Große, kräftige, stämmige Menschen sind von Natur zu bedeutender Körperkraft prädestiniert, obwohl nicht bestritten werden kann, daß kleine schmal aussehende Menschen mitunter hervorragend entwickelte Muskeln haben und den ersteren an Kräften überlegen sind. Es gibt keine Regel ohne Ausnahme, aber es ist immer besser, erst die Regel und dann die Ausnahme zu betrachten.

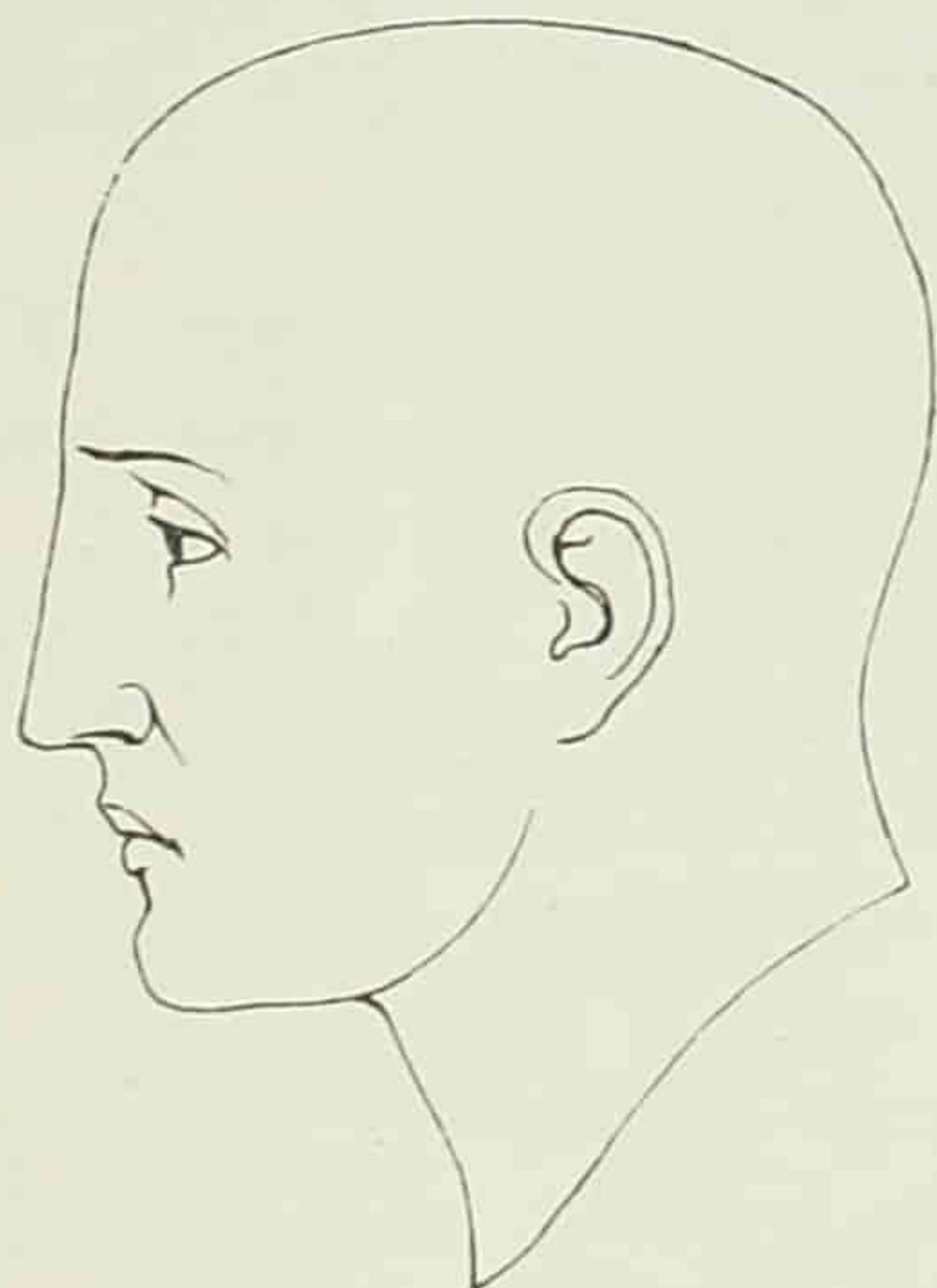


Der Unterschied zwischen den einzelnen Gesichtswinkeln ist sehr erheblich, er schwankt beim menschenähnlichen Affen zwischen 42 und 55 Grad, beim Neger und Kalmücken zwischen 60 und 70, beim Europäer zwischen 70 und 80. Selbstverständlich handelt es sich hier nur um Durchschnittsmaße, die bei einzelnen Individuen mehr oder minder erhebliche Abweichungen aufweisen. Um den Charakter des Heroischen, Uebermenschlichen und Göttlichen hervorzurufen, verliehen die Künstler Griechenlands ihren Marmorbildern die gerade vortretende Stirn, wodurch der Gesichtswinkel 90 und mehr Grad betrug. Ihre Götter und Helden wurden so dargestellt wie Abbildung 25, was wir auch am Bilde Alexanders

Nr. 24



Nr. 25



des Großen (Abb. 3) wahrnehmen können. In Wirklichkeit hatten die alten Griechen weder die geraden Stirnen, noch die flachen Gehirnschädel, wie sie zahlreiche Skulpturen des Altertums zeigen.

Die exakte Anthropologie begnügte sich keineswegs mit diesen Messungen und ein Zeitgenosse J. F. Blumenbach bekämpfte bereits Campers Anschauungen. Doch seine Vergleichungsmethode der Schädel nach dem Gesichtswinkel, bürgerte sich trotzdem sehr rasch und dauernd in der Anthropologie ein und ist namentlich für den Physiognomen wertvoll, weil auch der Nichtanatom sofort den greifbaren Unterschied findet, an den in ihren Differenzen sonst so schwer verständlichen Schädeln.



Im engen Anschluß an Blumenbach fand man später die „deutsche Horizontalebene“, die so gewählt ist, daß beim Messen die Kopfstellung annähernd die gleiche bleibt, wie beim lebenden Menschen in ruhiger gerader Haltung. Die moderne Anthropologie mißt, aus wissenschaftlichen Gründen, statt des Gesichtswinkels die Profillinie, auf die näher einzugehen für unsere Betrachtungen nicht notwendig erscheint. Zu betonen ist noch, daß Köpfe von weniger als 70 Grad Gesichtswinkel schiefzähmig, solche von größerem Gesichtswinkel geradzähmig sind. Hier gibt es gleichfalls erhebliche Ausnahmen, weil bei hervortretender Stirn die Erscheinung der Schiefzähmigkeit auch atavistisch existieren kann.

Wie Camper die Schädel durch Messungen verglich, so suchte Blumenbach nach einem Vergleich der Köpfe „auf einen Blick“. Er fand, daß der Umriss des Schädels länglich, eiförmig oder breitförmig sein kann und diese ebenfalls greifbare Lehre wurde gleich der Camperschen sehr populär. Rezius in Stockholm, nahm Messungen nach Camper und Blumenbach vor und schuf so das erste System der Schädelbetrachtung, das in seinen Grundzügen noch heute Geltung hat. Nach den gewonnenen Resultaten unterscheiden wir, dem Verhältnis zwischen Längs- und Querdurchmesser des Hirnschädels entsprechend, zwei Haupttypen, die als Lang- und Kurzschädel bezeichnet werden. Wissenschaftlich: Dolichocephalen und Brachycephalen. Diese beiden Formen bilden keineswegs scharf begrenzte Gruppen, sondern sind durch Uebergänge verbunden. Heute unterscheidet die Wissenschaft zwar vier Gruppen, aber die einfachste Einteilung ist, Lang-, Mittel- und Rundköpfe zu kennen. Was zwischen die zwei Extreme fällt, wird durchweg zur Klasse der Mittelköpfe gerechnet. Der Wert der Kopfformation als Rassenmerkmal, den die Anthropologie noch bis in die neueste Zeit sehr hoch einschätzte, ist nur ein beschränkter. Namentlich soweit europäische Volksstämme in Frage kommen, weil hier alle Schädelformen in bunter Mischung zu finden sind. Alle hieraus gezogenen Schlüsse und Folgerungen sind daher mit Vorsicht aufzunehmen.

Auch für die Beurteilung der Frage, welche Schädelform als höherstehend zu betrachten ist, hat man wenig sichere Anhaltspunkte. Ganz im allgemeinen schätzt man den Langschädel höher ein, obwohl bei aufsteigender Entwicklung der Querdurch-



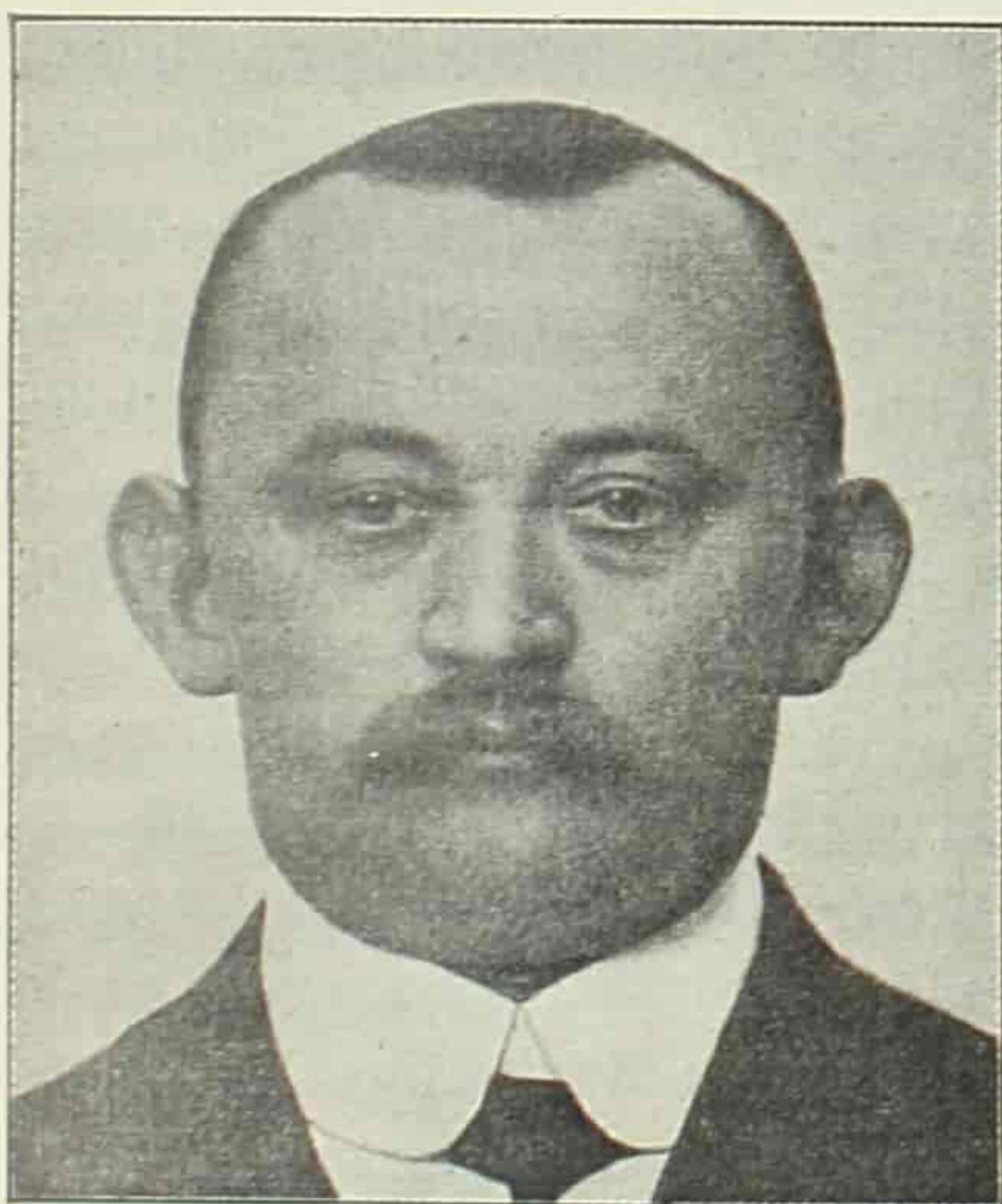
messer des Hirnschädels breiter wird. Von Schädelformen mit bedeutendem Längendurchmesser konnten in allen Rassen Rund- oder Kurzköpfe immer wieder und auf verschiedene Weise entstehen, namentlich durch Zunahme des Quer- oder Abnahme des Längendurchmessers. Der eigentliche Unterschied zwischen Lang- und Rundschädel besteht demnach nicht in der größeren oder geringeren Länge, sondern wesentlich in der größeren oder geringeren Breite des Kopfes. In Wirklichkeit wird also nur der vollkommen harmonisch ausgebildete Kopf, in welchem kein Teil auf Kosten des anderen sich entwickelt hat, als Idealkopf gelten. Volle Harmonie in Anlagen und Fähigkeiten wird nur dort herrschen, wo weder Uebertreibungen noch Verkümmierungen in der Form zu finden sind. Sehr breite und niedere, sehr schmale und hohe Köpfe werden demnach als Gegensätze zu betrachten sein.



Nr. 26

Metternich

Nr. 27

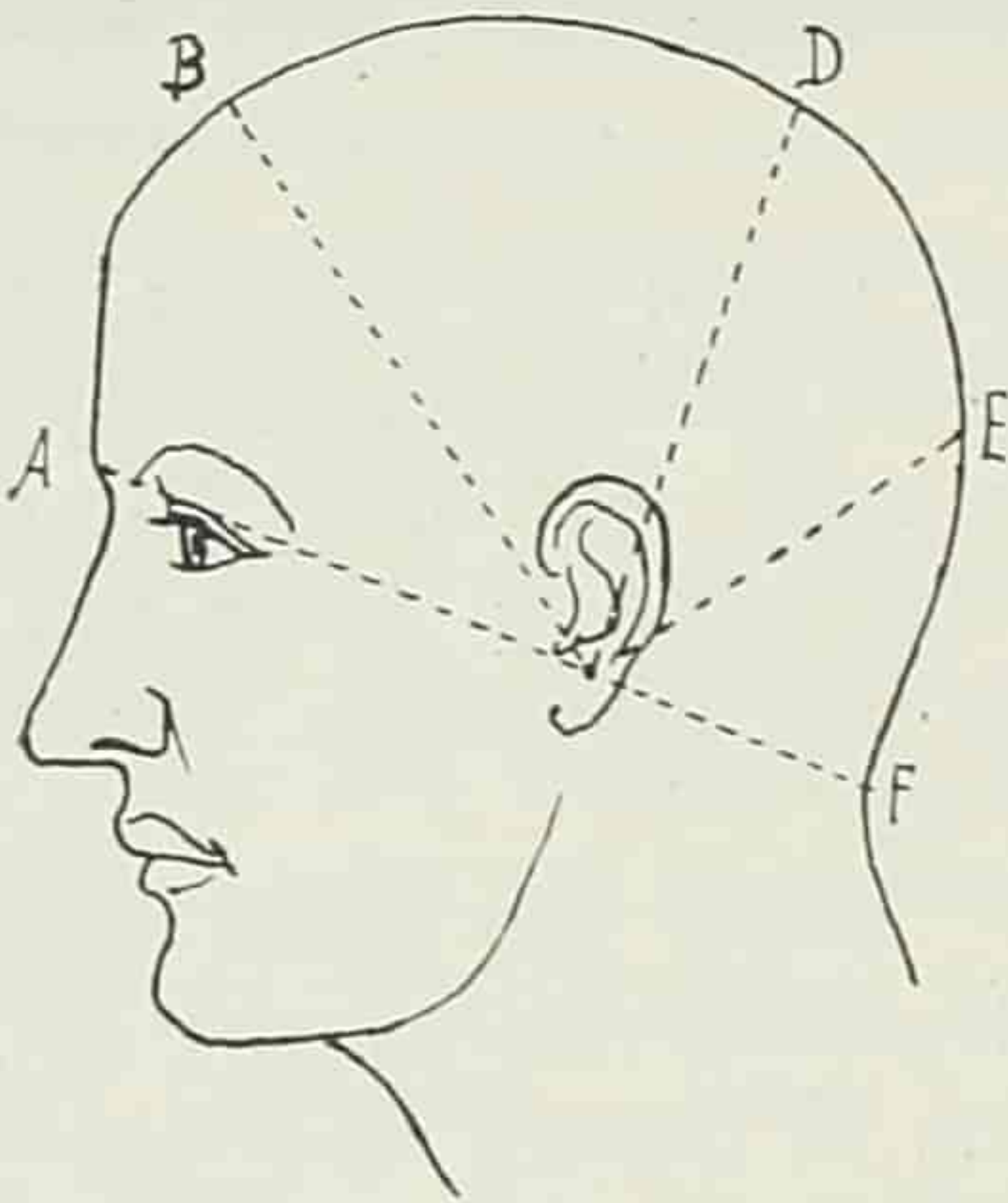


Ältere und neuere Physiognomen wiesen darauf hin, daß in höheren Volksklassen die Inhaber von breiten niedrigeren Köpfen andere Eigentümlichkeiten aufweisen, als die schmalen Hochköpfe, wenn sie miteinander verglichen werden. So findet Reich, daß die Breittköpfe vorwiegend Spezialisten, die Hochköpfe vorwiegend Generalisten sind; daß die ersteren im ganzen engherziger, die letzteren im ganzen großherziger sind; daß die Breit-



köpfe dem tatsächlichen Materialismus, die Hochköpfe dem wirklichen Idealismus zuneigen. Nach weiteren Betrachtungen kommt er zum Schluß: „Genialität knüpft immer mehr sich an Generalität, als an Spezialität; darum sind Hochköpfe häufiger genial als Breitköpfe.“ Neuere Forscher bestätigen dieses Urteil und sprechen den Langköpfigen mehr Intelligenz, leichte Auffassungsgabe, hervorragendes Denk- und Schlußvermögen, kurz, mehr intellektuelle Fähigkeiten zu. Die Rundköpfe werden als arbeitsam, mäßig, am Hergebrachten hängend und selbstsüchtig geschildert. Napoleon, der allgewaltige Metternich (Abb. 26), Caesar (Abbildung 92) waren Langschädel. Abb. Nr. 27 zeigt uns einen am Besitz klebenden, kurzschädlichen Gemüsehändler.

Nr. 28



Ein Arzt sagt, daß Langköpfe, namentlich bei niedriger Stirn rasch leichtsinnig und unüberlegt handeln, während Rundschädel mit hohem Kopf, also gut entwickeltem Denk- und Schlußvermögen, in jeder Beziehung mehr aneifernder Reize und überzeugender Einwirkungen bedürfen, bevor sie handeln. Sie überlegen zu lange, man muß ihnen anhaltend zureden und sie bitten etwas Bestimmtes auszuführen, selbst dann, wenn es ihrem Innern nicht widersprechen sollte. Aber sie

sind auch geduldiger, ruhiger, duldsamer, edelmütiger anderen gegenüber. Mit einem Wort, sie handeln mit Ueberlegung.

Hier setzt die Aufgabe der Phrenologie ein. Wer richtige Urteile sich bilden, zu sicheren Schlüssen auch in der Physiognomie gelangen will, wird ihre Lehren nicht abweisen können. Für den Physiognomen genügt in der Regel die Feststellung, ob bei dem zu beobachtenden Menschen die Trieborgane, die Organe der selbstsüchtigen Eigenschaften, die Gefühlsorgane oder die intellektuellen Fähigkeiten besser entwickelt sind und das erkennt man, wenn der Kopf nach den Gesichtspunkten betrachtet wird, wie ihn die Schemazeichnung Nr. 28 veranschaulicht. Die Partie von A—B zeigt nach Fleischig ungefähr das Zentrum der



intellektuellen Organe, B—D die Gefühlszentren, D—E die Organe der selbstsüchtigen Eigenschaften und E—F das Zentrum der niedrigen Triebe. Ein Kopf mit fliehender Stirn, wie sie Abb. 24 darstellt, wird demnach viel geringer eingeschätzt werden müssen, wie einer, der der Illustration Nr. 25 sich nähert. Dasselbe gilt von den Köpfen Nr. 58 und 117 im Vergleich zu Nr. 94 und 95. Bei rohen muskelstarken Naturen ist das Hinterhaupt meist kräftig, das Vorderhaupt dagegen schwach entwickelt, eine Erscheinung, die wir bei den Ringkämpfern immer wieder bestätigt finden. Die Teile von D—E nach Abb. 28 treten dann besonders hervor, die Partie von A—B minder stark, sie fällt gewöhnlich ab, nimmt den „fliehenden“ Ausdruck an wie bei Nr. 24.

Selbstverständlich verfügen auch intelligente Menschen über einen kleinen Kopf und umgekehrt sehr beschränkte über einen umfangreichen. Das steht zu dem Bishergesagten keineswegs im Widerspruch. Es ist vielmehr allgemein bekannt, daß ein großer Kopf auch „schwaches“ Hirn bergen kann. Nicht mit unrecht lautet eine Redensart: „Valentin, du hast 'nen großen Schädel und nichts drin.“ Die Größe ist für sich allein — und das ist festzuhalten — kein Zeichen für Vernunft oder Unvernunft. Es ist immer zu prüfen, ob der Kopf absolut (unbeschränkt) oder relativ (verhältnismäßig) zu groß ist, ob krankhafte Zustände eine Rolle spielen, ob ferner der ganze Körper mit der Größenausdehnung des Kopfes übereinstimmt. Sorgfältig muß stets untersucht werden, welcher ein Kopf den jeweiligen Körperbau krönt. Feine, kleine, zartorganisierte Menschen werden auch ein feineres zartorganisiertes Hirn haben und der Träger eines solchen relativ kleinen Kopfes kann zu den Heldengeistern seiner Zeit gehören. Die Anthropologie lehrt uns — in diesem Falle wirds uns die Phrenologie sagen — daß die Quantität des Hirnes keineswegs den Ausschlag gibt. Die Qualität ist von ebensolcher und noch größerer Bedeutung. Und hier hat der mit der Physiognomie und dem Mienenspiel Vertraute einen erheblichen Vorsprung vor dem Nur-Phrenologen. Er sieht sofort, welcher Geistes Kinder die Träger solcher merkwürdiger Kopfformen sind. Ihm gibt das Spiel des Auges wertvolle Aufschlüsse, das wir im sechsten Kapitel kennen lernen werden. Die wissenschaftliche Er-



klärung für diese Erscheinung gab Reich, indem er sagte: „In einem gut ausgebildeten Schädel ist das Gehirn wohl geformt, ist infolgedessen lebhaft tätig und bedarf vielen Blutes. Ist nun der Schädel relativ kleiner, so wird der Blutdruck größer, somit die Gehirnarbeit vehementer sein; bei relativ größerem Kopfe dagegen wird der Blutdruck geringer, somit die Gehirnarbeit ruhiger sein.“ Demnach wirkt bestimmend auf die Qualität des Hirnes seine Entwicklung, seine jeweilige Beschäftigung mit edleren und unedleren Dingen und die Ernährung desselben durch das Blut. Die Qualität des letzteren wird ebenfalls hohen Einfluß haben. Dürftige Ernährung, lichtarme Wohnungen und schlecht ventilierte Arbeitsräume wirken gleichfalls ein auf die Mischung des Blutes und so auf die Frische und Fülle der zentralen Nervenorgane.

Krankhaft große Köpfe mit hervortretendem Stirnteil finden wir bei skrophulösen und rhachitischen Zeitgenossen. Ihre abnormen Köpfe als Zeichen erheblicher Intelligenz zu halten wäre ein Irrtum. Diese Ansicht bestätigt Eduard Reich mit den Worten: „Ich habe immer noch beobachtet, daß die Maxima von Nervosität und Geistesarbeit mit den Maximus von Skrophulose und Rhachitis und großen, besonders in der Stirngegend breiten Schädeln zusammenfallen; daß in Gegenden, wo dies der Fall ist, die Kinder altflug und geistig frühreif sind, dagegen körperlich zurückbleiben, nur langsam sich entwickeln.“ Menzels kolossaler Schädel (Abb. 29), auf zwerghaft kleinem Körper, ist auf ähnliche Ursachen zurückzuführen, obwohl er ein genial angelegter, temperamentvoller vielseitiger „Kopf“ war, der mit 16 Jahren für sich und seine Angehörigen sorgen, das Gehirn in jeder Hinsicht üben und anstrengen mußte. Gelehrte behaupten, er hatte einen Wasserkopf geringen Grades. Bismarcks robuster Gestalt war das mächtige Gedankengehäuse durchaus angepaßt. (Abb. 9.)

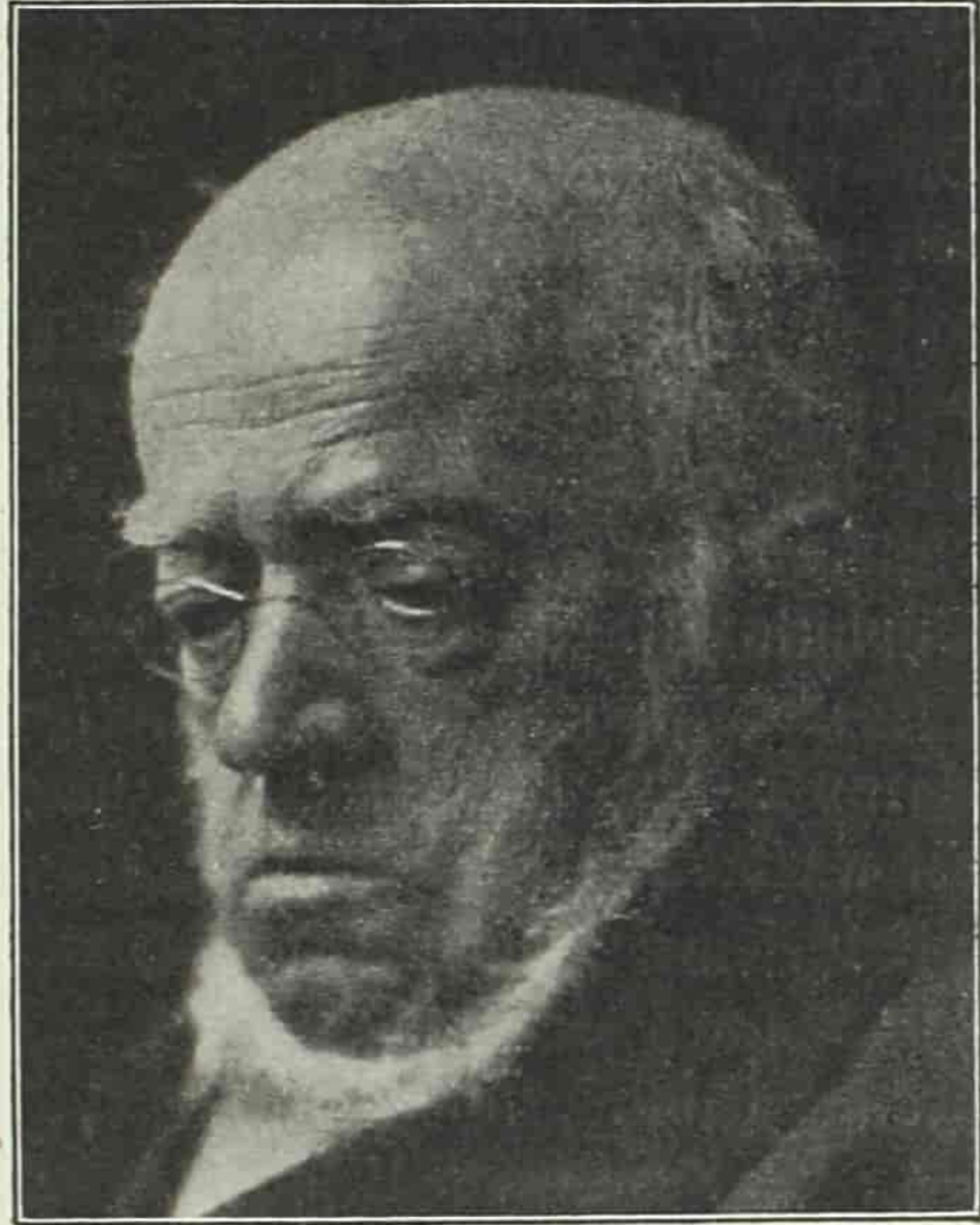
### **Haut und Haar.**

Zur Bekleidung des Kopfes dient die Haut und das Haar. Ihre Farben lassen weder auf Charaktereigenschaften, noch auf die Seelenbeschaffenheit Schlüsse zu. Die Behauptung der alten Physiognomen, daß blonde Haare friedfertigen Sinn, rote eine falsche Fuchsnatur, schwarze Mut, Energie und militärisches



Talent ankündigen, ist in das Reich der Fabel zu weisen. Dasselbe gilt von der Haut. Eine bestimmt geprägte physiognomische Bedeutung haben weder Haut noch Haare. Als Begleiterscheinung können dagegen beide wesentliche Dienste leisten.

Sobald wir einen Bekannten nach langer Trennung sehen, erkundigen wir uns nach seinem Befinden, heften prüfend den Blick auf sein Antlitz, um den Gesundheitszustand selbst zu erforschen. Das ist verständ-



Nr. 29

Menzel

lich, weil die rosige Farbe ein Zeichen blühender Gesundheit ist und Krankheiten die Haut vom Schmutziggrau bis zum Drangengelb verfärben. Von Leidenschaften durchwühlte Gemüter besitzen, gleich den feucht-fröhlichen Zechern, eine auffallende Röte der Gesichtshaut, wie entnernte Lehemänner eine auffallende Blässe aufweisen. All diese Punkte streifen wir einzeln in späteren Kapiteln.

Die Deutungen des Haares wuchern in mannigfachen Blüten der Volksfage. „Starres Haar, starrer Sinn“, „Krauses Haar, krauser Sinn“, „Langes Haar, kurzer Verstand“ und ähnliche Sprüchlein erweisen sich vor der trockenen Wissenschaft als billige Späßchen. Menge und Beschaffenheit des Haares können insofern von Bedeutung sein, als üppige Fülle normal entwickelten Haares nur gesunde Menschen aufweisen, mögen sie im Norden oder Süden wohnen, blond oder braun, von feurigem oder lauen Temperament sein. Mangel an Haar verrät örtliche oder allgemeine krankhafte Verhältnisse, Schwäche, Verkümmern, Störungen des Nervenlebens, schlechte Verdauung, üppige und mangelhafte Ernährung.

Naturvölker und Individuen, die nur im Freien leben, in sittlicher Beziehung halbwegs angemessen sich führen, verfügen



über schönen, vollen Haarwuchs. Exzesse in der Liebe, namentlich die Onanie, schwächen den Organismus und dementsprechend die Haarfülle. Diese Schwäche vererbt sich dann auf die Nachkommen als Konstitutionskrankheit. Daher gilt das Haar im allgemeinen als Wertmesser physischer Kraft, wie guter und böser Erbschaften der Nachkommen von den Vorfahren. Dünnhaarige, falschhaarige und perückenreiche Familien erzählen die düstere Vorgeschichte ihres Seins, lassen uns die Ausschweifung, Syphilis und Skrophelsucht ihrer Vorfahren ahnen.

Auch Kummer, Sorge und Glend lichtet die Lockenpracht; ebenso die Inzucht. Bei den Nachkommen alter Geschlechter, in deren Adern träges „blaues“ Blut rollt, hat sich alles mehr als gut verfeinert; so auch das Haar. Das Sprichwort: „Vollblut hat dünnen Behang“ bezieht sich auf ihre Pferde sowohl, wie auf sie selbst.

Eine weitere Ursache des Haarausfalles bildet die anstrengende geistige Arbeit. Mit dem Beginn der Zivilisation, dem harten Ringen ums Dasein, dem ununterbrochenen Wirken in engen Räumen, mit den Schattenseiten der Zivilisation von Ehrgeiz, Ueberarbeitung, unhygienischer Ernährung usw. hat die Gesamtheit der physischen Kräfte nachgelassen und den fahlen Kopf erzeugt. Der glänzende Schädel ist bei Geistesarbeitern keine Seltenheit. Unsere Bilder zeigen ihn bei Darwin, Bismarck, zum Teil auch bei Goethe, Schopenhauer, Menzel und bei Caesar; spärlich ist das Haar auch bei Napoleon.

Dünnes Haar tritt gewöhnlich mit dünner Haut auf, wie dünne Haut meist bei nervöser, zarter, schwächlicher Konstitution sich zeigen wird. Das Gleiche gilt von der kräftigen Haut, mit der derberen Konstitution. In der Mimik spielt das Haar eine geringe Rolle. Es zu sträuben, wie Hund und Katze, Tiger und Löwe im Augenblick des Zorns oder der Furcht es können, vermag es der Mensch nicht. Nur bei Geisteskranken, so betonen die Irrenärzte, sei diese Erscheinung zu beobachten. In der Krankenphysiognomie wird diesem Merkmal, wie dem rauhen trockenen Haar, große Beachtung geschenkt.

Den mimischen Ausdrucksbewegungen verwandt ist die Haartracht. Wie wir im Kopfe die Gedanken ordnen, so sorgen wir auf ihm für die Ordnung des Haares. Die Art und Weise,



wie ein Mensch sein Haar trägt, ist vielfach charakteristisch für ihn. Eine Haartracht entspricht weniger der Mode als dem instinktiven Wunsch, Formfehler zu verdecken oder dem Kopf einen anderen Ausdruck zu verleihen, anders zu erscheinen. Gebrannt, tadellos gekämmt und halbstündlich korrigiert wird das Haar des Eitlen fein, einfach zur Seite gekämmt trägt es der korrekte, bescheidene Mann, aparte Frisuren tragen nichtsagende hohle Köpfe. Lang und wild oft zierlich gekräuselt finden wir es bei Künstlern und Gelehrten. Wer beim Friseur sich ständig wallende Locken brennen und absichtlich den Künstlertypus hervorrufen läßt, wird irgend einen Mangel seines Außern sowohl als seines Könnens zu verbergen suchen. Diesbezügliche Beobachtungen fanden wir früher oder später immer bestätigt. Das „Verdecken“ äußert sich verschieden. Der eine kämmt das geborgte Haar glatt an diese Stelle, wo er es braucht, der andere läßt es frei, leicht wild oder schwungvoll hinüberfallen. In jedem Falle ist die Art und Weise des Verdeckens auch für das Verhalten im täglichen Leben charakteristisch, auf das wir nicht hinweisen würden, stützten wir uns nicht auf reichliche Beobachtungen. Selbstverständlich wird hier die Fülle des zu verwendenden Haarmaterials von Einfluß sein. Und erst die Frauen! Verstehen sie es nicht in hundertfacher Weise zu ordnen, naiven, einfachen, reizenden, herausfordernden und strengen Ausdruck damit zu erzielen?

Mit solchen und anderen empirischen Dingen ist für manchen Punkt freilich keine rationelle Erklärung gegeben, aber diese Erfahrungsergebnisse verdienen beachtet, vom Unkraut und dem Plunder sogenannter praktischer Psychologen, mystisch=prophetischer Gedankenleser befreit und auf ihre psychologischen, physiologischen und anthropologischen Zusammenhänge geprüft zu werden. Sie zeigen uns die Grenzlinie, nach welcher Richtung die wissenschaftliche Forschung sich bewegen muß, um über die vorhandenen Bruchstücke hinauszukommen, um zu weiteren positiven Ergebnissen zu gelangen.







## Die Stirn.

Cicero nennt sie in einem Brief an seinen Bruder „die Türe der Seele oder des Geistes“; Lavater machte ein „Tor der Seele und den Tempel der Schamhaftigkeit“ daraus. Plinius galt die Stirn als „Zeichen der Freude und Traurigkeit, der Strenge und Gnade“, ein jüngerer Forscher hat Merkmale des guten und bösen Gewissens, der Unschuld und des Verbrechens auf ihr entdeckt. So wogen die sonderbarsten Ansichten hin und her, von den Physiognomen des Altertums angefangen bis zur Neuzeit. Viele gingen so weit, die Stirn als das zuverlässigste Merkmal für die Beurteilung des ganzen Charakters zu bezeichnen, aus dem man nicht allein den Menschen würdigen, sondern dessen Vergangenheit erkennen und seine Zukunft bestimmen kann. Unseres Wissens war Cardanus der erste, der in seinem 1658 erschienenen Werke die Stirnfalten zur Grundlage eines Systems machte. Er unterschied große und kleine Linien, breite und feine, spärliche und häufige, deutliche und undeutliche, unterbrochene, ununterbrochene, gerade, krumme und zerrissene und brachte sie mit den sieben Planeten der Astrologie in Verbindung. Die Falten waren feststehende Zeichen für bestimmte Eigenschaften in der Gegenwart und Fingerzeige für die Zukunft. Samuel Fuchs verbiß sich in diese Theorie derartig, daß er zu ihrer Begründung sagte: „Diese glänzenden Gestirne rollen nicht bloß über unseren Köpfen weg, sondern sie steigen gleichsam zu uns hernieder, sie teilen uns ihre Einflüsse mit, sodaß, indem wir unter dem Himmel wirken, der Himmel zugleich auf uns wirkt.“ Wie sehr diese Anschauungen noch unsere Zeit beeinflussen, geht aus den Schriften gewisser Romanschriftsteller hervor, die vom „Kainzeichen auf der Stirn“ in allen Tonarten leiern. Selbst der noch lebende Paul Lindau hat 1883 an den Bildnissen „der



Mörder, Räuber, Einbrecher, Bauernfänger, Diebe und Betrüger“ nach diesem Rainzeichen gesucht. Es ist nicht zu finden.

Der Volksmund hält aber trotzdem am Glauben an die Stirne fest. Er kennt volle, bedeutende, offene, leere und nichts-sagende Stirnen; Stirnen die sich „aufklären“ und solche, die „nur trübes Wetter setzen“. Und in der Tat thront die Stirn majestätisch den Gesichtsausdruck beherrschend gleich dem blauen Himmel in der Höhe, der in feierlicher Schöne die Erde überwölbt. Auch hier verdunkelt, verfinstert, verdüstert, umwölkt sich alles, „wenn Sorgen oder Leidenschaften das Gemüt in Erregung versetzen“ meint Schack. In richtigem Gefühl suchten und rangen hier die bedeutendsten Männer nach Erklärungen. „Nicht ist es die edle Form oder die außerordentliche Schönheit der Gesichtszüge“, so führt Bulwer aus, „was allein dem Menschen das Ansehen von Kraft und Adel, was ihm seine lachende Anmut verleiht. Es ist das insbesondere der freie, derbe, stets offene und doch so fluge und bedächtige Ausdruck der Stirn, der die ahnende Empfindung einer höheren Kraft, jener höheren Stärke in dem Beschauer erweckt“. Er trifft instinktiv das Richtige, doch durch den Mangel einer physiologischen Basis vermengt er im weiteren Verlauf seiner Erklärung die heterogensten Dinge miteinander. Dasselbe gilt von der poesievollen Schilderung Herders in seiner Plastik: „Das Leuchten des Angesichts zeigt sich insonderheit auf der Stirn; da wohnt Licht, da wohnt Freude, da wohnt dunkler Kummer und Angst und Dummheit und Unwissenheit und Bosheit. Ich weiß nicht, wie je einem Anblickenden eine Stirn gleichgültig sein kann, denn hinter dieser spanischen Wand singen doch einmal alle Grazien, oder träumen alle Zyklopen, und sie ist von Natur selbst offenbar gebildet, daß sie das Angesicht solle leuchten lassen oder verdunkeln“.

Nach unseren Ausführungen über „Die Gesichtszüge und ihre physiognomischen Merkmale“ brauchen wir kaum hinzuweisen, daß hier die Mimik jene gewaltige Rolle spielt, deren Zeichen die älteren Schriftsteller nicht zu lesen verstanden, obwohl Porta schon auf die Stirnfalten des Zornmütigen und die glatte Stirn des Sorglosen hinwies. Diesen physiognomischen Schlüssel feilte erst Piderit aus und eröffnete uns damit die „Residenz und Festung des Geistes“, um ein überschwengliches Wort von Lavater



zu gebrauchen. An dieser Stelle sei jedoch sofort betont, daß die Stirnfalten für sich allein ohne jede mimische oder physiognomische Bedeutung sind. Wert erhalten sie erst in Verbindung mit anderen Merkmalen.

Carus hob hervor, daß alles, was den Stand der Intelligenz verrät, im Knochenbau des Vorderhauptes zum Ausdruck kommen und was von den Gemütsbewegungen erscheint, in der Hautbedeckung sich kenntlich machen wird. Diese Ansicht bestätigt zum Teil unsere Ausführungen im vorigen Kapitel, aber die Wirklichkeit geht über den zweiten Teil des Satzes hinaus. Die Stirn ist unbestreitbar das Organ unserer intelligenten Geisteskräfte, ihrem Bau gebührt die größte Beachtung. Im allgemeinen gilt von ihr, was vom Kopfbau gesagt wurde. Wie jedes gesunde schön und kräftig gebaute Organ den Schluß zuläßt stärker und ausdauernder zu sein, so wird auch hier schöner, ebenmäßiger, vornehmer Bau den Schluß auf größere Entfaltung der Geisteskräfte zulassen. Vergleichen wir die Stirnen Goethes, Caesars und Napoleons, oder die energischbreite von Bebel (Abb. 14) mit Fig. 117 und dem Idioten im vorletzten Kapitel, so springen uns greifbare Unterschiede sofort ins Auge. Selbst wenn die übrigen Teile des Gesichts bedeckt werden, bleibt der Eindruck derselbe. Der Durchschnittstypus der Bauernstirn weicht immer vom Durchschnittstyp der Forscher und Künstler ab. Uebereinstimmende Ähnlichkeit mit der ersteren weist die Durchschnittsstirn der Landpfarrer auf, die meist Bauernsöhne, also Fleisch vom Fleische der Bauern, Geist von ihrem Geiste sind und nach Temperament, Neigung und Eigenart mit diesen übereinstimmen. Anders ist es beim hohen katholischen Clerus. Hier geben fast nur demokratische Grundsätze den Ausschlag, hier kommen nur die begabtesten, talentvollsten Köpfe vorwärts und darum finden wir unter ihnen, mit wenig Ausnahmen, die mehr oder weniger schmale, hohe oder die breite sehr vollkommene Stirn, mit gut entwickeltem Vorderhaupt. Es ist einleuchtend und mit Sicherheit anzunehmen, daß Art und Maß der physischen Eigentümlichkeiten nach den Gesetzen der Anthropologie auch andere psychische Anlagen zur Folge haben werden. Die Entfaltung der Neigungen, Empfindungen und Fähigkeiten wird bei jeder besonderen Form eine andere sein. Die vollständige Regierung



dieser Tatsache ist eine ebenso große Torheit, wie die närrische Behauptung, eine große Stirn sei in jedem Falle ein Zeichen hoher Intelligenz. Es gibt Menschen mit Büffelstirnen, die genau so dumm sind wie die Büffel und umgekehrt weisen Leute mit relativ kleiner Stirn bedeutende Geistesgaben auf. Diesen Punkt weiter auszuführen hieße ganze Teile des vorigen Kapitels wiederholen. Kopf- und Stirnbau getrennt voneinander zu betrachten ist fast unmöglich. Für alle Fälle merke man sich den Satz, daß auch durch kleinere Schädel oder Stirnbildung bedeutende Geistesanlagen repräsentiert werden können, wenn das Vorderhaupt gut ausgearbeitet ist. Wir sehen, daß Darwin unsterbliche Werke bei einer zurückgebogenen, sogenannten fliehenden Stirn geschaffen hat, die mit Abbildung 24 große Ähnlichkeit hat. Die ungeheure Höhe seines Kopfes, die gute Ausbildung über dem Auge hat hier Ausgleiche geschaffen, um die ihn nicht nur Hohl-, sondern auch Hochköpfe beneiden können.

Aus dem bisher Gesagten geht zur Genüge hervor, daß bei oberflächlicher, von feiner Sachkenntnis getriebener Beurteilung der Stirn viel Unsinn herauskommen kann, wie ja auch damit viel Unfug getrieben worden ist. Das ablehnende Verhalten neuerer Forscher zu diesem Punkt ist zu verstehen, wenn auch nicht zu billigen. An anderer Stelle wurde bereits betont, daß die Griechen den niedrigeren Schädel für bedeutender hielten, darum den Bildsäulen ihrer Götter und Helden niedrige Stirnen verliehen, was auf dem Bilde Alexanders des Großen zu erkennen ist (Seite 8). Als Galls Lehren durch die Lande drangen und der hohe Schädel im Kurse stieg, trat das Gegenteil ein. Von da ab glaubte man Geistesgröße nur hinter einem hohen Schädel suchen zu dürfen. Die in dieser Zeitperiode entstandenen Gemälde und Skulpturen hervorragender Männer sind nachweisbar mit übermäßig hohen Stirnen dargestellt. So ist auch Goethes Himalajastirn ein Mythos. Seine Jugendbildnisse sprechen alle dagegen; auch die in Lavaters Physiognomischen Fragmenten veröffentlichten. Ebenso sind Alexander v. Humboldts und Wellingtons Bilder idealisiert worden. Wir können Piderit darum nicht Unrecht geben, wenn er sagt: „Durch die Brille populärer Vorurteile sahen die Künstler, was sie glaubten, und sie gaben und geben den Bildnissen berühmter Männer so gewiß

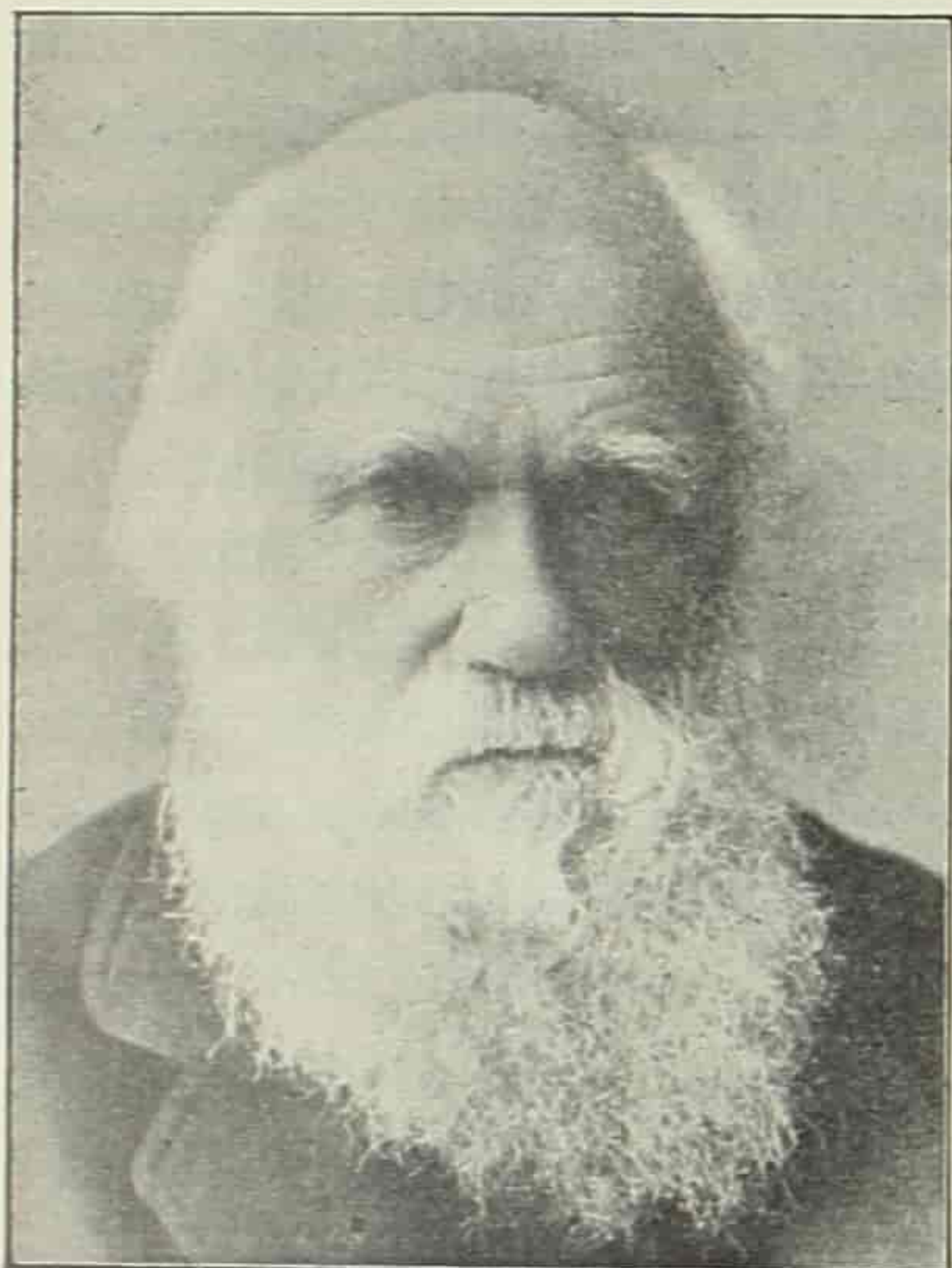


die hohe, vorgewölbte Stirn, wie man früher den Heiligen ihren Heiligenschein gab. Je länger die Zeit wird, die seit dem Tode eines berühmten Mannes verstrichen ist, je weniger Widerspruch von überlebenden Zeitgenossen dagegen eingewendet werden kann, desto höher wird auf seinen Bildern die Stirn und wächst im Laufe der Zeit bis an die Höhe des Wasserkopfes." Die letzte Befürchtung ist seit der ungeheuren Verbreitung der Photographie hinfällig, weil kein Berühmter der Nachwelt mehr entgehen kann. In tausend Stellungen und tausend Situationen wird er geknipst und sein naturgetreues Bild Jahrtausenden bewahrt.

Das Vorurteil von der hohen Stirn bedeutender Männer wurde auch durch frühzeitigen Haarverlust am Vorderhaupt hervorgerufen. Am häufigsten fällt das Haar bei Personen aus, deren Gehirn durch intellektuelle Arbeiten oder durch den Einfluß von Leidenschaften stark in Anspruch genommen ist. Goethe, Schopenhauer und auch Napoleon dienen hier als mustergültige Beweise. Im täglichen Leben finden wir diese Erscheinung bei Großindustriellen, Bankdirektoren, Bauunternehmern usw. Wer nun vom Schädelbau keine Ahnung hat, sieht die kahle Fläche in ihrer ganzen Größe als Stirn an und von vorne betrachtet kann man sich da leicht täuschen. So ruft unser Bild auf der nächsten Seite den Eindruck hervor, als hätte Darwin eine furchtbar hohe Stirn. Der gleiche Ausdruck wird erzielt, wenn eine photographische Aufnahme bei nach vorne geneigtem Kopfe erfolgt. Ein weit verbreitetes Bild Maximilian Gardens demonstriert diese optische Täuschung, ebenso die schiefe Kopfhaltung Bismarcks auf Seite 17. Betrachten wir aber aufmerksam das Goethebild und große Reproduktionen des Schopenhauerschen Bildes, so sehen wir, wie der Schädel über der Stirnregion hinaus sich abflacht. Denken wir uns bis dahin die Stirn mit Haaren bedeckt, dann haben wir die relativ hohe Stirn, die in Verbindung mit den Besonderheiten ihrer Form als der Ausdruck von bedeutenden psychischen Qualitäten zu betrachten sein wird. Auf unseren Bildern kommt das nicht genügend zum Ausdruck.

Leben erhält dieses lesbare Zifferblatt der Geistesstätte aber nicht vom knöchernen Grundbau, von den Winkeln, Wölbungen, Höhen- und Breitenmaß, sondern von den be-





Nr. 30

Darwin

weglichen Teilen, den Muskeln, Adern und der Haut, die seit jeher als Zeiger der Geistesuhr gelten und ihren Gang anzugeben geeignet sind. Die plötzlichen Erregungen des Geistes, Erstaunen, Entsetzen, Zorn, Haß spiegeln sich sofort auf der Stirne ab. Kehren sie oftmals wieder, so bleibt ein Schimmer dieser Merkmale zurück, welche dem Beobachter die stattgefundenen Vorgänge offenbaren. Hier liegt die eigentliche Bedeutung der Stirn für die Physiognomik. Wir wenden uns nunmehr dem Felde zu, das Biderit urbar gemacht hat.

Sobald sich irgendeine Abneigung gegen unangenehme Vorstellungen, Gemütsstimmungen und Erregungen des Gesichtsinnes geltend macht, treten senkrecht Stirnfalten auf. In diesen Stirnfalten gibt sich das Bedürfnis des Augenschließens zu erkennen, sie sind der mimische Ausdruck der Verstimmung. Ob wir einen schweren Gegenstand heben, die festgeklemmte Tür aufreißen, den verspäteten Eisenbahnzug erwarten, vom sausen Automobil erschreckt, beim Zuhören gestört werden, im Gedächtnis nach einem Ausdruck, einem Namen suchen, beim Essen fremdartigen Geschmack wahrnehmen, immer runzeln wir die Stirn. Das gleiche macht der Stotterer, der sich vergeblich bemüht seine Gedanken fließend auszudrücken, ebenso der Geistesarbeiter, der mit verwirren, sich widersprechenden Anschauungen und Berichten ins Reine zu kommen sucht. Die senkrechten Stirnfalten können also zur Ursache haben: 1. Leid, 2. Zorn und 3. angestregtes Nachdenken.

### **Senkrechte Stirnfalten.**

Bei schmerzhaftem körperlichen Siechtum, Unglück, Sorge und Kummer werden die Augen matt und glanzlos erscheinen, die senkrechten Stirnfalten demnach über müden, matten, erschöpften Augen liegen. Selbstverständlich werden diese wider-



lichen Vorkommnisse auf die verschieden gearteten Menschen einen ganz verschiedenen Eindruck machen. Was der eine noch lachend hinnimmt, beugt den anderen schon nieder, was mancher der Nacht der Vergangenheit als anheimgefallen betrachtet, treibt anderen noch die Schamröte und Stirnfalten ins Gesicht. Darum sagt Piderit sehr zutreffend, daß Entstehung und Dauer der unangenehmen Empfindungen nicht bloß von der Natur der Ursachen abhängt, „als vielmehr von der Individualität des Betroffenen, von der angeborenen Disposition, vermöge welcher einige Menschen leichter und dauernder unangenehm gestimmt werden als andere, vermöge welcher sie besonders leicht zur Ungeduld, zum Aerger und Zorn gereizt werden.“

Ist der Blick lebhaft bei geschwellten Stirnfalten, dann haben wir den zornmütigen Menschen vor uns, dessen Bewegungsdrang zu überschwellen droht. Das Mienenspiel ist außergewöhnlich lebhaft, funkelnd das Auge, ziellos der Blick. Der Zornige spannt die Muskeln, ballt die Fäuste, rüstet alle äußeren Glieder mit Kraft, und entblößt sogar die Zähne, worauf wir später noch zurückkommen. Von diesem entstellenden Anblick sagte Ovid bereits:

Seht wie das Antlitz schwillt durch den Zorn;  
Schwarz werden die Adern,  
Wilder funkelt das Aug' als in gorgonischer Blut.

In dieser Art äußert sich nur selten der Zorn. Viel häufiger treffen wir ihn in der Amtsstube, im Kontor und Wohnzimmer

Nr. 31



Böser Blick

unserer Freunde und Gönner, wo er erheblich uns schaden kann. Zu erkennen ist er jedoch immer an den Stirnfalten und dem Blick. Eine alte Lebensklugheit der Bittsteller ist, daß sie vor Gönnern nie eine Bitte äußern, wenn senkrechte Furchen auf ihren Stirnen sich zeigen, sei es auch nur vorübergehend im leichten Spiel. Den lauenden festen Blick mit senkrechten Stirnfalten gepaart nennen wir „bösen Blick“. Mit solchen



Menschen soll man den Umgang meiden, jedenfalls ist im Verkehr große Vorsicht geboten. Werden sie gereizt, verlieren sie oft die Selbstbeherrschung und begehen zuweilen Dinge, die ihnen niemand zugetraut hätte. Ist der Blick aufmerksam gespannt und lebhaft bei scheinbarer Ruhe, dann denken und überlegen solche Naturen und lauern nur auf den günstigsten Augenblick, um ihren Zorn entladen, den Gegner schädigen zu können. Dargestellt sehen wir den Blick in Abb. 31, beschrieben finden wir ihn im folgenden Kapitel.



Bösartigen und gewalttätigen Menschen ist er ebenfalls eigen. In diesem Falle wird jedoch die ganze Physiognomie einen rohen, gewöhnlichen Ausdruck annehmen, den die senkrechten Falten noch erhöhen.

Angestregtes Nachdenken ist der Miene des Zornes verwandt, mitunter ganz ähnlich. Legt jemand im Laufe der Unterhaltung plötzlich die Stirne in Falten, so gibt er, falls kein anderer Anlaß vorliegen sollte, damit zu erkennen, daß sein Gedächtnis in Anstrengung versetzt ist. Er sucht sich zu erinnern.

Nr. 33



Verflimmtes Schauen

Gelingt ihm das immer leicht und handelt es sich um weit zurückliegende Dinge, oder um solche die außerhalb seiner Berufssphäre liegen, so sprechen wir von leichter Erinnerungskraft. Muß er dagegen lange im Gedächtnis herumsuchen und unter Anstrengung der Stirn- und Brauenmuskeln die Bilder der Erinnerung förmlich herauspressen, so wird dies mit Recht als schweres Besinnen angesehen. Jedes schwere Nachdenken ruft ein Unbehagen, eine Verstimmung und dadurch größere oder kleinere senk-



rechte Falten hervor. Je öfter diese Tätigkeit sich wiederholt, umso intensiver markieren sich die Runzeln (Abb. 32). Sie geben den Grad des Eifers, der Leidenschaft an, bemerkt Biderit, „mit welcher der Denker sein Ziel zu verfolgen pflegt, den Ernst, mit dem er nach Klarheit ringt, den unbefriedigten Eifer, mit dem er nach Erkenntnis strebt. Es ist das Faustische, das Grübelnde in der Menschennatur, welches sich darin ausprägt.“ Und die ganze Bedeutung dieser Falten erfassend, weist er darauf hin, daß sie im ausgeprägten Zustand kein Zeichen dafür sind, ob jemand leicht oder schwer denkt. Sie können beim Begabtesten sich zeigen, der der Lösung komplizierter Probleme sich widmet, wie beim Unbegabten, der redlich aber vergeblich sich bemüht, den Zusammenhang zwischen Dingen und Ideen zu begreifen, der Durchschnittsköpfen geläufig sind. Der Eine löst geistige Aufgaben mit großer Seelenruhe ohne die Stirnhaut auch nur sanft zu kräuseln, der Andere ringt an denselben Arbeiten verzweifelnd mit unentwirrbaren Stirnrunzeln.

Aber auch äußere Lebensverhältnisse rufen diesen düsteren Gesichtszug dauernd hervor. Das glühende, funkenspühende Eisen des Schmiedes übt beim Hämmern einen so starken Reiz aufs Auge, daß es nicht nur zusammengekniffen, sondern auch von senkrechten Stirnfalten begleitet wird. Dieselbe Erscheinung wird bei Matrosen und Fischern durch den grellen Wasserspiegel, bei Bergführern durch den blendenden Schnee, bei Feldarbeitern, Jägern, Automobil- und Lokomotiv-Führern durch die sonnen-durchleuchtete Flur hervorgerufen. Außerdem werden Graveure, Eiseleure, Optiker, Chemiker, Diamantenschleifer, Uhrmacher diesen Gesichtszug aufweisen, wie ihn Abb. 33 zeigt, weil ihre Arbeit peinlichgenaues Sehen erfordert. Auch Darwin war dieser Zug nicht unbekannt und in seinem Werke heißt es: „Bei Wilden oder anderen Menschen, deren Kopf unbedeckt getragen wird, werden die Augenbrauen beständig gesenkt und zusammengezogen, um als Schirm gegen das zu starke Licht zu dienen.“

Diesen Gesichtszug ruft also der unangenehme Gesichtseindruck hervor, darum werden wir ihn auch bei sehr empfindlichen und kurzsichtigen Augen finden. Die Stirnfalten des Kurzsichtigen sind von anderen Falten jedoch leicht zu unter-



scheiden, weil sie mit dem zusammengekniffenen Auge auftreten, das wir im folgenden Kapitel kennen lernen werden.

Hervorragende Denker, namentlich Feldherrn weisen alle die senkrechten Falten auf. Leicht sind sie an Goethes Bild wahrzunehmen, stärker an Schopenhauers trotz der Quersalten, aber recht deutlich an Moltkes und Krugs Bildnis auf Seite 65 ebenso am Charakterkopf Abb. Nr. 55.

Beethovens Stirn war infolge des ewigen Kummers und der Geldsorgen stark gefurcht, namentlich aber der hypochondrischen Gemütsstimmung wegen, die teils durch sein schwindendes Gehör, teils durch seinen schwachen Magen hervorgerufen wurde. Kräftige Furchen sehen wir auch auf Caesars, Luthers und Websters Stirnen (Abb. 20, 21). Napoleons Antlitz ist ohne Stirnfalten fast undenkbar, umsomehr als sich jeder der Falten seiner Jugendbildnisse erinnert. Tatsache ist, daß er in seiner Jugend spindeldürr und häßlich war, wozu sein langes zerrauftes Haar noch viel beitrug. Die Pariser nannten ihn „eine häßliche gelbe Kröte“. Seine Entbehrungen, sein fabelhafter Fleiß und seine beispiellosen Leistungen in Italien durchfurchten frühzeitig sein Gesicht und gaben ihm den älteren Ausdruck. In späteren Jahren, als sein Ehrgeiz mehr und mehr Befriedigung fand und Fettablagerungen sich einstellten, war ihm das schöne Antlitz der Ramolinos eigen, seiner Vorfahren der mütterlichen Seite. Die Gesichtszüge der reifen Mannesjahre wiesen antike Schönheit auf, wie ja auch seine Schwester Pauline zu den schönsten Frauen ihrer Zeit gehörte. Ob die Stirn damals ganz frei von Falten war, können wir nicht sagen, jedenfalls ist unser Bild das beste und zutreffendste aus dieser Zeit, das gleich Goethes Bildnis das Genie erkennen läßt. Dieses Geniegesicht hat viele Menschen bezaubert, viele zur Reason gebracht. Aber wie der Dichtersfürst bis zu seinem Lebensende von Bewunderung für den korsischen Imperator durchdrungen war, so haben auch andere Gebildete unummunden eingestanden, daß sein Antlitz überwältigend wirkte. Karl Bleibtreu berichtet, daß ein gebildeter deutscher Chirurg, an den auf dem russischen Rückzuge zufällig ein kleiner dicker Mann im Sammpelz ein paar Worte richtet, beteuert hätte, noch nie habe ein Menschengesicht so den Stempel des Außerordentlichen getragen; und der englische Arzt



Warden, der auf dem „Northumberland“ den Gefangenen nach St. Helena begleitete, bekennt sich hingerissen von diesem bezaubernden Marmorantlitz.

### **Horizontale Stirnfalten.**

Sie entstehen durch andauerndes Aufmerken durch Spannung der Stirnmuskeln und treten mit hochgezogenen Lidern oder gar emporgezogenen Brauen auf. Sie sind darum auch Merkmale des Aufmerkens, des Aufhorchens und Erstaunens und werden durch den sie begleitenden Blick oder Mundzug von einander unterschieden. Durch diese Nebenerscheinung wird ihre Entstehungsursache erkannt und dementsprechend physiognomisch bewertet. Neugierige, überraschte, erstaunte Gesichter sind, neben anderen noch später zu beschreibenden Merkmalen, an diesen Querfurchen zu erkennen (Abb. 34). In der Regel drücken sie bei gut gebildetem Kopf- und Nasenbau wie edlen Gesichtszügen, den offenen Willen des Geistes, die Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit desselben für die ihm vorliegenden Gegenstände aus. Von den wagerechten Stirnfalten darf der Lehrer bei den Schülern auf augenblickliche Aufmerksamkeit schließen, dasselbe gilt vom Redner und Auditorium. Es wird damit zwar keine Gelehrsamkeit, keine Neigung zum Philosophieren ausgedrückt, sondern die Teilnahme, der Eifer, die vorgetragene Dinge zu erfassen. Quersalten bei diskutierenden Menschen, sei es in der Gesellschaft oder Versammlung, wenn sie des Gegners Ausführungen mit Aufmerksamkeit folgen, bekunden auch die Bereitschaft, den Sprechenden mit Gründen zu widerlegen oder zu schlagen.

Lassen senkrechte Stirnfalten den Schluß auf den Grad der Leidenschaft und des Eifers zu die Geistesarbeiter aufwenden, um im Reich der Gedanken zu Schlüssen und Erfolgen zu gelangen, so sind horizontale Falten das Zeichen der ruhigen Konzentration. Das Aufblitzen eines neuen Gedankens erhöht ihre weitere Aufmerksamkeit. Die senkrechte Stirnfalte verrät den kritischen, analysierenden Kopf, die horizontale die mehr beschauliche Geistesrichtung. Wir finden sie darum schön ausgeprägt bei Goethe, ebenso bei Darwin, Luther, beim alten Webster, bei Bebel im höheren Lebensalter, und besonders stark bei Menzel und Schopenhauer.



Stark markiert erscheinen horizontale Stirnfalten bei Geisteskranken, die an fixen Ideen leiden. Ihre ganze Gedankentätigkeit ist mit abnormer Aufmerksamkeit auf die betreffende Wahnvorstellung konzentriert und dieser Konzentration entsprechen die wagerechten Runzeln. Sind sie gutmütig, frei von wildausschäumendem Zorn, wird man senkrechte Falten vergeblich bei ihnen suchen. Einen krankhaften Ausdruck dieser Art sehen wir auf Abb. 36, der geistig beschränkten, schwach sinnigen Menschen eigen ist und auch solchen, die in ihrer Sorge, ihrem Gram dauernd unter der Vorstellung leiden, es könnte sie noch ein neuer Schicksalsschlag treffen.

Nr. 34



Nr. 35



Aber auch bornierten, schwerfälligen Menschen, „welche die ganze Energie ihres schwerfälligen Verstandes zusammennehmen müssen“, meint Piderit, „um sich in den gewöhnlichen Verhältnissen und Vorkommnissen des Lebens zurecht zu finden, und deshalb oft die Miene angestrenzter Aufmerksamkeit machen,“ sind durch diese Falten gezeichnet. Sie unterscheiden sich von anderen durch ihr mattes träg blickendes Auge, das den Ausdruck der Schlafrunkenheit hat. Ohne weitere Erklärung, die im folgenden Kapitel gegeben wird, verrät schon die Abb. 35, daß solch ein Blick das Zeichen geistiger Beschränktheit sein kann und in diesem Falle sein wird.

Senkrechte und horizontale Stirnfurchen zugleich, finden wir bei unangenehmer Stimmung und plötzlicher Ueberraschung.



Nr. 36



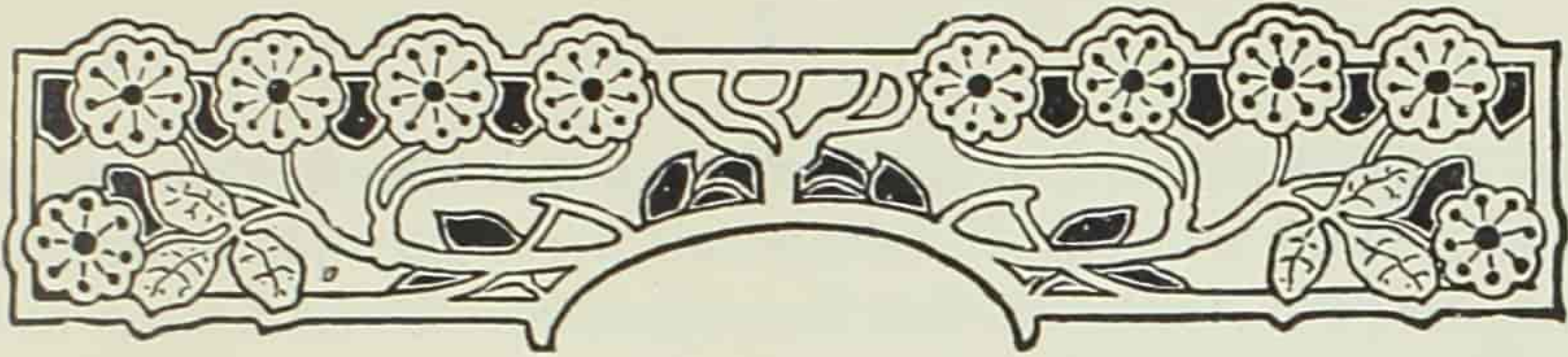
Im höchsten Moment der Wut treten sie ebenfalls in Erscheinung. Wut wird ja meist durch Zorn und unverhoffte außerordentliche Ueberraschung hervorgerufen, worauf wir noch später eingehen werden.

Müheles, fast spielend, wie diskreter Faltenwurf eines feinen sich anschmiegenden Kleides die Formen der Glieder erkennen läßt, offenbart dem Sachkundigen das Spiel der Stirnfalten die Regungen des Geisteslebens.

Der durch Schwellungen, Abschwellungen, Zuckungen und Faltungen erzeugte rhythmische Wellentanz der Stirnhaut läßt das sanft abgeklärte in scheinbarer Gleichgültigkeit verharrende oder aufgewühlte Innere erkennen. Die in nimmer ruhendem Muskelspiel hin und her bewegten Schatten sagt Prof. Schleich in einem geistvollen Essay: diese zueinander strebenden oder ausweichenden, oft parallel laufenden Bögen, diese Falten, die die darunter liegenden Muskeln aufwerfen wie kleine Kobolde, die unter Teppichen ihr Spiel treiben, sie sind es, die wie lebende Runenzeichen dem Antlitz die Sprache, das Verräterische, das Sänftigende oder das Aufreizende, das Beherrschende und das Ergebene, das teuflisch Abstoßende oder den überirdischen Liebreiz, das Dämonische oder das Göttliche geben.

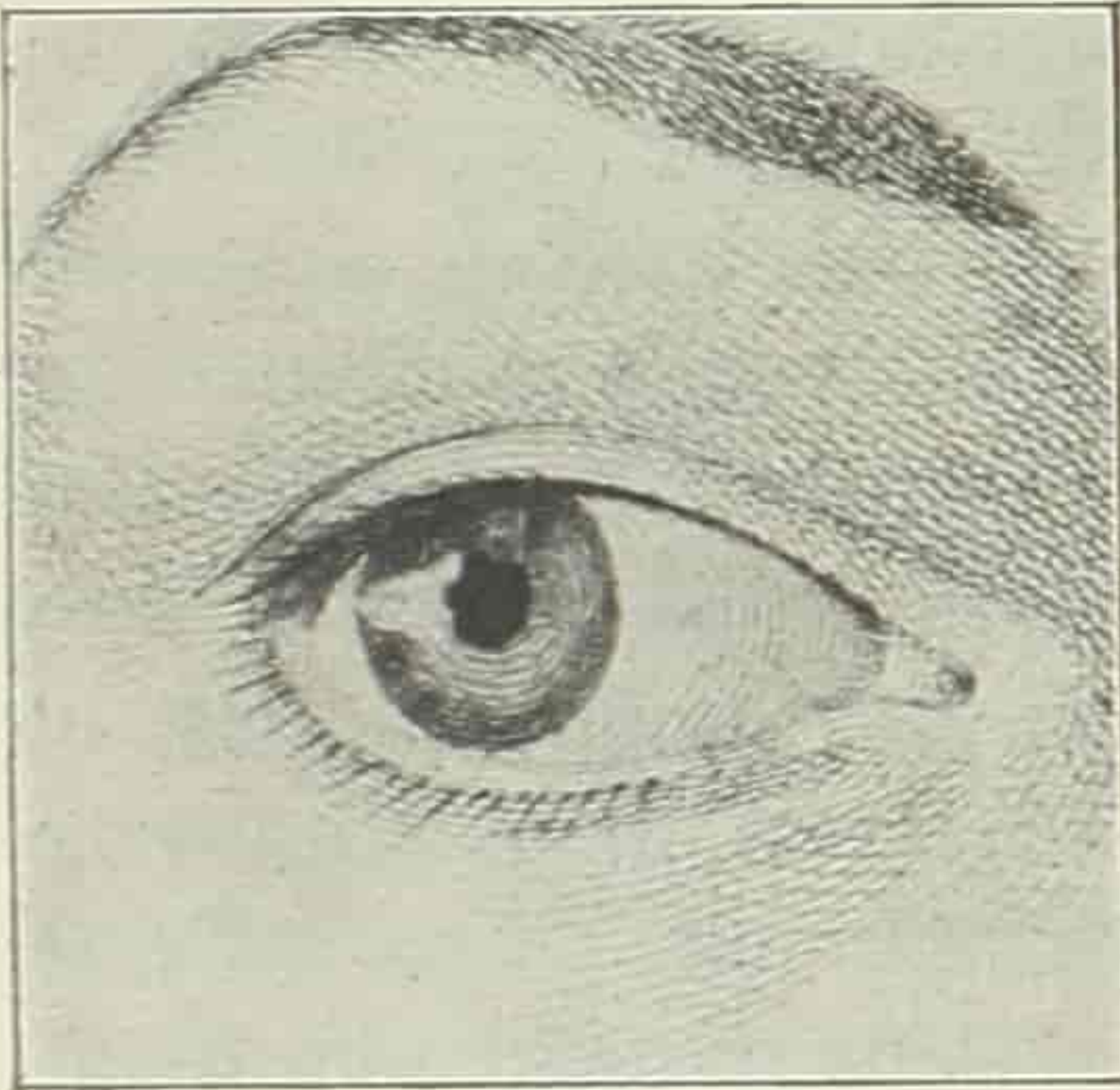






## Das Auge.

Und kannst du den Kristall mir nennen,  
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein,  
Er leuchtet, ohne je zu brennen,  
Das ganze Weltall saugt er ein.  
Der Himmel selbst ist abgemalet  
In seinem wundervollen Ring,  
Und doch ist, was er von sich strahlet,  
Noch schöner als was er empfing.



Die Herrlichkeit des Auges hat Schiller, in diesen wenigen Zeilen, mit Meisterkraft besungen. Doch nicht nur Schiller allein, alle Reimkundigen haben begeisterte Hymnen ihm gewidmet, in allen Zonen, allen Zungen seinen Wert verkündet. Seine gewaltige, ausdrucksreiche und leichtverständliche Sprache ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern gepriesen worden.

Die unübersehbaren Nuancen des Ausdrucks, womit das Auge beglücken, beleidigen, Tiere bändigen und Jungfrauen vor den Angriffen der unreifen und alten Welt schützen kann, haben denn auch viele Deutungen erfahren, die teils zutreffend, teils unzutreffend sind. Diese Ausdrucksmomente sind aber so feiner und subtiler Natur, daß es schwer, ja kaum möglich ist, zur genauen Beschreibung erklärende Worte zu finden. Das Auge speist mit bunten Bildern obendrein die Phantasie, es wird zum spendenden Quell der reichsten Freuden, redet so ausschließlich zu unserem Herzen, zu unserem Gefühl, daß es seit jeher auch falschen Deutungen unterworfen war. Es soll des Geistes Verräter, der Spiegel der Seele, das Fenster zu den geheimsten Gemächern



des Herzens sein und nach Schack der „unmittelbarste Uebergangspunkt, durch welchen der Körper mit der Seele sich verbindet.“ In der Tat spielt es bei der mimischen Verkörperung aller Seelenzustände die Hauptrolle, weil seine überzeugende Sprache durch nichts übertroffen wird. Der Breslauer Augenarzt Prof. Magnus sagt daher mit Recht, „und wären wir so redengewaltig wie Demosthenes oder Cicero, oder verfügten wir über einen Fluß und Reichthum des Ausdruckes, wie der beredtesten Einer unter unseren Parlamentariern, ja sprächen wir selbst mit Engelszungen, so könnte doch all unsere Kunst nicht bestehen vor der siegesgewaltigen Sprache der Augen. Wem diese Sprache einmal gelehrt hat, der vergißt ihrer nimmermehr. Wenn schon der Schnee des Alters unser Haupt bleicht, so jagt doch das Blut schneller und heißer durch unsere Adern, gedenken wir jenes Blickes, der uns gelehrt hat, als wir Liebe um Liebe tauschten . . . . Und wer könnte je in seinem Leben des Blickes vergessen, welcher ihm in dem Auge der Mutter gelehrt hat? . . . . der milde Glanz des Mutterauges winkt uns tröstend aus jenen längst vergangenen Tagen entgegen, in denen das Mutterauge noch leuchtete, die Mutterhand noch führte.“ Trotz aller Verstellungskünste offenbart der Mensch die geheimsten Falten seines Wesens immer in Augenbewegungen; wir müssen darum die allgemeinen Urtheile des Aristoteles, Sokrates und Plinius bedingungslos unterschreiben. Dasselbe gilt von Ciceros Ausspruch in seinem Orator: „Auf dem Gesichte beruht die ganze Bedeutung des Redners und in dem Gesichte besitzen die ganze Herrschaft die Augen; das Gesicht ist das Abbild der Seele und ihre Verräter die Augen.“

Wie kommt es nun, daß wir trotz dieser uralten Erkenntnis so wenig Positives über das Auge wissen? Den Alten fehlten die anatomisch-physiologischen Kenntnisse des Auges; sie hielten sich an äußerlich wahrnehmbare Merkmale, die zu falschen Schlußfolgerungen Anlaß gaben und glaubten obendrein, daß von der im Gehirn wirkenden Seele Ausflüsse in das Auge erfolgen, weshalb Plinius behauptet: „Ganz gewiß wohnt die Seele in den Augen. Sie brennen, drehen sich hin und her, tränen und blinzeln. Wenn wir diese küssen, so scheinen wir die Seele selbst zu berühren.“



Der als physiognomische Regel aufgestellte Satz des Sokrates, daß nur in einem schönen Körper eine schöne Seele wohne, behielt seine Bedeutung bis ins vorletzte Jahrhundert, als Lavater mit der Materie sich zu beschäftigen begann. Wo ein schönes Auge war, mußte nach dieser Theorie auch eine schöne Seele gefunden werden. Man erklärte das Auge als den Aufenthaltsort einer seelischen Substanz, eines geistigen Fluidums, das je nach dem Zustand seiner Erregung und der individuellen Disposition größere oder geringere Energie ausstrahle. Damit glaubte man alles bewiesen zu haben; den feurigen Blick des Kämpfers und den eifersüchtigen des Buhlen, den trägen, schläfrigen Ausdruck des fatten Genießers, den fixierenden festen des energisch konzentrierten Menschen, den unstillen des unsicheren furchtsamen Mädchens vom Lande. Diese Ausstrahlungstheorie behielt bis Mitte des vorigen Jahrhunderts Giltigkeit, auf die Carus noch in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt“ ein Loblied singt. Ihren höchsten Triumph feiert sie jedoch in Lavaters Fragmenten, der auf Grund dieser Anschauung den erhöhten Augenglanz folgendermaßen erklärt: „Noch etwas von dem Auge des Genies, das sich nicht wohl bezeichnen läßt, das aber nicht allen Genien gemein, wenigstens nicht an ihnen spürbar ist. Das ist nicht nur das Treffende, Blinkende, das sich aus der Zeichnung des Auges ergeben mag — sondern das Ausfließende, wenn ich so sagen darf. Sei's nun wirkliche Emanation, wie Licht aus Licht, oder sei's nur Bewegung der Materie des Elements, die licht, magnetisch, elektrisch, oder wie sie will, heißt — das Auge des Genies, des gesalbten Gottes, scheint Ausflüsse zu haben, die auf andere Augen physisch und unmittelbar wirken. Ich bestimme die Natur dieser Ausflüsse auf keine Weise. Wie jeder Körper das Licht auf eine ihm eigene Art zurückwirft, die etwas von der Natur dieses Körpers, wo nicht an sich hat, doch ausdrückt — so gibt jedes Auge dem Lichtstrahl, der von ihm ausgeht, eine eigene Direktion und Vibration.“

Durch diese poesievolle Ausschmückung verstärkte sich der Volksglaube über die physiognomische Bedeutung des Auges noch mehr, der im Dogma: „das Auge ist der Spiegel der Seele“ seinen höchsten Ausdruck fand. Nun konnte man es



„einem an den Augen ansehen, was er im Schilde führte“, kannte den bösen, falschen, untreuen und hinterlistigen Blick, den jeder scheute, mancher fürchtete.

Durchdringende durchbohrende Augen waren ebenso gefürchtet, wie schielende, die unangenehm berührende Gefühle auslösten. Auch heute ist es so und das uns beschleichende Unbehagen übertragen wir auf den Träger schräger Augenachsen, in dessen schielender Blickrichtung wir Hinterlist, Falschheit und Unehrlichkeit erkennen wollen. Den Charakter und die sittlichen Gebrechen eines Menschen werden wir nie danach beurteilen können, ob einer nach Innen oder nach Außen schießt! Der Südländer hängt aber an diesem Glauben so unerschütterlich fest, daß fast jede Italienerin ihr Kind mit roter Koralle vor dem bösen Blick der Menschen „schützt“. Noch abergläubischer sind die Spanierinnen und Araberinnen darin.

Die alten Physiognomen konnten über diese Dinge nicht hinweg und Porta erzählt uns noch mit offenkundiger Schadenfreude, daß der Sonnenkönig Attila (den nebenbei bemerkt, Lavater mit Bockshörnern zeichnete) zwinkernde oder vielleicht gar schielende Augen hatte. Das Auge und seine ewig wechselnde Stellung in kritisch analysierender Weise zu betrachten, ist ungemein schwierig, darum blieb man Jahrhunderte hindurch an äußeren Merkmalen haften. Neben den Augenbrauen mußte die Augenfarbe die meisten Erklärungen liefern, wobei Treue, Sanftmut, Ehrlichkeit und ähnliche Tugenden dem blauen Auge auf Kosten aller übrigen zugeschrieben wurde. Die alten von Mirza-Schaffy in poetische Form gekleideten Regeln:

Ein graues Auge  
Ein schlaues Auge;  
Auf schelmische Launen  
Deuten die braunen;  
Des Auges Bläue  
Bedeutet Treue;  
Doch eines schwarzen Augs Gefunkel  
Ist stets, wie Gottes Wege, dunkel!

sind deshalb auch ohne jede wissenschaftliche Bedeutung. Die kühnen Sprünge des Dichters sind nur ein Ausfluß der alten Physiognomenweisheit, der sogenannten Volkswahrnehmungen. Und was verkündeten nicht gar die Farben!



Nach Aristoteles sollen schwarze Augen stark und klug, sehr dunkle Zeichen von verdorbenen Sitten sein. Das saphirblaue Auge spricht für gutes Gemüt und sanften Charakter. Ist das blaue etwas blaß und nähert es sich dem meergrünen, so ist es ein Zeichen von Furchtsamkeit oder gar Bosheit.

Nach Bernety zeigen Augen von hellfahler Farbe mit feuerrot vermischt den jähzornigen Menschen an.

Theophrastus Paracelsus von Hohenheim sagt wieder: „Graue Augen zeigen gemeiniglich an einen falschen Menschen; unstät, wankelmütig.“

Porta will wahrgenommen haben, daß mit hellgrauer Augenfarbe Furchtsamkeit und Feigheit zusammenhängt. Gelblich- oder rötlichgraue Augen sollen auf Wildheit weisen.

Polemon und Adamantius behaupten schwarze Augen deuten auf Furchtsamkeit, ganz dunkle auf Albernheit, gelbe auf Kraft und Großherzigkeit. Rötliche wären Sklaven eigen als Folgeerscheinung der Zornmütigkeit. Wasserblaue kämen bei ungerechten Menschen vor, grünlich-graue bei sehr Starke, blaue feuchtere Augen offenbarten betrügerische Menschen.

Lavater betont wieder „die blauen Augen künden mehr Schwäche, einen weichern und schlaffern Charakter an, als die braunen oder schwarzen. Zornige Menschen haben Augen von verschiedenen Farben, selten blaue, am häufigsten braune oder grünliche. Die Augen dieser letzteren Art sind gewissermaßen ein unterscheidendes Merkmal der Lebhaftigkeit und des Mutes. Ich habe selten hellblaue Augen bei jähzornigen Leuten und fast nie bei Melancholikern gefunden. Solche Augen scheinen besonders den Phlegmatikern eigen zu sein.“

Nach Carus Ansicht wird „die blaue Iris eine gewisse Klarheit der Bildung allemal anzeigen, welche stets irgendwie symbolisch für geistiges Leben sein wird“ . . . „Dunkleres Blau . . . wird bei Kindern, zarten Frauen, überhaupt feineren Naturen“ anzutreffen sein, während grau „mehr bei härteren lebhaften Naturen gefunden werden wird.“

In diesen tollen Widersprüchen bewegen sich die Urteile der namhaftesten Physiognomen bloß über die Augenfarbe. Es wäre unverantwortliche Zeitverschwendung, wollten wir hier alle weiteren Gegensätze anführen. Dieses Vorurteil, das uns wohl allen an-



geboren wurde und in ausgedehntester Weise auch noch beherrscht, geißelt Immermann treffend im Münchhausen, wo er von seinem Helden erzählt: „Münchhausen hatte ein blaues und ein braunes Auge, welcher Umstand seinem Antlitz einen ungemein charakteristischen Ausdruck gab, umso charakteristischer, als, wenn seine Seele voll gemischter Empfindungen war, die verschiedenen Elemente solcher Stimmungen gesondert in den beiden Augen hervortraten. Fühlte er z. B. eine freudige Wehmut, so leuchtete die Freude aus dem braunen Auge, die Wehmut dagegen zitterte im blauen. Denn diesem blieben die zarten, dem braunen die starken Gefühle zugewiesen“.

Dem sezierenden Messer des Anatomen wie dem Spiegel des Augenarztes, mit denen in die Tiefe der lebendigen Materie gedrungen wurde, konnte in ernster Stunde weder das geistige Fluidum noch das „Seelische im Auge“ standhalten und alles zerronn in inhaltslosen Schall und Rauch. „Ehernen ewig unveränderlichen Naturgesetzen gehorsamt das Auge“, betont Prof. Magnus, „und sie geben auch nicht das kleinste Plätzchen frei für das wechselvolle Spiel der Seele“. Als dies festgestellt war, mußte das Wesen des Blickes in anderer Weise erklärt werden und einer der ersten, der hier die wissenschaftliche Basis schuf, war der Vater der modernen Physiologie Prof. Johannes Müller. Ihm ist der Hinweis zu danken, daß ein befriedigendes Resultat für das Verständnis des Augenausdruckes nur auf anatomisch-physiologischem Boden zu suchen sei. Jede weitere Frucht der Erkenntnis ist auch auf diesem Boden gewachsen.

Das äußere Auge, der Augapfel, liegt in einer dicken Knochenhöhle. Zu seinem Schutz dienen die sich bewegenden Augenlider und ein behaarter Vorsprung, die Augenbrauen. Bei geöffneten Lidern sehen wir vorne eine farblose, also durchsichtige Haut, die als Hornhaut bezeichnet wird und hinter ihr den farbigen Ring, die Regenbogenhaut. Mitten in dieser befindet sich ein schwarzer Punkt, die Pupille, deren Größe wechselt, je nachdem sich die Regenbogenhaut ausdehnt oder zusammenzieht (Abb. 37 u. 38). Die Bewegungen der Lider und des Apfels werden durch die umliegende Muskulatur herbeiführt. Für die Schönheit des Auges kommen drei Ursachen in Betracht, seine Form, seine Farbe und sein Glanz. Diese drei Faktoren gelten als Wertmesser für den



ästhetischen Wert des Auges. Die Form des kugelförmigen Augapfels spielt hierbei eine untergeordnete Rolle, den Ausschlag geben die umliegenden Weichteile, namentlich die Lider und Brauen. Die Stellung der Lidspalte allein läßt uns die Rassen erkennen, ihre Herkunft bezeichnen. Daran unterscheiden sich die Chinesen, Japaner, Mongolen von den westlichen Völkern. Aus den verschiedenen Lidformen leiten wir auch die Bezeichnungen gewisser Augenformen ab, so kennen wir mandelförmige, schlißförmige, längliche, runde, eulenähnliche Augen. Selbst bei dem Haupterfordernis der Augenschönheit, bei der Augengröße, gibt nicht der Augapfel sondern mehr oder weniger das Lid den Ausschlag. Eine künstlerisch hochgeschätzte Form des Auges ist die weitgeöffnete Lidspalte, wobei ein großer Teil des Augapfels zu sehen ist. Wenn dabei die Lidwölbung schön und rundlich ist, sprechen wir vom erhabenen majestätischen Auge; ist der Lidrand ohne Wölbung, die Öffnung nach den Schläfen weit geschlißt, haben wir die Kalbs-, bei höheren Graden die Ochsenaugen. Quellen die Augen aus den Höhlen förmlich heraus, ist das Weiß des Auges stark zu sehen, entsteht der Eindruck angestarrt zu werden, so sprechen wir von Glozgaugen. Sie sind Zeichen der Basedowschen Krankheit. Das Auge darf also weder klein noch allzu groß sein, soll es den Schönheitsgesetzen entsprechen. Viel physiognomische Bedeutung ist der Größe des Auges darum nicht beizulegen. So kann auch eine Vermehrung des Gewebes hinter dem Auge ein Hervortreten und damit ein scheinbares Größerwerden veranlassen; ein Schwund desselben wird das Gegenteil uns vortäuschen. Auffällige Kleinheit, bei mattem Glanz, läßt den Schluß auf Verkümmertsein zu. Sehr kleine Augen können das Resultat gehemmter Entwicklung und Bildung sein. In der Regel wird damit eine Hemmung des Zentralnervensystems Hand in Hand gehen und so dürfen wir bei normwidrig kleinen Augen auf Beschränktheit der geistigen Kräfte schließen. Schwere Gemütsleiden lassen das Auge stark in seine Höhle sinken und ebenfalls klein erscheinen. Voreilige Schlüsse können leicht zu Irrtümern führen. Schlaue, pfiffige Menschen mit kleinen Augen sind leichter und sicherer am Blick zu erkennen als an der Augengröße. Auf den Blick kommen wir später zurück.



Die Farbe des gesunden Augapfels soll klares reines Weiß auszeichnen, nach Carus deutet dies auf gesundes Nerven- und klares Geistesleben. Bläuliche Färbung finden wir bei Kindern, vielleicht auch bei einer gewissen Form kindischer Unselbständigkeit. Gelblich-rötlich gefärbte Augäpfel lassen nervöse Gereiztheit erkennen, ausgesprochen gelbe, die unter „Gelbsucht“ bekannte Lebererkrankung.

Jede heftige Gemütsaufregung, berichtet Carus, „führt unausbleiblich Kongestionen nach den Augengefäßen herbei und natürlich werden diese Blutüberfüllungen bleibend, wenn sie allzu häufig zurückkehren.“ Darauf sind auch die bekannten „dunklen Ränder um die Augen“ zurückzuführen, die wir namentlich bei Onanisten, aber auch bei Bleichsucht und anderen Krankheiten finden, oder „infolge von Ueberanstrengung, von Strapazen — als Zeichen in Arbeit oder Vergnügungen durchwachter Nächte“, führt Schmidt-Kimpler aus. Die bläulichen „Augenringe“ treten bei zarter Gesichtshaut besonders stark in Erscheinung, namentlich dort, wo ein ungewöhnlich dünnes Fettgewebe vorhanden ist. Schwindet das Fett durch irgend eine Ursache, dann schimmert das bläulich-schwarze Blutgefäßnetz deutlicher hervor. Nach Schmidt-Kimpler „kann auch ohne Veränderung des Gewebes einfach eine Blutstauung in diesen Gefäßen die Ursache der Färbung sein“, weil hier Störungen in der Zirkulation vorkommen pflegen, was die auftretenden „Hautsäcke“ beweisen. Eine schwere Anstrengung, ein vorübergehendes Ermatten des Herzens, ein Sinken des Blutdruckes, eine durchwachte Nacht, ein Schreck, eine Depression, die höchste Wonne der Liebe und das tiefste Weh kann ganz plötzlich das Auge mit dunklem Schatten umkreisen. Bei der Beurteilung dieses Merkmals muß man besonders vorsichtig sein, um nicht in Portas Irrtum zu fallen, der in seinem Werke behauptet: „Die Bläschen unter den Augen, insonderheit dicke untere Augenlider, bedeuten einen Weinschlauch und versoffenen Gejellen. Blutüberfüllte und dicke Augenlider bezeichnen den unverschlumpten und unschamhaften Zechbruder.“

Die Augenfarbe wird von der Färbung der Regenbogenhaut beherrscht. Je ausgesprochen reineres Blau oder Braun sie aufweist, um so schöner ist das Auge; je unausgeprägter die



Farbe ist, um so schwerer ist sie zu bestimmen, um so unsicherer sind wir im Urteil und finden deshalb das ins Gräuliche, Gelbliche, Grünliche spielende Auge minder oder gar nicht schön. Nur die Reinheit des Farbentons befriedigt im ästhetischen Sinne. Wir gehen aber weiter und sind obendrein sehr „geneigt, für das Mißbehagen, welches wir beim Anblick solch eigentümlich gefärbter Augen empfinden, den Besitzer und Träger dieser Augen verantwortlich zu machen und das Schwankende und Unbestimmte der Augenfärbung, auf den Charakter und den moralischen Zustand des Eigentümers derselben zu übertragen“ betont zutreffend Prof. Magnus. Welche Gegensätze man zwischen den Augenfarben auch zu konstruieren versuchte, bestimmtes ließ sich darüber nie sagen, wie sich auch ein Charakterunterschied zwischen ihren Trägern nie herausdestillieren lassen wird. Jedenfalls fehlt uns vorläufig jede wissenschaftliche Brücke hierfür. Die im Volksglauben allgemein anerkannten Sätze beruhen auf rein subjektivem Empfinden. Den nordischen Rassen gefällt das blaue besser, sie bezeichnen es als das Symbol der Treue, wie ihnen das blaue Bergißmeinnicht als Sinnbild des treuen Gedenkens gilt. Dem Dichter Heine erglänzt es als Edelstein; er singt davon:

Saphire sind die Augen dein  
Die lieblichen, die süßen,  
O, dreimal glücklich ist der Mann,  
Den sie mit Liebe grüßen.

Schiller schaut wieder, wie das aus den einleitenden Worten dieses Kapitels hervorgeht, den blauen Himmel darin:

Der Himmel selbst ist abgemalet  
In seinem wundervollen Ring.

So sieht jeder, was er sehen will, und sieht es auch wirklich. Gleich der deutschen weist auch die dänische, schwedische und englische Literatur dieselbe starke Verehrung für das blaue Auge auf. Der leichtentzündliche Italiener, Spanier und Araber schwärmt wieder für sein braunes, dessen Glanz ihm als Zeichen feurigen Geistes gilt. So preist ein orientalischer Dichter sein eigenes Auge mit nachstehenden Worten:

Denk' beim Lesen seiner Zeilen  
Selber kam ich aus der Ferne  
Und die schwarzen Lettern seien  
Meine schwarzen Augensterne.



Wundervoll verherrlicht es aber der berühmte Portugiese Camoens:

Und wenn dein Aug' im dunklen Glanze lacht,  
Muß jedes Herz vor deiner Gottheit beben.  
Wer dürfte hoffnungslos den Blick erheben,  
Wenn er geschaut in deiner Augen Nacht!

Der geringere Hornhautreflex des hellen Auges läßt das blaue weicher, milder, lieblicher erscheinen, jenem verleiht wieder der große Kontrast zwischen dem weißen und gefärbten Teil den energischen, oft geheimnisvollen Ausdruck.

Wie schon betont wurde, war den alten Physiognomen der Glanz des Auges ein sehr wichtiges Merkmal. Man schloß daraus auf Lebhaftigkeit des Geisteslebens, auf Lebensenergie, Mut und Kampfeslust. Auch diesen Glauben müssen wir zerstören. Wir wissen heute, daß das Auge kein produktives, sondern nur ein rezeptives Organ ist, daß es kein Licht entwickeln, sondern nur solches reflektieren kann. Sein Glanz ist denselben Gesetzen unterworfen, die die Physik über das Reflektieren der Lichtstrahlen lehrt.

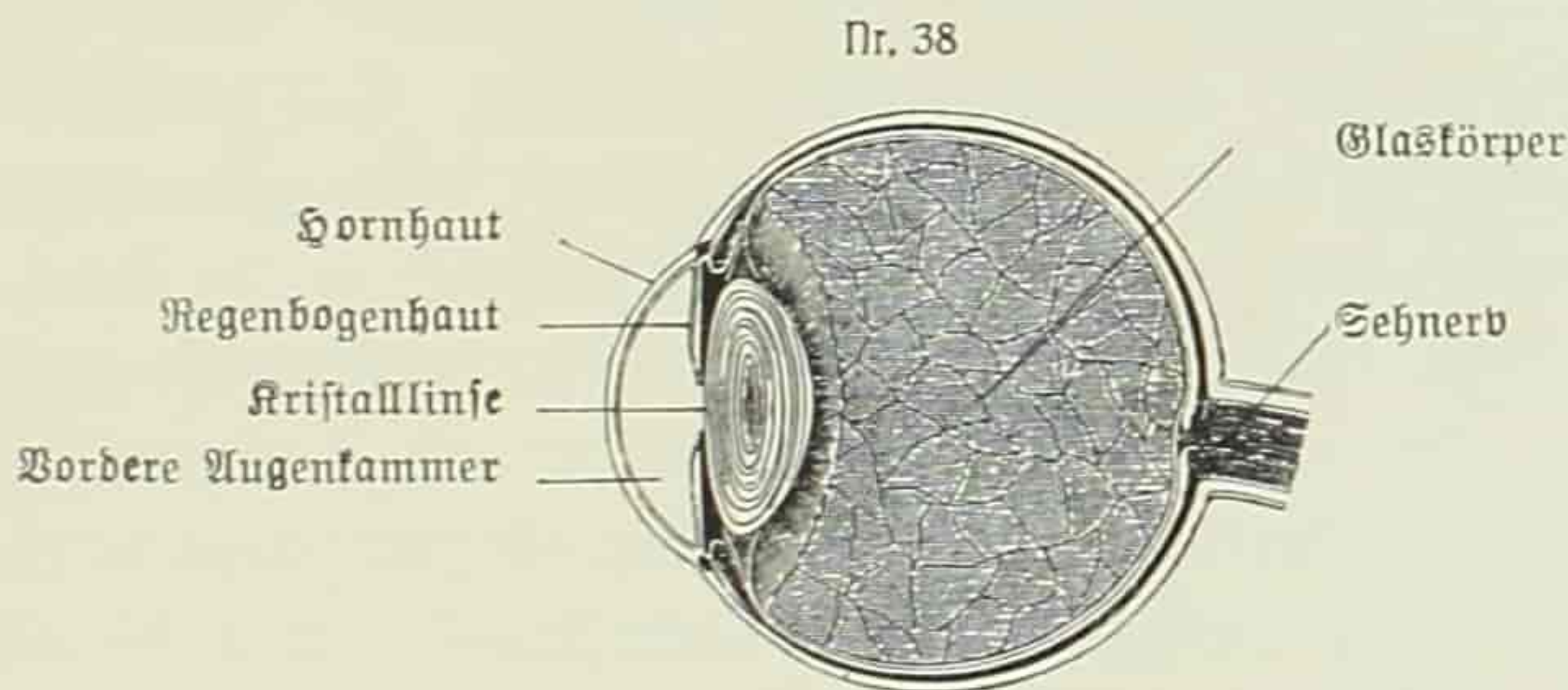
Wie ist nun das Feuer des Auges zu erklären? Mit wenigen Worten ausgedrückt: als ein Zurückstrahlen von einfallendem Licht! Unsere Hornhaut ist ein sehr runder Konvexspiegel, der von allen hellbeleuchteten Gegenständen seiner Umgebung Strahlen empfängt und verkleinerte Bilder entwirft, genau wie bunte Glasfugeln, die früher sehr häufig in Blumengärten anzutreffen waren, nahegebrachte Gegenstände verkleinert reflektieren. Das ist der Vorgang. Ob wir uns in freudiger oder Trauerstimmung hierbei befinden, ist zunächst völlig gleichgültig. Je zahlreicher, heller und klarer diese Spiegelbilder sind, umso mehr glänzt die Kugel, um so feuriger erscheint das Auge. Je weiter nun die Lidspalte geöffnet, je größer die freie Fläche sein wird, um so häufiger werden diese Bilder entwickelt, um so funkelnder die Augen sein!

So ist die Eitelkeit vieler Frauen in ihr Nichts aufzulösen, die sich einbilden, an Gesellschaftsabenden besonders interessante Augen zu haben. Freilich, wenn im FestesSaale bei tausend Glühbirnen, durch Spiegel, Goldrahmen, Glaskronen, glänzende Halsgeschmeide, Ohrringe, Diademe, Ringe und seidene Roben



in tausendfacher Brechung Lichtstrahlen ins Auge dringen, muß es von hellstem Glanze erstrahlen.

Ein weiteres Moment für den Glanz des Auges ist die Regenbogenhaut und die Pupille. Die Regenbogenhaut spielt hier eine ähnliche Rolle wie der Quecksilberbelag am Glaspiegel. Je dunkler die Hornhaut ist, um so besser reflektiert sie, wie jede Fensterscheibe bei dunklem Hintergrunde unser Bildnis spiegelt. Das ist die Erklärung für das intensive Feuer dunkler Augen. Die hellgefärbte Regenbogenhaut kann naturgemäß nicht den gleichen Reflex entwickeln und darum erscheint der Glanz des hellen Auges milder und schwächer. Erhöht wird er durch die Erweiterung der Pupille. So kann auch das helle Auge einen feurigen Ausdruck erhalten, weil die Pupille schwarz erscheint. Ihre Erweiterung kann aber von der Stimmung sowohl wie



vom Willen abhängig sein. Für gewöhnlich erweitert sich die Pupille im Dunkeln und verengt sich, wenn eine größere Menge Licht ins Auge fällt. Wir wissen, daß bei einzelnen Tieren, namentlich bei Katzen, die Pupille einen ungeheuren Umfang annehmen kann. Auch die optische Einstellung des Auges auf irgend einen Gegenstand verändert die Pupille. Sie wird größer, wenn derselbe weit entfernt ist, und kleiner, wenn er vor uns steht. Kurzsichtige haben deshalb weitere Pupillen als Normalsichtige. Die erweiterte Pupille gibt den dunkleren, besser reflektierenden Hintergrund und darum den erhöhten Glanz dem Auge. Wie oft haben wir das Auge Kurzsichtiger bewundert, wenn sie uns plötzlich ohne Augenglas entgegentraten. Ihr Augenglanz beruhte auf der erweiterten Pupille.

Für diese Behauptung den Beweis zu liefern ist leicht. Der Extrakt der Belladonna bewirkt bekanntlich eine Erweiterung



der Pupillen. Träufeln wir solchen ins Auge, so wird es auffallend dunkel und feurig, weil die Regenbogenhaut sich auf ein Minimum zusammenzieht. Das entgegengesetzte Experiment kann man mit Hilfe der Kalabarbohne machen. So wird das kalte eisige Auge erzeugt, wie es mitunter für die Bühne erforderlich ist. Zur „Augenverschönerung“ wenden gefallsüchtige Frauen das erstgenannte Mittel an.

Doch nicht allein im Pupillenspiel, auch in den Bewegungen der Augenlider findet der Augenglanz eine Erklärung. „Freude verklärt das Auge“ ist uns ein so geläufiger Ausdruck, daß wir über seine Entstehungsurfsache gar nicht nachdenken. Jeder plötzliche, unerwartete, überraschende Eindruck veranlaßt das Auge aufzureißen, wodurch mehr Licht einfällt und eine Vermehrung des Glanzes bewirkt wird. Dieser ist an und für sich unbelebt. Frohe Stimmung belebt aber auch das wechselnde Spiel der Lider, das im Heben und Senken derselben besteht. Die Bewegung gibt dem Ganzen erst das Leben, dem Auge den geheimnisvollen, oft faszinierenden Ausdruck. Diese Ansicht wird durch Prof. Magnus mit folgenden Worten bestätigt: „Der fortwährende Wechsel in der Größe des Hornhautglanzes, das unstäte Auf- und Niederflackern und Niedersinken des Augenfeuers verleihen dem Glanz des Auges etwas Belebtes und Lebendiges; und dieses ewig wechselnde, schillernde und flackernde Feuer des Auges befriedigt ganz besonders unseren ästhetischen Sinn und verleitet uns zu dem Glauben, aus den Augen schaue die Seele selbst mit ihren ewig wechselnden, nimmer ruhenden Affekten.“ Und an anderer Stelle führt er aus: „Das berühmte und viel besungene Augenfeuer des begeisterten Dichters sowie des vor Kampfesbegier brennenden Streiters, entstammt genau denselben Gründen. Es ist also dies auffallende Feuer, in dem das Auge des in solchen Affekten Befindlichen entgegenstrahlt, nicht etwa des Auges eigenstes Produkt, es schaut nicht die begeisterte und entflammte Seele aus den Augen hervor, sondern die ganze Erscheinung ist nur bedingt durch eine vermehrte Aktion der das Sehorgan umgebenden Muskeln.“

Namhafte Forscher gaben noch andere Erklärungen für den Augenglanz. So kommt für Piderit neben der Irisfarbe auch die Menge der Tränenfeuchtigkeit in Betracht und „die größere



oder geringere Spannung der häutigen Augenkapsel“. Das im Affekt lebhaft bewegte Organ, sondert nach seiner Meinung, durch reflektorische Reizungen geringe Drüsensekrete ab, wodurch das Auge stärker erglänzt.

In diesem Sinne wird die Menge der Tränenfeuchtigkeit zur Erhöhung des Glanzes beitragen, im anderen dagegen, wo die Tränenfeuchtigkeit als Füllung des Augapfels gedacht ist, wo Erregungszustände gesteigerten Blutzufluß zum Auge und dadurch stärkeres Erglänzen veranlassen sollen, trifft das nicht zu. Gegen diese Auffassung wenden sich auch die Professoren Schmidt-Rimpler und Fritsch, und der letztere meint, daß „ein Augapfel sich doch nicht mit einem gasgefüllten Gummiballon vergleichen läßt, der bei mangelnder Spannung unendlich feine Fältchen wirft, prall gefüllt aber glänzend erscheint; beim Auge fehlen die physikalischen Bedingungen durchaus, welche eine Bildung selbst mikroskopischer Faltungen ermöglichen.“ Hätte Piderit recht, müßten die Künstler glänzende Augen anders malen, als es in der Regel geschieht. Erfahrene Maler legen nur auf den Hornhautreflex Gewicht, ihn geschickt widerzugeben, betrachten sie als ihre Hauptaufgabe. Diesen Widerschein nennen wir den Augenstern. Je gesünder und beweglicher das Auge ist, um so heller und stärker ist der Glanz, um so schöner der Augenstern, der dem Glanze sein Dasein verdankt! Als Stern wird der reine weiße Punkt im Auge bezeichnet, wie wir ihn bei Goethe, Friedrich dem Großen, bei Luther, Webster Nr. 20 und am schönsten bei Bebel sehen und der nicht etwa ein feststehender Teil des Auges ist. Dieser unzutreffenden Auszeichnung erfreut sich gewöhnlich die Hornhaut. Als Augenstern gilt nur die Abspiegelung, der Widerschein, der, wie bei den Sternen des Himmels, bald funkelnd, bald strahlend, bald schillernd bezeichnet wird.

Nun ist es in der That nicht zu bestreiten, daß matte und glänzende Augen Gegensätze sind, ebenso wie Gesundheit und Krankheit. Der Augenglanz variiert sehr stark je nach dem Befinden und der Gemütsstimmung des Einzelnen. Klare glänzende Augen gelten, vorausgesetzt daß sie nicht in Fieberglut erglänzen, als Zeichen guter Blutbeschaffenheit, freudiger Stimmung, gesteigerter Lebhaftigkeit und geistiger Frische. Wer immer gut



gelaunt und hoffnungsfreudig ist, dem bleibt im Auge ein eigentümlicher Schimmer zurück, der günstige Rückschlüsse auf seine Entstehungsurfachen zuläßt. Umgekehrt werden niedergedrückte, traurige, matte, stumpfe, franke Menschen nicht nur den frohen Gang, die gute Laune und Beweglichkeit aufgeben, sondern gleichzeitig den Augenglanz mehr oder minder verlieren. Bei franken Personen, wird die Feuchtigkeitsabsonderung der Tränen-drüsen eine geringere und die Glanzlosigkeit des Auges ihre Begleiterscheinung sein. Wie sehr der Augenglanz durch körperliche Leiden beeinflusst wird, sehen wir am Auge des Magenfranken. Sobald er Speisen erbricht, erscheint sein Auge glanzlos und „gebrochen“ wie beim Sterbenden.

Mattglänzende Augen gelten deshalb als Zeichen für Kummer, Sorge, Krankheit und Ausschweifungen. Je mehr Säfte der Organismus verliert, je unverantwortlicher er geschwächt wird, um so gleichgültiger, träger, langsamer wird der Mensch in seinen Bewegungen, um so matter erscheint sein Augenglanz. Dnanisten, Lebemänner, Refonvaleszenten und allzulang stillende Frauen bestätigen das täglich.

Das von Natur schlappe, faule und denkträge „Ebenbild Gottes“ wird die gleiche Erscheinung aufweisen. (Abb. Nr. 117 Nasenbild.) Wie sehr intensive Denktätigkeit den Augenglanz beeinflusst, sehen wir bei geistig angestregten, eifrigen und leidenschaftlichen Menschen. Wir kennen den Augenglanz des Forschers, des Künstlers, Dichters oder Erfinders, wenn sie nach ergebnislosem Mühen und Philosophieren die gesuchte Idee endlich gefunden haben und ausrufen können: ich hab's! Jede Faser ist hierbei gespannt; rasch rollen die Gedanken, schneller bewegen sich die Lider und der vermehrte Glanz strahlt die uns allen bekannte „Freude aus den Augen“. Wer immer frohbewegt, tatenfroh und hoffnungsfreudig ist, in dessen Auge wird der lebhafteste Augenglanz dauernd wahrzunehmen sein, er wird als konstantes Merkmal dem Auge eigen bleiben. So finden wir, daß geistig hervorragende Männer durch ungewöhnlichen Augenglanz sich auszeichneten. Aus Luthers derbem Bauernkopf funkelten ein paar dunkle Augen, die einem römischen Kardinal Furcht vor der „teutonischen Bestie“ einflößten. (Abb. 39.) Nach übereinstimmenden Aussagen der Zeitgenossen hatten Friedrich



der Große, Napoleon I., Goethe, Lord Byron ungewöhnlich schöne und glänzende Augen. Ebenso soll dem bereits erwähnten Physiologen, Johannes Müller, ein sehr glänzendes Auge eigen gewesen sein.

Nicht bloß Freude, Hoffnung, Mut und Zorn, intensive Denktätigkeit und Fieberglut erhöhen den Glanz des Auges, sondern auch künstliche Erregungsmittel wie Tee, Kaffee, Tabak, Opium und alkoholische Getränke. Solange die künstliche Erregung anhält, die Gehirntätigkeit und Beweglichkeit eine gesteigerte ist, ist auch der Glanz gesteigert; läßt die Aufregung nach, tritt die Abspannung ein, wird das Auge nicht nur glanzlos, sondern „gläsern“, wie man zu sagen pflegt.

Beim Gewohnheitstrinker erscheint der weiße Teil des Auges allmählich schmutzigrüb und von vielen roten Blutgefäßchen durchzogen. Alte Säufer sind neben der roten Nase auch an roten Augen zu erkennen.



Nr. 39

Lulher

Aus dem bisher Gesagten geht deutlich hervor, daß wir bei der Beurteilung des Augenglanzes äußerst vorsichtig sein und in ihm kein konstantes physiognomisches Merkmal sehen dürfen, wie die alten Physiognomen. Der Augenglanz kommt hauptsächlich als Begleiterscheinung in Betracht, für bereits geschilderte und noch zu beschreibende Affekte, und nur bei vollster Sicherheit darf man weitere Schlüsse ziehen. Piderit sagt: „strahlend ist das Auge der Freude, leuchtend das der Hoffnung, funkelnd das des Zornes“, wie soll der Neuling nun dieses Strahlen, Leuchten und Funkeln mit Sicherheit auseinanderhalten?

Aufmerksame Leser werden vielleicht das feurige Auge des Jünglings im Gegensatz zum Greisenauge jetzt anführen. Dieser



Gegensatz ist nicht zu bestreiten, aber ebenso leicht zu erklären. Im Greisenalter wird die sonst klare weiße Hornhaut etwas trübe und damit weniger durchsichtig; ferner wird die Größe der spiegelnden Fläche verringert, weil am Rand ein weißer Ring auftritt, der sogenannte Greisenbogen; ebenso wird der dunkle Hintergrund, die Regenbogenhaut, bleicher und die hinter der Pupille liegende Linse undurchsichtiger, wodurch der sonst schwarze Schein in trübes Grau verwandelt wird. Außerdem fehlt dem Auge die lebhafteste Bewegung. Das sind Gründe genug, die das schwindende Feuer erklären.

Wie kommt es nun, daß die Sprache des Auges trotzdem so ausdrucksvoll und beredt ist? Wer nennt den Zauber, der Freundschaft, Glück, Herzensqualen und Herzenswonnen zum plastischen Ausdruck bringt?

Das ist die Umgebung des Auges, das nimmerermüdende Spiel der Lider, Brauen und Muskeln, das ist der Blick! Im Blick offenbart die besorgte Mutter am Krankenbett des Kindes ihre Seelenstimmung, mit dem Blick segnet der sterbende Vater die Häupter seiner Lieben, mit ihm bannt der Dompteur die angriffslustige Bestie, sucht der Kriminalrichter in den Verbrecher zu dringen, die Wahrheit zu ermitteln, und dieser wieder sucht durch Blicke den strengen Richter zur Milde zu bewegen. Alles was wir an Männern und Frauen zu erkennen glauben, den Stolz, die Bescheidenheit, Hohlheit und Redlichkeit, worüber wir uns zwar keine nähere Rechenschaft geben können, all das beruht mehr oder weniger auf dem Blick, auf der mimisch-physiognomischen Arbeit der Augenumgebung und der übrigen Gesichtsmuskulatur. Schiller träumte Aetherdünste einzusaugen, wenn sein Bild in Lauras „sanften Augen, himmelblauen Spiegel schwimmt“ und sagt weiter:

Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,  
Konnten Leben durch den Marmor lächeln,  
Felsenadern Pulse leih'n;  
Träume werden um mich her zu Wesen,  
Kann ich nur in deinen Augen lesen:  
Laura — Laura mein!  
Laura — Sonnenaufgangsglut  
Brennt in deinen goldnen Blicken.

Es gibt keine Leidenschaft, die nicht durch eine besondere Bewegung der Augen sich äußern würde. „Oft sind die Be-



wegungen so auffallend“ meint schon Cartesius, „daß auch die dümmsten Knechte aus den Augen ihres Herrn auf seinen Zorn oder seine gute Laune schließen. Allein, ob wir diese Bewegung leicht gewahr werden und sehr wohl ihre Bedeutung wissen, so ist es doch nicht leicht sie zu beschreiben. Jeder ist aus mannigfaltigen Veränderungen der Bewegung zusammengesetzt, die so schwach sind, daß sich keine derselben besonders wahrnehmen läßt, obgleich das, was aus ihrer Verbindung entspringt, sehr leicht beobachtet wird.“ Was wir an anderen Menschen wahrnehmen und als Wahrheit empfinden, können wir nur infolge der ungeheuren Flüchtigkeit aller mimischen Vorgänge nicht beschreiben. Die physiognomische Tätigkeit des jeweiligen Gesichtes läßt uns nicht lange beobachten, sondern gewährt hierfür den aller kürzesten Zeitabschnitt, den Menscheng Geist sich denken kann, und den wir mit dem Worte „Augenblick“ bezeichnen. Zur richtigen Auffassung dieser Bewegungen gehört darum viel Aufmerksamkeit und geübte Sicherheit. Aber alle physischen und moralischen Verhältnisse, unter denen wir leben, haben Einfluß auf den Blick. So sagt Reich: „Jeder Professionist blickt besonders; jede Krankheit berührt das Auge eigentümlich; jede Lebensstellung, Lebensweise und Erziehung drückt dem Blick ihren Stempel auf. Der Blick des Herrschers, des Schulmeisters, des Seelenhirten, des Schauspielers, des Wucherers, des Kriminalisten, er ist so kennzeichnend, daß kein halbwegs Kompetenter die eine Art mit der anderen verwechseln dürfte; den Fresser und Säufer, den Wollüstling, den Hungernden, den Kranken, den Wohlerzogenen, der Menschenkenner unterscheidet sie durch den Blick, und der erfahrene Arzt kann eine große Zahl von Leiden aus dem Auge ablesen.“

Die eigentliche Seele des Auges ist also der Blick. Der Fehler der alten Physiognomen lag darin, daß sie aus dem äußerlich wahrnehmbaren Bau, dem Gesamteindruck, die physiognomische Bedeutung des Auges erklären wollten. Zwar streifte Herder schon die Wahrheit, als er sagte, daß jeder große Mann einen Blick habe, den niemand nachmachen kann, allein über die Aether- und Fluidumausstrahlungen kam, wie bereits früher betont wurde, seine Zeit doch nicht hinaus. Wie unhaltbar die alte Anschauung ist, geht schon daraus hervor, daß



selbst der geübteste Schauspieler hinter einer Maske nicht einen Gemütsaffekt herbeizuführen vermag, den unser Auge wahrnehmen könnte. Dieses Experiment kann jeder vor dem Spiegel nachprüfen. Bei Zorn, Demut, Freude und Trauer leuchtet einem stets derselbe Glanz, starrt einem derselbe Ausdruck entgegen. „Als ich das Experiment anstellte“, schreibt Schmidt-Kimpler „und mit möglichst zornigem Gesicht — das aber hinter der Maske natürlich nicht zu sehen war — meine Augen wild umherrollen ließ, fragte der Beobachter in dem Tone richtiger Erkenntnis sehr naiv „Sie suchen wohl etwas?“ Aus dem gleichen Grunde läßt der gläubige Mohammedaner das Auge seiner Frauen schleierfrei, weil er weiß, daß es ohne das geschäftige Spiel der Gesichtsmuskulatur über Seelenstimmungen keinen Aufschluß geben kann.

Wie kommt es nun, daß die Lebensverhältnisse Auge und Blick beeinflussen? Hierauf antwortet Reich: „Alles, was auf uns einwirkt, reflektiert sich zuletzt in den Organen des höheren Geisteslebens, und diese letzteren veranlassen die Zentra, unter deren Kommando die einzelnen Teile des Auges und die Augenmuskeln stehen, zur Aktion.“ Den Augenstellungen, Lidern und Brauen, welchen das Auge seine ausdrucksvolle, gewinnende Form dankt, müssen wir jetzt unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Ihre Beweglichkeit beruht auf einer höchst komplizierten Muskelanordnung, auf die wir im Rahmen dieser Arbeit nicht näher eingehen können und bei unseren Betrachtungen auch nicht einzugehen brauchen.

Wenn wir Personen und Gegenstände betrachten wollen, wird das Auge mit Hilfe der verschiedenen Muskeln auf den zu beobachtenden Gegenstand gerichtet. Das uns im Augenblick beherrschende Gefühl bestimmt den Charakter des Blickes. Erfüllt uns Mitleid, Neid, Mißtrauen oder Verachtung, so wird der Blick auf eine Weise dies zum Ausdruck bringen. Der Blick ändert sich aber so schnell wie die Gedanken sich ändern, und je flüchtiger der Blick ist, um so größer ist seine mimische Bedeutung, um so charakteristischer ist er für die Erkenntnis des Geisteslebens. „Gesekt“, sagt Piderit, „wir reden mit einem Menschen, welcher sich stellt, als ob er nicht das geringste Interesse an unseren Worten nähme, der vielleicht gleichgiltig den Kopf zur



Seite wendet — ein einziger, aufmerksamer Blick, sei er auch flüchtig wie ein Gedanke, wird uns verraten, daß seine Teilnahmlosigkeit eine geheuchelte ist. Umgekehrt, mag jemand vorgeben, uns mit dem größten Interesse zuzuhören, aber ein zerstreuter, abschweifender Blick zeigt uns sofort, daß seine Aufmerksamkeit eine fingierte ist. Plötzlich auftauchende und rasch vorüberziehende Vorstellungen und Gedanken geben sich nur durch einen veränderten Blick zu erkennen, während alle übrigen Gesichtszüge unverändert bleiben.“

Für die Untersuchung der verschiedenen Arten des Blickes hat Piderit eine mustergiltige Einteilung getroffen, der wir in den Hauptzügen folgen werden. Die Arten des Blickes gruppiert er einmal in solche, die durch größere oder geringere Beweglichkeit sich auszeichnen und zählt hierzu den trägen, lebhaften, festen, umherstreichenden und unstäten Blick; und andere faßt er zusammen, für die die besondere Richtung maßgebend ist, das wäre der versteckte, pedantische und entzückte Blick. — Beginnen wir bei der schönsten Eigenschaft des Mannes, bei der Energie, die durch

#### **den festen Blick**

sich auszeichnet. Wird die Aufmerksamkeit durch einen Gegenstand so sehr gefesselt, daß die Augenmuskeln straff gespannt werden, dann entsteht der feste Blick, der zweckbewußte Beharrlichkeit bezeugt, Energie im Handeln und Denken offenbart. Fest blickt man bei entschlossenem Durchführen eines Planes, bei ernster Arbeit, bei energischem Wollen. Der feste Blick wirkt suggestiv und nicht umsonst sprechen wir vom „bezwingenden“ Blick. In ihm prägt sich gewissermaßen die Stärke des Geistes aus, dem sich alles unterordnet, alles unterwirft. Diesen festen, sicheren, scharfen Blick sehen wir vereint mit majestätischer Ruhe und weltüberschauender Abgeklärtheit bei Goethe, ferner bei Friedrichs harten Diamantenaugen, bei Napoleons graublauen, der als frisch ernannter Obergeneral, spindeldürr und klein, seine berühmten älteren Unterfeldherren Massena und Augereau mit dem ersten Blick in bannende Hypnose verzaubert. Auch bei Marschall Soult (Abb. 15) und General Kleber finden wir ihn. Ebenso bei Bismarck, Moltke, Beethoven, Björnson, Bebel und Webster. All diese willensstarken und zum Teil sehr scharfsinnigen Männer zeichnete



dieser imponierende, kraftvolle Blick aus. — Verbinden sich mit der Festigkeit nur geringe Bewegungen des Muskelspiels, dann haben wir **den stechenden, durchbohrenden Blick,**

wie er auch Napoleon eigen war. Dieses durchdringende Spähen hat etwas Löwenhaftes, mit dem er die Opfer für seine politischen Pläne erkor und die zuverlässigen Männer für verantwortungreiche Posten sich herausuchte. Sobald die Gedanken auf einen fixierten Gegenstand scharf gerichtet sind, wirkt der Blick auf den Beschauer irritierend, man sucht ihm auszuweichen. Dieser fixierende Blick ist gesellschaftlich verpönt, weil er als Verstoß gegen die guten Sitten gilt. Piderit teilt mit, daß der bereits genannte Physiologe Müller in seinen Kollegien Hospitanten nicht leiden konnte und gewöhnlich vertrieb, indem er sie mit durchdringenden Augen scharf fixierte. Diesem „stechenden“ Blick, der sich in einen ganz bestimmten erkennbaren Punkt einbohrt, vermag ein Mensch selten zu widerstehen. Auch der Unverschämteste wendet sich ab. Menschen mit diesem Blick brauchen keineswegs böseartig zu sein, was wir gerne anzunehmen pflegen. Dagegen werden solche, die unsern gewöhnlichen Blick nicht aushalten können, entweder energielos oder vertrauensunwürdig erscheinen und auch sein.

Der fixierende Blick beruht auf der völligen Bewegungslosigkeit des Auges. Bei geschickt hergestellten Abbildungen solcher Augen, blickt das Bild den Beschauer immer an, gleichviel wie er seine Stellung zu ihm einnimmt. Darauf beruhen die abergläubischen Vorstellungen von manchen Heiligenbildern. Von unseren Abbildungen gehört das Auge Friedrich des Großen hierher, ebenso Talleyrands, der die Sprache dazu benutzte, um die Gedanken zu verbergen und von dem behauptet wird, daß er die Augen beim Reden mit Vorliebe schloß und gespannt aufmerkte, wenn ein Gegner sprach. Die kleine Reproduktion auf Seite 19 bringt den Blick nicht deutlich genug zum Ausdruck. Der feste Blick ist ein untrügliches Zeichen der Aufmerksamkeit und Entschlossenheit, aus ihm lesen lallende Kinder bereits, ob das Verbot der Mutter ernst gemeint ist oder ungestraft durchbrochen werden kann. — Im Gegensatz hierzu steht

**der müde oder fräge Blick**

der auf Ermattung, Teilnahmslosigkeit und Willensschwäche schließen läßt. Bei großer Ermüdung wird die Bewegung der

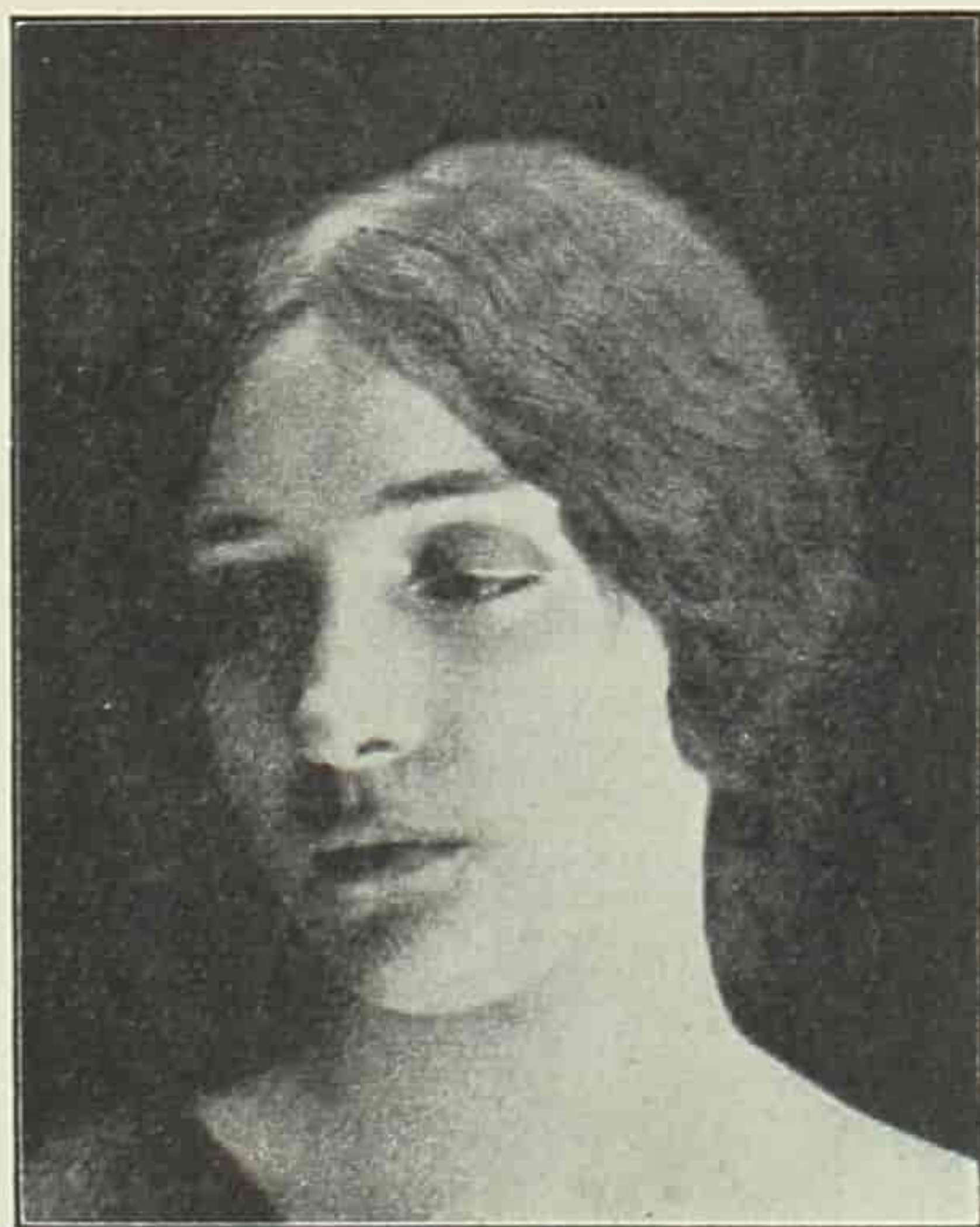


Augenmuskeln matt, die Augenlider senken sich, der Gesichtsausdruck nimmt einen apathischen Ausdruck an, wir machen „kleine Augen“, sind schläfrig. Die Denktätigkeit läßt in diesem Stadium selbstverständlich nach, wir bedürfen der Ruhe, der Erholung. Sobald wir bei Tage, im Getriebe des Lebens, bei Morgensonnenglanz oder in anregendem Gespräch solche Augen sehen, schließen wir unwillkürlich auf einen phlegmatischen, schwerbeweglichen, denkträgen oder blasierten Menschen. Die Stumpfheit oder Faulheit mit dem langsamen schläfrig-trägen Gange, ihren schlaffen hängenden Zügen und fleischigen Lippen, ist sofort zu erkennen. Je träger die Geistesstätigkeit ist, desto träger wird die Augenbewegung, desto matter der Blick sein. Die matt und schläfrig blickende Neapolitanerin auf dieser Seite sagt uns mehr als Worte sagen können. Selbstverständlich liegen auch hier Täuschungsmöglichkeiten vor. So können Augenlidlähmungen, vermehrte Fettentwicklung in den Lidern corpulenter Personen, diesen Zustand herbeiführen und die Augen klein erscheinen lassen. Wo dies jedoch nicht zutrifft, das Auge farblos und die Umgebung massig erscheint, haben wir den Philister, dem alles egal ist, was immer in der Welt auch passiert, wenn er „nur sei' Ruh hat!“ Es sind dies Leute von stumpfem, gefühllosen Innern, die geistig schlafen, nur körperlich leben oder gar vegetieren. — Durch die leichte Beweglichkeit der Augenmuskeln kennzeichnet sich

Nr. 40

**der rasche oder lebhafte Blick.**

Wenn eine Sache unsere Aufmerksamkeit plötzlich erregt, wir nach passenden Worten oder Gegenständen suchen, ist er sofort zu erkennen, bei Neugierde, Ungeduld, Erwartung, Freude und Zorn leicht wahrzunehmen. Die rollenden Augen der Zornigen und Wütenden sind allgemein bekannt, aber auch die Augen des Begeisterten, Entzückten jagen in ruheloser Hast





hin und her. Shafespeare schildert deshalb die Augen des begeisterten Sängers sehr treffend, wenn er sagt:

„Des Dichters Aug' im schönen Wahnsinn rollend,  
Blickt auf zum Himmel, blickt zur Erd' hinab.“

Beim Zornigen und Wütenden wird uns die rasche Augenbewegung als charakteristisches Spiegelbild dienen, von dem im Gehirn des gereizten Menschen sich abspielenden Prozeß. Als allgemeine physiognomische Regel kann beim raschen lebhaften Blick gelten: Wer für gewöhnlich und ohne besondere Ursache lebhaft blickt, verfügt meist über rasche Auffassungsgabe und regsamen Geist. Der zum Jähzorn Geneigte dagegen bewegt schon im leichtesten Affekt außergewöhnlich schnell das Auge.

### **Der sanfte Blick**

wird an den ruhigen und behaglichen Bewegungen des Auges erkannt und zielt sehr oft die Frauen. Weil er nirgends mit Anstrengungen haftet, ist er angenehm und milde, den sein langsamer Uebergang von einem Objekt zum andern noch charakteristischer gestaltet. Seine physiognomische Bedeutung ist Teilnahme ohne Leidenschaft. Hierzu bemerkt Piderit: „Fest ist der Blick des Mannes, sanft der des Weibes. Aber auch die pflanzenfressenden Tiere, wie Schafe und Kühe haben einen sanften Blick, während dagegen den Raubtieren ein fester, fixierender Blick eigen ist. So naturgemäß es nun erscheint, wenn das Weib, seiner Eigentümlichkeit gemäß, sanft, der Mann aber fest blickt, so unnatürlich und unerquicklich ist es, wenn man die Rollen getauscht sieht. Ein Mann mit sanftem Blicke macht den Eindruck weibischer Schwäche, ein Weib mit auffallend festem, fixierendem Blicke den Eindruck der Frechheit.“

### **Umherschweifend ist der Blick,**

wenn er von Objekt auf Objekt übergeht und darum gilt er als Merkmal geistiger Zerstreutheit, leichten Sinnes und schwankenden Charakters. Ebenso als Zeichen von gestörter Nervenkraft. Bei solchen Personen eilen die Vorstellungen im raschen Wechsel durch den Geist ohne einen stärkeren Eindruck zu hinterlassen. Planlos schweifen die Augen, planlos irren die Gedanken von Sache zu Sache, ohne Ziel, ohne Ende, ohne Grund und ohne Zweck. Solche Menschen bekunden im Gespräch mit anderen Mangel an Aufmerksamkeit, achtlos sprechen sie über Dinge und Personen,



wobei ihre Gedanken bereits in anderen Vorstellungen schwelgen. Dem umherschweifenden oder zerstreuten Blick verwandt ist **der unstäte Blick.**

Auch hier schweifen die Augen hin und her, jedoch emsig und ängstlich, als drohte Gefahr, suchend als spähten sie nach Hilfe. Das Auge bemüht sich einen Ausweg zu finden, um vermeintlichen Gefahren oder peinlichen Situationen zu entrinnen. Der Träger dieses Blickes ist sich seiner Schwäche bewußt. Prof. Schmidt-Rimpler weist darauf hin, daß dieser suchende Blick bei Kandidaten zu beobachten ist, die im Examen stehen. Die Augen durchmustern in ruhigen bogenförmigen Bewegungen den ganzen Raum und das Gesicht hat den Ausdruck, als will man sich an etwas erinnern oder in seinem Gedächtnis nachsuchen. Je schneller diese Blickrichtungen aufeinander folgen, um so größer ist die Erregung, die Verlegenheit. Dieser hilflose Blick ist jedem Volksschullehrer bekannt, auch wenn er ihm nicht zum vollen Bewußtsein kommt. Das Auge springt hierhin und dorthin, überall ein Ziel suchend ohne es zu finden.

Auch Schuldbewußtsein verrät sich durch diese Augenbewegung, wir sprechen in solchen Fällen vom scheuen Blick. Wie der Furchtsame bar jeden Vertrauens zu sich selbst ist, so der Schuldbewußte zu anderen. Der Erstere fürchtet die Enthüllungen seiner Schwächen und Fehler, der Letztere die Offenbarung seiner Taten, Gedanken und Absichten. Das Herz voll lebendiger Regungen, die das helle Tageslicht scheuen müssen, verschleiert er sein Vorhaben durch das Unstäte seines Blickes. Dieser Blick kann demnach seine Ursache in bösen Erfahrungen haben, wie im eigenen bösen Gewissen. Er ist stets der Ausdruck einer geknechteten oder gefolterten Seele. Solche Naturen eignen sich weder zu Vertrauensstellungen, noch zu anhaltender geistiger Arbeit. Den physiognomischen Wert dieses Blickes mußten schon die Alten zu beurteilen. In Salomonis Sprüchen des alten Testaments heißt es: „Ein Verständiger gebärdet sich weislich; ein Narr wirft die Augen hin und her.“ Den unstäten Blick finden wir aber auch als pathologischen Zustand, namentlich bei Nervösen und Skrofulösen. Die Letzteren leiden häufig unter einer entzündlichen Reizbarkeit der Augen, ihr scheuer Blick hat die Krankheit zur Ursache und muß dementsprechend beurteilt werden.



Wo die Augen ausdruckslos in die Welt blicken und von einer charakteristischen Beschaffenheit des Blickes nicht mehr gesprochen werden kann, haben wir das vielgerühmte harmlose Kinderauge, das jenseits von Gut und Böse ist. (Abbildung Nr. 45.) Je häufiger dieser Blick in der Gewohnheit Erwachsener wiederkehrt, umso leichter und schneller erkennen wir den gedankenlosen Träumer daran, dem jede individuelle Eigenart fehlt. Sein Blick ist leer, inhaltlos, nichts sagend, seine geistigen Fähigkeiten nur Zeichen beschränkter Armut. Für den Arzt gilt der leere Blick oft als Symptom schwerer Erkrankungen.

### **Der starrende Blick**

bringt den Zustand des Selbstvergessens, des Versunkenseins, des Vorsichhinbrütens zum Ausdruck. Man nennt diesen Blick gewöhnlich „sich vergassen“. Die völlige Bewegungslosigkeit des Auges ist sein Merkmal. Im erhöhten Maße finden wir ihn beim Erschreckten. Das Auge heftet sich unverwandt auf das Objekt des Schreckens. In diesem Stadium ist das Auge unbelebt, erscheint wie tot, ist „gläsern“ wie beim Verstorbenen.

Sobald wir an eine Sache denken, pflegen wir den Blick auf sie zu lenken, sie anzusehen. Dabei wenden wir ihr das Antlitz, in vielen Fällen aber lediglich das Auge zu. Von der Richtung dieses Blickes und seinen charakteristischen Begleiterscheinungen hängen viele Ausdrucksformen ab, die wertvolle Charakteraufschlüsse geben. Richtet jemand den Blick stark in die Höhe, daß zwischen dem Unterlid und der Hornhaut die weiße Lederhaut zu sehen kommt, wie bei Abb. 41, so haben wir **den entzückten oder schwärmerischen Blick.**

Solche Menschen fliehen das Gedränge des Tages, weil ihre Gedanken in den Sphären der Illusionen schweifen! Sie richten sie empor zum Licht, zum reinen Blau des Aethers, wo noch für jeden das Reich der Ideale zu liegen scheint. Im höchsten Grade der Ekstase wird das Auge teilweise oder ganz geschlossen wie dies Abb. Nr. 42 veranschaulicht. Hier offenbart sich die tiefe Religiosität des betenden Mädchens, die vom Zeitlichen und Räumlichen getrennt zu sein scheint. Was man mit Andacht verehrt, mit Inbrunst begehrt, setzt im reinsten Moment des Verlangens in Entzückung, in Exaltation, die sich in den Zügen kundgibt, wie wir das bei dieser im Ausdruck fast klassischen





Nr. 41 Schwärmerischer Blick

uns vom Irdischen entrückt und in höhere Sphären emporgehoben.“

Im bescheidenen Emporblicken prägt sich Dankbarkeit, hingebende Liebe aus und das Bekenntnis der eigenen Schwäche und Niedrigkeit. Demut will möglichst unbedeutend erscheinen. Selbstverständlich kann mit diesem Ausdruck auch schmählicher Mißbrauch getrieben werden. Religiöse Heuchler wenden diesen Blick mit Vorliebe an. Zeigt sich diese gehobene Blickrichtung in einem unfeinen, undurchgeistigten Gesicht, so tritt bei uns sofort der Zweifel auf, ob die Augenstellung wohl der Ausdruck wahrer Frömmigkeit oder niedriger Heuchelei sei. Wir erinnern uns, im Winter 1910, während den hitzigen Debatten, ob Jesus wirklich lebte, drei Pastoren in einer Volksversammlung gehört zu haben. Zwei davon waren geistvolle Männer von moderner Bildung, der dritte tat besonders fromm und nannte während der 30 Minuten währenden Redezeit annähernd 40 Mal den Namen „Jesus“, wobei er sein hellblaues Auge mit Virtuosität gegen die rauchgeschwärzte Saaldecke richtete. Fast jede Person unserer nächsten Umgebung sprach halblaut das bezeichnende Wörtchen „Heuchler“ aus und unter Zischen verließ

Abbildung sehen. „Aus der Sphäre der Sonne, des Mondes, der Gestirne, sagt Henry Hughes, kommt uns die Kraft des Lebens, kommt uns Licht und Wärme. Deshalb schauen wir, ungestört vom Treiben der Umwelt, empor zum Erhabenen beim andächtigen Gebet, beim inbrünstigen Flehen, mögen wir auf innere Stärkung hoffen oder in gänzlicher Mutlosigkeit verzagen. Daher stellt sich der himmelnde Blick auch bei der Verzückerung ein, wenn poetische Exaltation, musikalische Genüsse, platonische Liebeschwärmerei unsere Seele ergreifen; wir fühlen

Nr. 42





Nr. 43



Versteckter Blick

der fromme Herr das Podium. Hiermit ist der Beweis geliefert, daß wir bei genauer Aufmerksamkeit Lug und Trug von der Wahrheit wohl unterscheiden können. Zusammenfassend heißt es über diesen wichtigen Blick bei Piderit: „Wer für gewöhnlich verzückt und schwärmerisch d. h. nach oben und in die Ferne blickt, gibt dadurch zu erkennen, daß seine Gedanken oft über die Alltäglichkeit hinaus in die Sphäre der Ideale und der Illusionen schweifen. . . . Bei

phantastischen Gefühlsmenschen, religiösen Schwärmern zc. wird diese Art des Blickens zur Gewohnheit. Die Augen bekommen dadurch ein eigentümliches physiognomisches Gepräge, indem zwischen der Hornhaut und dem unteren Augenlide die weiße Haut des Auges mehr oder weniger sichtbar bleibt.“

Eine schwächere Abart des entzückten Blickes ist der Blick in die Ferne. Sehnsuchtsvoll blicken wir nicht nur empor, sondern auch in unendliche Fernen, in die hellshimmernde Zukunft. Stehen die Sehachsen fast parallel, hat das Antlitz einen durchgeistigten Ausdruck, so werden wir uns bei diesem Blick selten täuschen. Er ist nicht selten zielbewußten Männern eigen, die für ideale Ziele, für Weltanschauungen ringen und kämpfen. Beethovens Jugendbildnis von Stieler zeigt diesen Ausdruck, markanter noch Klingers Skulptur, die Beethoven darstellt. Auf unseren Bildern sehen wir ihn bei Goethe, Daniel Webster, bei Moltke, Luther und Bebel, wo überall unter der dunklen Hornhaut die weiße Haut erheblich zum Vorschein kommt. Wo stark hervortretende Augäpfel vorhanden sind, kann dieser Blick zu Verwechslungen Anlaß geben. — Zum entzückten bildet

#### **der versteckte Blick**

fast einen Gegensatz. Abb. 43. Hierbei ist der Kopf gesenkt um teilnahmslos zu erscheinen, denn das aufwärts gerichtete Auge verrät ein heimliches Interesse. In dieser Art des Sehens liegt eine Verstecktheit, eine Nebenabsicht, die als solche erkannt werden



muß, soll der Blick verstanden werden. Kopf und Körper bleiben regungslos, um kein Geräusch zu verursachen, um die Aufmerksamkeit nicht auf sich zu lenken. Durch das Senken des Kopfes werden die eigenen Mienen den Blicken des Beschauers entzogen und schrägaufwärts schießt nun der prüfende Blick. Er ist das Zeichen außergewöhnlicher Vorsicht, starken Mißtrauens; aber auch das der



Versteckter Blick mit Stirnfalten

Falschheit und Hinterlist. Ein einziger Blick dieser Art kann den Klügsten verraten. Unternimmt das Auge bei mildem Ausdruck unauffällig kurze Streifzüge, so werden wir auf Vorsicht schließen müssen, bei herberem Ausdruck auf Mißtrauen; bei sehr festem und lauernenden Blick auf einen Menschen, der bereit ist, unsere Pläne zu durchkreuzen, der bloß den rechten Augenblick erspäht, um seine Nebenabsichten mit Energie durchzusetzen. Piderit weist darauf hin, daß der versteckte Blick nicht nur in Anwesenheit fremder Umgebung wahrzunehmen ist, sondern immer, selbst in der Einsamkeit argwöhnen solche Leute unbekannte Gefahren und weisen diesen Blick auf. Der versteckte Blick mit horizontalen Stirnfalten verstärkt und erhöht dieses Merkmal vorsichtiger Aufmerksamkeit. Wer etwas ganz deutlich hören, genau erspähen will, wer in vollster Spannung sich befindet, bei dem sehen wir den versteckten Blick mit horizontalen Stirnfalten gepaart. Abbildung 44.

Einen Anflug dieses mißtrauischen Blickes finden wir in Napoleons Zügen (Abb. 6), der stärker bei ihm ausgeprägt war, als unser Bild ihn zum Ausdruck bringt. Wo uns dieser Blick dauernd begegnet, können wir auf Mißtrauen als Grundzug des Charakters schließen. Diesen argwöhnischen Blick finden wir häufig schon bei Kindern ausgeprägt (Abb. 45). Sie trauen keinen Fremden, empfangen nichts aus ihrer Hand und bleiben





Nr. 45

Argwöhnlicher Kinderblick

nungsvoller behandeln, sie nicht grundlos quälen.

Hierher gehört auch der verstohlene Blick, den Dr. Herjing in einem seiner Werke den kokettierenden nannte. (Nr. 46.) Er sagt hierüber: „Frauen suchen häufig das Interesse, das sie an Jemandem nehmen, nur vor der übrigen Welt zu verbergen, nicht aber vor dem, den es gilt. In diesem Falle blicken sie nur verstohlen, in seitlicher Richtung und rascher Bewegung der Augen nach ihm hin. Hat der Betreffende aber einen ihm rasch und versteckt zugeworfenen Blick aufgefangen, so ziehen sie ihr Auge nicht etwa wieder zurück, sondern lassen es, vor Anderen verborgen, fest auf ihm ruhen und lassen ihn so merken, daß sie ein vor Anderen geheim zu haltendes Einverständnis mit ihm wünschen.“

### **Der pedantische Blick.**

Der feste, versteckte, sich nur mit Widerwillen dem Objekte zuwendende Blick wurde von Piderit der pedantische genannt. Kopf und Körperhaltung sind sehr steif, worin eine Abneigung und starke Zurückhaltung sich ausprägt. Dieser Blick kann leicht zu Irrtümern führen. Der Pedant ist leichter an der korrekten Haltung, der Sprechweise, dem wohlgepflegten Haupt- und Barthaar, der tadellosen Kleidung usw. zu erkennen als am Blick. Wir empfehlen dem Leser bei der Beurteilung der Pedanterie den Blick nur als Neben- und Ergänzungsmerkmal zu betrachten. Soviel er in der Theorie auch für sich hat, in der Praxis führt er zu Fehlschlüssen.

Der gesenkte Blick ist ein Zeichen von Demut, Scham, Kummer oder Sorge. Abb. 47. Fühlen wir uns beschämt oder in

keine Minute mit ihnen im Zimmer. Hier kann sofort Hand angelegt und der Fehler frühzeitig beseitigt werden. Aber auch schwerfällige und blöde Kinder blicken in ähnlicher Weise. Lehrer sollten ihre Aufmerksamkeit auf solche Gesichtszüge richten und schwerfällige schwachköpfige Schützlinge schonungsvoller behandeln, sie nicht grundlos quälen.



Verlegenheit gesetzt, so senken wir das Auge. Dasselbe geschieht, wenn uns ein Leid getroffen, ein Plan mißglückt, ein Vorhaben fehlgeschlagen ist. Paart sich der gesenkte mit dem festen Blick, so dürfen wir voller Zuversicht hoffen, daß sein Träger aus der ihm peinlichen Situation sich schnell befreien wird.

### Das Schielen.

Bei der Blickrichtung ist auch noch die ungleichmäßige Achsenstellung zu betrachten. Das Gesicht gewinnt einen unschönen, oft häßlichen Ausdruck, wenn beide Augen auf einen Fixationspunkt nicht eingestellt werden können. Die Augenmuskeln wirken dann nicht in symmetrischer Weise, es tritt das Schielen ein, der „fremde“, „falsche“, „böse“ Blick!

Auf die verschiedenen Arten einzugehen sei uns erspart. Wir kennen das Schielen nach Außen, wie dies die Abbildung Nr. 48 veranschaulicht, das Schielen nach Innen, (Abbildung 49), ebenso das nach oben und unten. In allen Fällen schießt die Blicklinie eines Auges an dem Objekt vorbei und immer handelt es sich um pathologische, krankhafte Zustände. Der Grund des Schielens liegt in der Verkürzung eines Augenmuskels. Das schielende Auge kann, je nach dem Grade der Verkürzung, nur in abweichende Stellung von dem anderen gebracht werden. Der

Nr. 47



Gelenkter Blick



Nr. 46

Kokettierender Blick

Fehler kann angeboren oder erworben sein. Wenn Kinder Watte, Papier und andere Gegenstände in die Nasenlöcher stecken und sie fortgesetzt mit einem Auge fixieren, wird dieser Blick für die Dauer erworben. Bei vielen Menschen tritt die Schiefstellung nur für Augenblicke ein, die werden besonders verdächtig, „weil sie einen nicht ansehen können“. Diese Folgerung ist unrichtig. Solche Menschen können gut und falsch sein, und der Falsche verrät sich dann anders, wie wir das noch später sehen werden. Am schlimmsten und un-



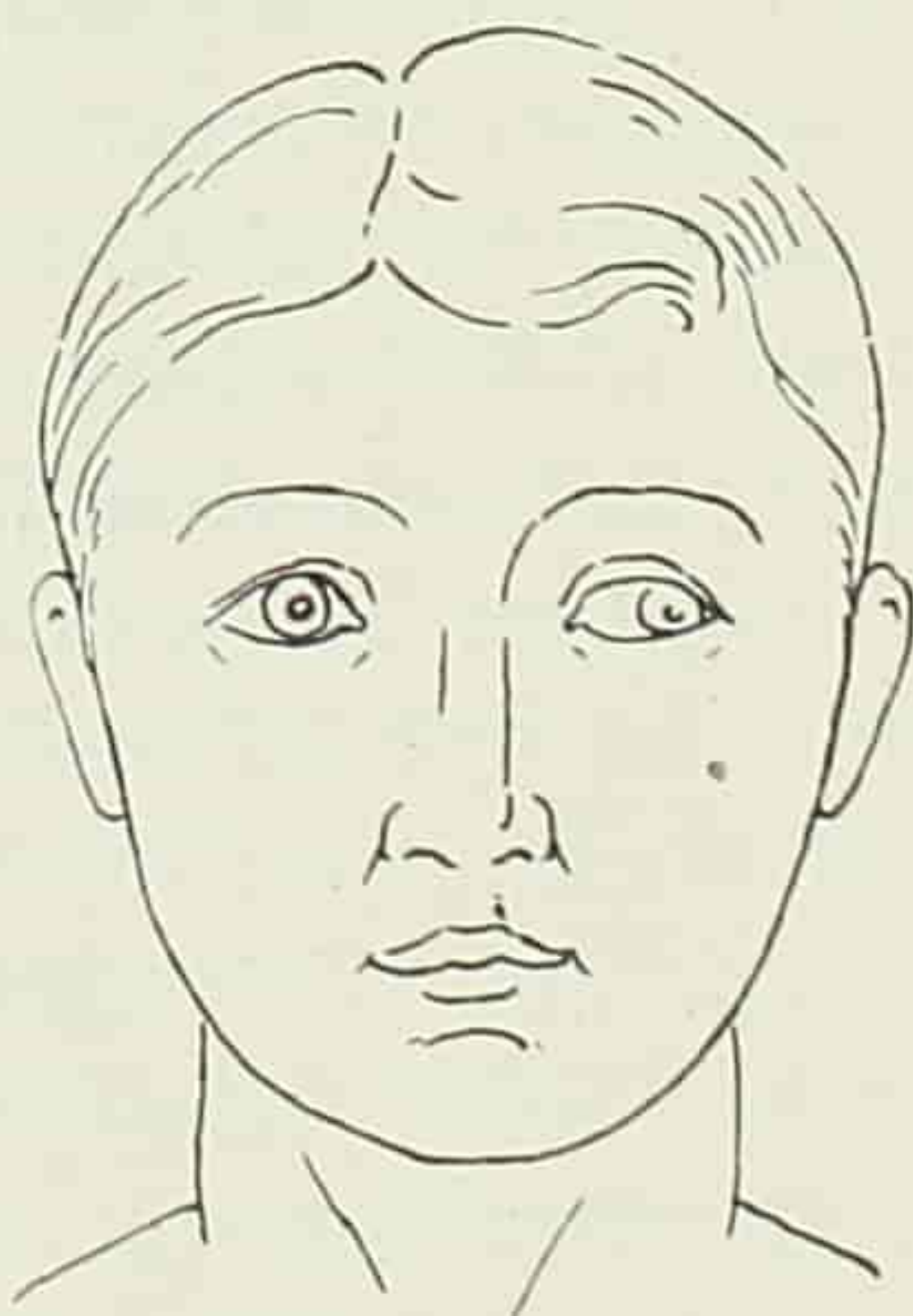
gerechtesten wird den nach Außen Schielenden mitgespielt. Die hält man nie für dumm, sondern für gehässigfalsch. Sie haben diese Behandlung zwar nicht verdient, schuld daran ist unser Egoismus, denn wir dichten dem nach außen Blickenden wie Schmidt-Rimpler humorvoll sagt „noch besondere gegen uns gerichtete Hintergedanken an; wir sind durch diese Blickrichtung persönlich insultiert. Und unserem allgemeinmenschlichen unchristlichen Gefühle nach, auch mit vollkommenem Recht. Der nach auswärts Schielende übersieht uns! . . . Der Mensch sieht, während er uns anblickt, auch noch vieles, was nach der Seite des abgelenkten Auges liegt, viel mehr als es sich für einen loyal blickenden Bürger geziemt; sein Gesichtsfeld ist erweitert. Das verdriest uns naturgemäß!“

Scheinbares Schielen besteht auch bei hochgradig Kurzsichtigen. Brillenträger richten ihr Auge dauernd auf naheliegende Gegenstände. Im Laufe der Zeit gewinnt der Blick dadurch etwas Unbelebtes, Steifes, Starres. Bei unbewaffnetem Auge kommen Kurzsichtige sich ganz verlassen vor; infolgedessen tritt eine stärkere Konvergenz der Sehachsen ein, ihr Auge erscheint unbelebt, wir sprechen vom „blöden Blick“.

### Die Augenlider

sind Klappen gleichende Deckel, die zum Schließen der Lidspalte dienen. Ihre Festigkeit erhalten sie durch zwei eingelagerte

Nr. 48



Nr. 49



Knorpelstückchen, die Lidknorpel. Die Augenlider selbst sind sehr dünn und nur bei ausgesprochenen „Fressern“ finden wir eine



Anhäufung von Fett und Zellstoff, die den körperlich und geistig trägen Menschen verraten. Eine feine Bildung des rein-gezeichneten oberen und unteren Augenlides hebt den geistigen Ausdruck des Auges. Sehr dünn beschaffene Augenlider ermöglichen einen leichten Lidschlag und erhöhen noch diesen Eindruck. Die Augenlider sind selten empfindlich und selbst die geringfügigste Verletzung verursacht leichte Blutergüsse, die das bekannte „blaue Auge“ herbeiführen.

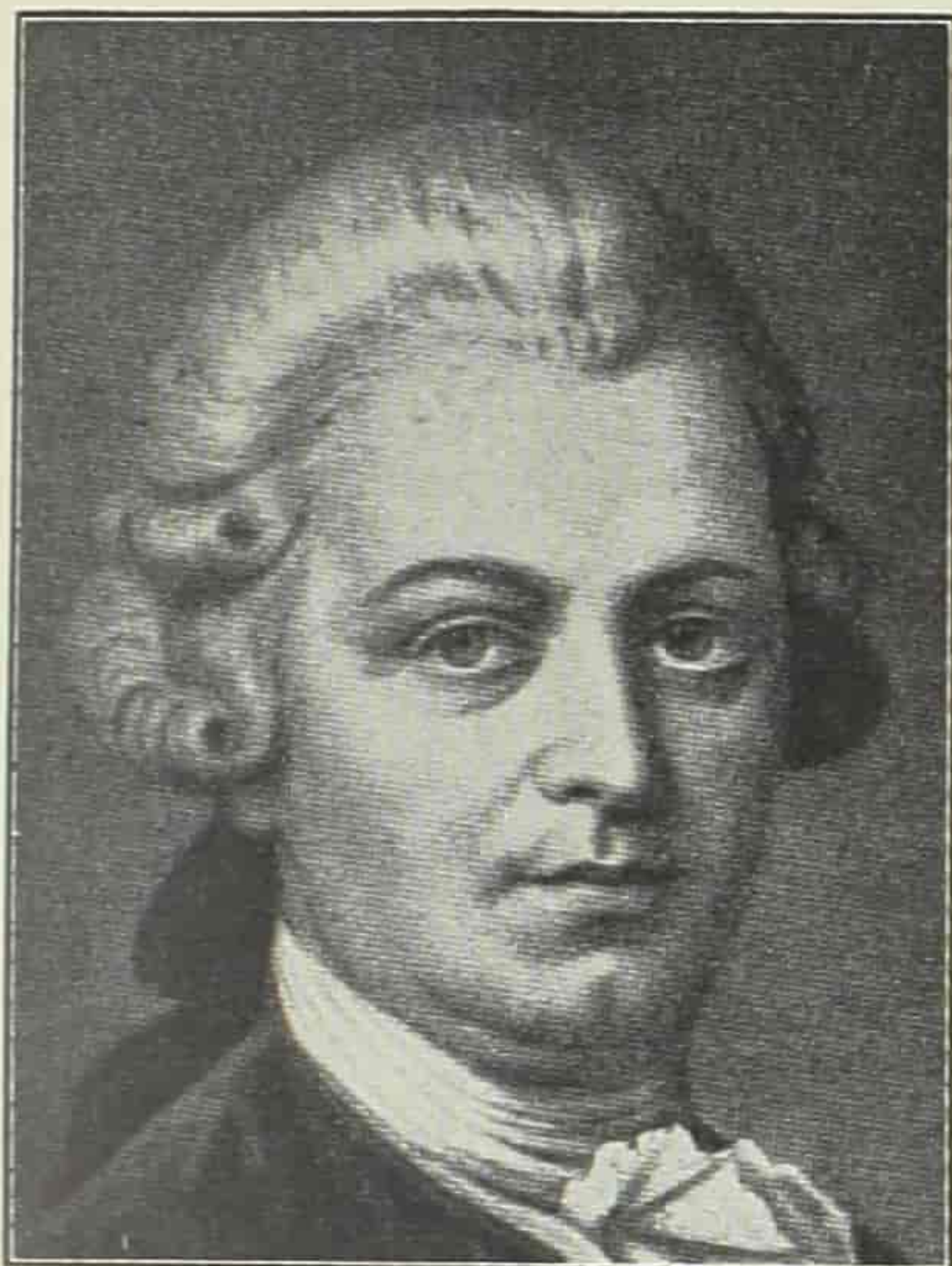
Der Lidspalte wurde, namentlich ihrer Lage wegen, viel physiognomische Bedeutung beigelegt, wie wir an anderer Stelle betonten, weil schiefgestellte Augen seit jeher als unschön und häßlich gelten und bei den Völkern des dunklen Ostens heimisch sind. Vom schiefgeschlizten Auge sagte Aristoteles bereits, daß es ein sicheres Zeichen des hinterlistigen Gemütes sei. Ein neuerer Forscher wirft die Frage auf, ob schiefe Spalten der Augenlider nun als ungünstige oder günstige Zeichen für Charakter, Gemüt und Geist zu gelten haben und er selbst antwortet darauf, daß man nach den Chinesen im Ganzen zu urteilen, es für ein ungünstiges Zeichen betrachten muß, sofern Charakter und Gemüt in Betracht kommen und für ein günstiges, soweit die Frage auf den Geist sich bezieht. Zur Begründung fügt er hinzu: „Die Chinesen sind die raffiniertesten, herzenskältesten, geistig entwickeltesten Schufte und Cyniker der Welt.“ Schack urteilt ähnlich und sagt, daß dies zwar nicht ein allgemeines untrügliche Zeichen von List sein muß, immerhin aber „jene feine, schneidige, berechnende Hinterlist verrät, wie solche insbesondere die, wenn ich sie so nennen darf, diplomatische Gewandtheit charakterisiert, die allemal es versteht, an den äußersten Grenzen der Wahrheit entlang zu steuern, ohne dabei in der Brandung sich zu verlaufen.“ Uns selbst sind zwei Ehefrauen bekannt, auf die Schacks Anschauung mit Rasiermesserschärfe paßt, die trotz ihrer Streiche sich nie in der Brandung verliefen. Inwiefern hier von einem physiognomischen Zeichen gesprochen werden darf, werden spätere Forschungen ergeben. Wir selbst bezweifeln den physiognomischen Wert schiefgeschlizter Augen. Selbstverständlich werden andere Zeichen wie lebhafter verstohlener Blick, eine listig geschnittene Nase usw. dann unterstützend hinzutreten müssen, wenn die Vermutung sich bestätigen sollte.



Wichtiger als die physiognomischen sind, wie an allen beweglichen Teilen, die mimischen Zeichen der Augenlider. Hier gibt uns das Öffnen und Schließen des Auges wertvolle Aufschlüsse. Der Eine öffnet die Lidspalte mehr, der Andere weniger, einer reißt sie auf, der Andere blinzelt nur, dieser blickt aufmerksam, jener träge. Zwar haben wir ähnliche Erscheinungen schon beim Blick besprochen, doch dort betrachteten wir mehr die Stellung des Augapfels; die Lidstellung wurde nur als Begleiterscheinung genannt. Jetzt wollen wir dieser allein unsere Aufmerksamkeit widmen.

Der „Augen-Vorhang“, wie Shakespeare poetisch ihn nennt, wird je nach dem Temperament und der Lebensenergie des Einzelnen rascher oder langsamer herabgelassen. „Wenn man vom Schlafe erwacht“, führt Piderit mit schönen Worten aus, „so besteht der erste Akt der wieder beginnenden Willenstätigkeit darin, den „Augen-Vorhang“ aufzuziehen. Licht flutet dann wieder durch die geöffneten Tore des Geistes, die Schatten des Schlummers entweichen, und von neuem beginnt das wogende Spiel der Gedanken.“ Das weitgeöffnete Lid ist ein Zeichen des Aufmerkens; „es gehen ihm die Augen auf“ lautet eine täglich gebrauchte Wendung. Wollen wir einen Menschen zur Aufmerksamkeit ermahnen, so rufen wir ihm zu: „Mach die Augen auf!“ Solche und ähnliche Redensarten weisen schon darauf hin, daß der Wißbegierige, Neugierige, Strebsame die Augen aufmerksam „spannen“ muß, um etwas zu schauen. „Halt die Augen offen!“ ist die letzte Mahnung des Vaters an den in die Welt ziehenden Sohn. Dieses offene, vom Lid stark entblößte Auge ist ein Zeichen geweckten empfänglichen Geistes und fast allen bedeutenden Männern eigen. Wir sehen es auf unseren Abbildungen bei Lessing auf Seite 103, bei Schiller, Goethe, Friedrich dem Großen, bei Napoleon, bei seinem hochbegabten Marschall auf Seite 21, bei Björnson, Bebel, Webster und Krug (Seite 65). Aber auch der stolze, im Wohlstand lebende, selbstzufriedene Mensch blickt offen in die Welt; ebenso der nimmer rastende Emporkömmling im edlen oder unedlen Sinne des Wortes, der Parvenü. Hochstehende Lider finden wir ferner bei Kindern, wir sprechen deshalb vom „neugierigen Kinderauge“. Ebenso wird die neugierige, nie ruhende, alles wissenwollende





Nr. 50

Bellini

Klatschbäse (Abb. 84) dieses offene Auge haben und hier ist bei der Beurteilung die Spreu vom Weizen streng auseinanderzuhalten.

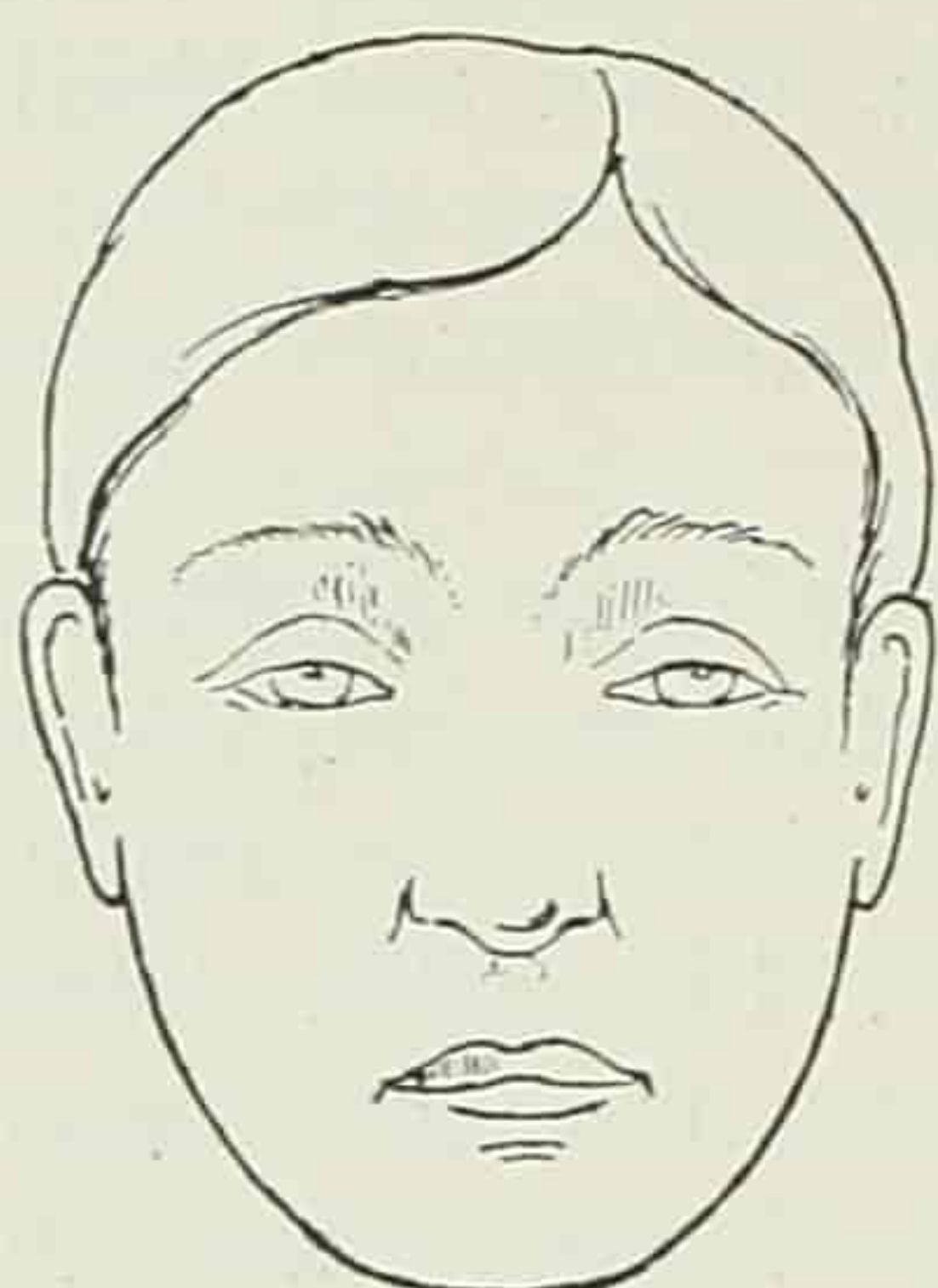
Das plötzliche Heben der Augendeckel ist der mimische Ausdruck der U e b e r r a s c h u n g (Augen Nr. 116 und 34). Wenn wir erstaunen oder uns entsetzen, reißen wir die Augen weit auf. Hierzu kommen selbstverständlich noch andere mimische Bewegungen. Das dauernde Hochstehen der Augenlider ist ein Zeichen dauernder Spannung, dauernder Aufmerksamkeit, und

wird darum bei anhaltend tätigen Personen wahrzunehmen sein; also bei hervorragenden Denkern und Forschern, bei Erfindern, Direktoren und agitatorisch tätigen Männern.

Der Zustand der Schläfrigkeit kennzeichnet sich durch das Schließen der Augenlider. Bei geistiger Ermüdung, wie körperlicher Ermattung, suchen wir die Augendeckel noch mit Anstrengung zu heben, aber es will uns dies meist nicht gelingen. Die Augenlider sinken dann bis auf die Hornhaut, oft bis in das Bereich der Pupille hinab. Wenn im gewöhnlichen Leben das Augenlid einen erheblichen Teil der Regenbogenhaut bedeckt, dann tritt der Ausdruck der Teilnahmslosigkeit ein, solche Menschen sind indolent, träge, gleichgültig bis zur Apathie. Weder sinnliche noch seelische Erregungsmomente ändern viel an der Physiognomie ihres Auges. In diesem Blick kennzeichnet sich satte Zufriedenheit, entnervende Ausschweifung, wie erschöpfte Lebenskraft im allgemeinen. Es gilt hier dasselbe, was wir beim müden oder trägen Blick sagten, nur statt des Blickes ist die Lidstellung zu beobachten. Aber auch der Blasierte, meint Herzing, „der des Lebens Freuden vermischt oder unvermischt zur Genüge durchgekostet hat, der abgestumpft ist gegen die gewöhnlichen Vorkommnisse, pflegt das obere Augenlid schlaff über den Stern



Nr. 52



Schläfriges Auge

herabhängen zu lassen. Ihm ist es nicht der Mühe wert, mehr Anstrengung zu machen, mehr zu sehen, als gerade zum Dasein unumgänglich ist. Was so gewöhnlich um ihn passiert, das ist ihm alles gleichgültig, das ist für ihn alles schon dagewesen. Da muß schon was ganz Besonderes passieren, um diese erschlafften Augen wieder zu öffnen und in Erregung und Feuer zu bringen.“ Dieses schläfrig verschleierte, erschlaffte Auge zeigt unsere Abb. Nr. 52. Doch es gibt noch eine andere

Art der Augenlidstellung, die ungemein wichtig ist und mit dieser nicht verwechselt werden darf. Oft senkt sich ein Augenlid recht tief, wobei es seinen seelenvollen und munteren Ausdruck behält und Apathie nur vorzutäuschen sucht. Dieser Eindruck wird erzielt indem der Augapfel unbeweglich bleibt. Es sind dies vorsichtige, feingeistige Köpfe, fluge Berechner, die bei gut gemimter Indolenz jeden auszuhorchen auszuspähen verstehen und dann erst listig ihre Fäden spinnen. Talleyrands Augen bringen diesen Blick bei gerader Kopfhaltung glänzend zum Ausdruck. (Nr. 12. Das Bild ist nur etwas undeutlich und muß von der Ferne betrachtet werden.) Vor solchen Menschen muß man auf der Hut sein.

Der Kurzsichtige schließt auch sein Auge; aber nicht schläfrig und matt, sondern kneift es zusammen, um das kostbare Gut vor grellen Lichteindrücken zu schützen. Der gleiche Vorgang vollzieht sich bei lautem Lachen. In diesen beiden Fällen wird jedoch nicht bloß das obere Lid gesenkt, sondern auch das untere emporgezogen. Wer objektiv beobachten will, muß diese mannigfaltigen Unterschiede auseinanderhalten lernen.

Dem Augenkneifen ist das Blinzeln verwandt. Es wird durch plötzliche Geräusche, grellen Lichtschein und durch mechanische Berührung des Auges hervorgerufen. Sobald dem Auge eine Gefahr droht, tritt das Blinzeln ein. Wir wissen, daß jeder zwinkern muß, wenn seinem Auge ein spitzer oder scharfer Gegenstand genähert wird. Nur das vollständig blinde reagiert nicht darauf; der Simulant kann daran erkannt werden. Wer



besonders unempfindlich erscheint, von dem sagen wir, daß er mit feiner Wimper zuckt. Das auffällige unmotivierete Blinzeln ist ein Zeichen schwerer Nervosität. Das Zublinzeln ist ein zuverlässiges mimisches Zeichen, kommt dem Zucken gleich, es drückt ein Einverständnis aus, das niemand wissen soll.

### Die Augenbrauen

sind bei den Stirnfalten mehrfach genannt worden, weil sie bei einzelnen Gemütsbewegungen von diesen nicht zu trennen sind. Neben dieser mimischen Tätigkeit besitzen sie zweifellos noch physiognomische Bedeutung, für die wir den Beweis zu erbringen haben. Die Augenbrauen bilden die Grenzlinie zwischen der Stirn und Augenhöhle. Sie bestehen aus dicht zusammenstehenden kurzen festen Härchen, deren Spitzen sich meist seitwärts neigen. In der Mehrzahl aller Fälle bilden sie einen schön geschweiften Bogen, oft jedoch nur eine wenig geschwungene, mitunter auch nur eine gerade Linie. Die Augenbrauenbogen sind ein besonderer Schmuck des Antlitzes, dem sie bei guter Entwicklung einen hervorragend starken Ausdruck geben. Sie „sind der Schatten in einem Gemälde, der die Farben und Züge erhebt“ meint Buffon. Nach Prof. Schmidt in Bonn sind halbkreisförmig

Nr. 53



Nr. 54



geschwungene Augenbrauen, wie sie Raffaels Madonnen zeigen, Zeichen der Sanftmut. Natürlich nur dann, wenn andere Gesichtspartien nicht dagegen sprechen. Dichte, buschige Brauen an der Nasenwurzel abwärtsgebogen, daß das Auge aus ihrem Schatten mit verhaltener Kraft drohend hervorblickt, sind nach demselben Gelehrten ein charakteristisches Merkmal tiefinnerlicher Leidenschaft und machtvollen niederwerfenden Willens. (Wenn das Auge blickt! Also spielt



der Blick eine große Rolle.) Mit solchen Brauen soll nach Virgil der olympische Zeus „gewinkt“ haben, daß Himmel und Erde erbebten. Auch Bismarcks machtvollen Schädel gaben solche olympische Brauen das überwältigende Gepräge (Abbild. Nr. 9).

Darwin, der sich eingehend mit dem Studium der Augenbrauen vom physiognomischen Standpunkt befaßte, war auch der Ansicht, daß eine große Zahl von Verhältnissen der Organisation Einfluß auf Form, Stärke und Richtung der Augenbrauen nimmt. Konstitution, Temperament, Gesundheit, erbliche Anlagen und die örtlichen Beziehungen der Augengegend spielen hier eine große Rolle. Zutreffend führt hierüber Reich aus: „Veredelung und Verfeinerung der Organisation bestehen wesentlich im relativen Zurücktreten der nebensächlichen und im relativen Hervortreten der hauptsächlichen Gewebselemente, demnach auch im Dünnerwerden der Haut und Feinerwerden des Haarwuchses. Höhere Zivilisation vervollkommt die mimischen Bewegungen; dies nimmt Einfluß auf die Augenbrauen, deren Gestalt und Beschaffenheit. Somit werden die Augenbrauen bei den Wilden anders sich verhalten, als bei den Zivilisierten, je nach Feinheit und Veredelung, je nach Stand und Vorgeschichte verschieden sein, und nach Maßgabe von Ernährung, allgemeiner Pflege, Erziehung, Gemütsart und Geisteskraft Abweichungen befunden.“ Krankheiten modifizieren in höherem oder geringerem Grade die Physiognomie der Augenbrauen; doch diesen Punkt haben wir hier nicht zu erörtern.

Wo die Leidenschaften noch schlummern, nicht vorhanden sind oder nur ausnahmsweise einmal emporblitzen, wie bei Kindern, Jünglingen und Frauen, finden wir andere Bogen als dort wo anstrengende Gedankenarbeit, grübelndes Nachsinnen alle Gesichtsteile bereits durchfurcht haben. Wo Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Schnelligkeit, Schwäche herrschen, wird weniger Gründlichkeit und Tiefe vorhanden, der Kopf nie vom Denken ermüdet werden, die Augenbraue nicht in die Tiefe gezogen, also geradlinig sein. Wirre unregelmäßige derbe Brauen geben einem unfeinen Gesicht einen geradezu rohen Charakter. Wir finden sie häufig bei unruhigen, reizbaren, unritterlichen Menschen. Bei einem edlen Gesicht bergen buschige herniederhängende Augenbrauen nicht selten ein gutmütiges, sanftes, treues Auge. Ob die Augenbrauen



gerade verlaufen oder einen schönen Bogen bilden, ob die Richtung der Haare eine regelmäßige ist, oder Unregelmäßigkeiten darbietet, kommt deshalb nie auf Eines hinaus. Wir wissen, daß der Verlauf der Augenbrauen von der Tätigkeit der Muskeln abhängig ist, die in der Stirn- und Augengegend ihren Sitz haben, und daß Grad wie Art dieser Muskelbewegungen durch die Funktionsbesonderheiten gewisser Nervenzentren bestimmt werden. Dies läßt uns aus der Verschiedenheit der Augenbrauenformen

Nr. 55



auf funktionelle Verschiedenheiten der Nervenzentren schließen und somit an Abweichungen im physischen Charakter des Menschen glauben, meint der oben zitierte Reich.

Die wissenschaftliche Forschung ist hier keineswegs am Ziel, sondern hat erst noch zu beginnen. Sicher ist, daß bei Menschen, die leicht erstaunen, überaus neugierig sind, hier und da horchen und spähen, ob es nicht was Ueberraschendes zu erfahren gibt, die hochgezogenen Brauen zur konstanten physiognomischen Er-



scheinung werden. Goethe trifft durchaus das Richtige, wenn er im Vorspiel zum Faust sagt:

„Sie sitzen schon mit hohen Augenbrauen  
Gelassen da und möchten gern erstaunen.“

Mit dem emporgehobenen Lid beim offenen Auge steht auch die Wölbung der Augenbrauen in engem Zusammenhange (Siehe Seite 102). Bei Gelehrten, namentlich wachsamem Feldherren, wo das ganze Gesicht den mimischen Ausdruck konzentrierter Aufmerksamkeit aufweist, finden wir sehr oft diese bogige Rundung der Brauen. Wir sehen sie bei Goethe, Björnson, Bebel, Friedrich dem Großen, bei General Kleber und in stärkster Ausprägung bei Marschall Soult. Bei Soult nimmt das Gesicht fast den Ausdruck der stereotypen Verwunderung an. (Nr. 15.) Wo Schauspieler mehr mit dem Gesicht als dem Gewand wirken müssen, legen sie den größten Wert auf ausdrucksvolle Augenbrauen. Mephisto erlangt durch starke Brauenbogen allein den charakteristischen Ausdruck des zynischen Spottes. Die Augenbrauen unterliegen dem gleichen Gesetz wie alle physiognomischen Zeichen; die am häufigsten geübte Muskelbewegung neigt schließlich dazu diese Stellung dauernd einzuhalten, so finden wir bei tiefen Denkern, die mehr herabgesenkte geradlinige Augenbraue, wie bei Schopenhauer (Abb. 11) in erhöhtem Maße bei Napoleon; bei melancholischen Naturen die gegen die Stirnmitte emporgezogene Braue (Abb. 53), und bei zerfahrenen, von Leidenschaften hin- und hergeworfenen, zu heftigen Affekten neigenden Menschen die in mehreren Biegungen verlaufenden Brauenlinien (Abb. 54).

Die Augenstellung ist gleich dem Augenschnitt hauptsächlich von ästhetischer Bedeutung für die Physiognomie. Sind die Augen sehr weit von einander entfernt, so erhält das Gesicht einen unfeinen Ausdruck und gilt sehr vielen als Zeichen unentwickelten Geisteslebens. Nr. 75. Nahe aneinandergerückte Augen verleihen dem Gesicht edlen Ausdruck. Solche Augen soll Goethe gehabt haben. Allzu engstehende führen die Affenphysiognomie herbei. Bei geistig bedeutenden Menschen will man oft wahrgenommen haben, daß ein Auge höher steht als das andere. Unsere Abb. Nr. 55 reproduziert diese Stellung in dem edlen Antlitz. Wie weit diese Auffassung auf Wahrheit beruht, wird ebenfalls durch spätere Forschungen festgestellt werden.

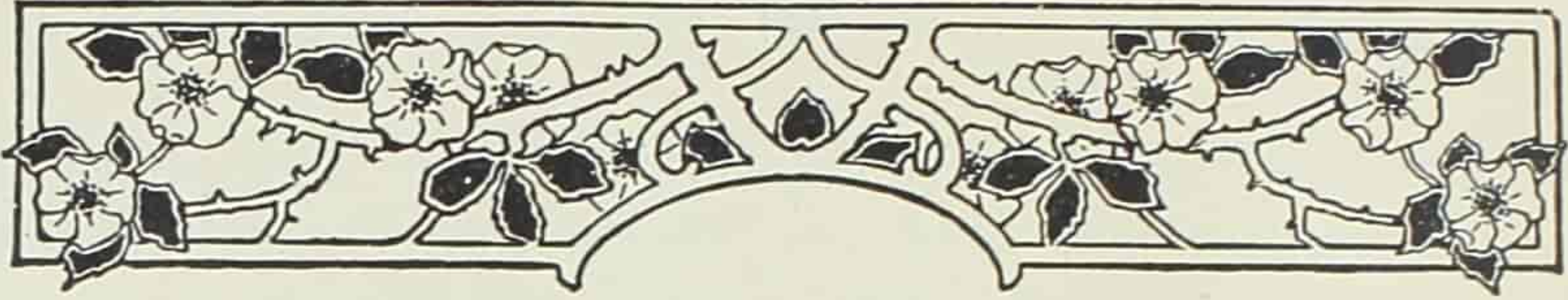


Das Auge hat uns unendlich viel zu sagen. Wir bilden es im Kinderröckchen am Blick der Mutter. In der Blüte der Jahre, verstehen wir instinktiv verliebte Blicke damit zu fangen und zu erwidern. In der Ehe verwenden wir keine Sprache, und ohne jede Verabredung verstehen wir uns vollständig in Gegenwart anderer; wir beherrschen unsere Untergebenen damit und schleudern Vorgesetzten manch funkelnden Blitz damit zu. Grau an Haaren, reich an Erfahrung mahnen und strafen wir unsere Enkel nur noch mit dem Blick. Das Auge spricht in allen Situationen und Lebenslagen die ausdrucksvollste Sprache, die noch am Sterbebett zu verstehen ist, wenn die physischen Kräfte ihren Dienst bereits versagten.

Die Quelle dieser Betrachtungen zu erschöpfen ist ganz unmöglich; je tiefer wir dringen, umso reicher fließt sie. Darum schließen wir mit Dr. Landsbergs schönen Worten: Wir haben nur einige Tropfen aus diesem Born der Menschenkenntnis geschöpft, um sie als Kostprobe zu reichen! Möge eine weitere Forschung in dieser Naturquelle dadurch angeregt werden.







## Die Nase.

Ach, alle Nasen zu erkennen,  
Das möcht' ich doch ein Kunststück nennen;  
Denn mancher trägt sie gar zu hoch!  
Indes will den Versuch ich wagen,  
Will von der lieben Nase sagen,  
Was ich von ihr zu sagen weiß;  
Sollt' mancher drob die seine rümpfen,  
Erfahr' ichs nicht, mag er gar schimpfen,  
Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Der charakteristischste Teil des Antlizes ist die Nase. Sie verleiht ihm das eigentliche Gepräge, den Ausdruck, den Stempel. Gleich einer Königin

„thront sie im Gesichte  
Und gibt ein Ansehn manchem Wichte  
Wie Bürgermeistern oft der Bauch“.

In ihrer hervorragenden Stellung beherrscht sie souverän das Reich der Physiognomie. Kein anderer Gesichtsteil hat gleichen Einfluß. Unbeweglich und unveränderlich von Gestalt gleicht sie dem unbestechlichen Wächter, der uns schnell einführt in das Wesen des Menschen.

Im Antlitz eines Fremden fällt zuerst ihr Bau ins Auge, der auffallend vielen Variationen unterworfen ist. Adrette, kokette, naive Gesichtchen empfangen durchs Näschen allein den Ausdruck der Anmut und Schönheit, der Gleichgültigkeit oder Lächerlichkeit. Es gibt kein häßliches Gesicht mit edler Nase, wie es kein wirklich schönes mit gewöhnlicher Nase gibt. Zwischen Adler- und Affennäschen existieren zahllose Zwischenstufen. Die gebräuchlichsten Bezeichnungen wie Habicht-, Adler-, Kolben-, Spitz-, Mops- und Kalmückennase rühren von den alten Klassikern her. Cicero nennt den Catilina voll Empörung einen Mann mit der Sattelnase. Sicher ist, daß kein Feldherr, kein hervorragender Politiker, kein Gewalthaber, jemals Träger



einer kleinen Nase war. Selbst die großen, heldenmütigen Frauen, die als leuchtende Beispiele in der Geschichte glänzen, waren durch große Nasen ausgezeichnet. Reich führt zutreffend aus: „Form und Größe der Nase stehen in Beziehung zu Konstitution und Temperament, zu Lebensweise und Erbllichkeit, zu Beschäftigung und Klima; sie stehen in Beziehung zu individuellen Entwicklungen der größeren Organengruppen des Gehirns, sowie der Eingeweide von Brust und Unterleib und wohl auch der Geschlechtsorgane.“

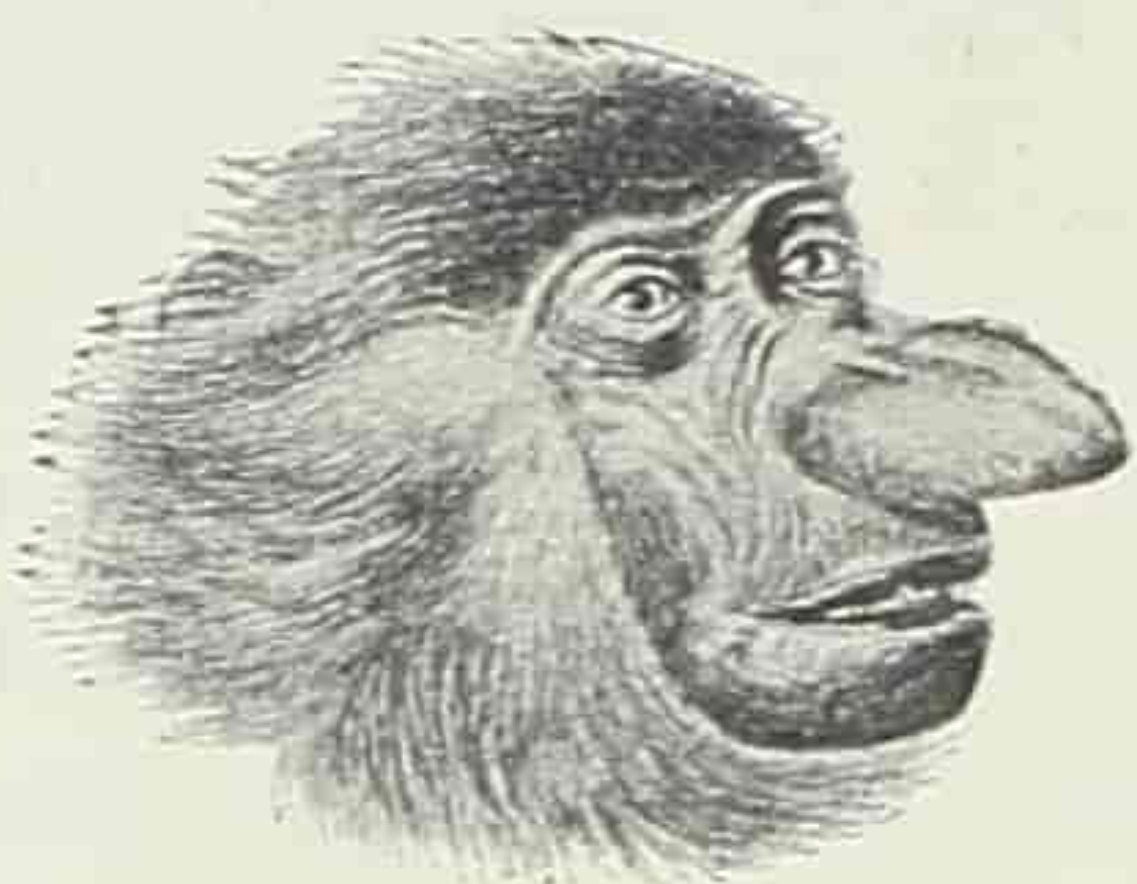
Die alten Physiognomen schenkten der Nase immer große Aufmerksamkeit, nur die gelehrten Herren von der modernen Medizin kümmerten sich wenig um sie. Deshalb kommt dieses Organ für die Vertreter der Mimik nur als Atmungs- und Geruchsapparat in Betracht. Das ist zwar falsch, aber nur die bittere Konsequenz ihrer Einseitigkeit. Wenns keine physiognomischen Kennzeichen gibt, mußten sie auch die Nasenmerkmale fallen lassen, falls sie nicht eines gelegentlichen „Nasenstübers“ sich aussetzen wollten oder der Wahrscheinlichkeit, mit „langer Nase“ einmal abziehen zu müssen.

Blicken wir uns im Kreise der Völker um, dann finden wir, sowohl bei den alten wie neuen, kleine, klumpige, unförmige Näschen bei den rohen, wilden, unbegabten Stämmen; große, entwickelte, edle Nasen dagegen bei kriegerischen Gebirgs- und Kulturvölkern. Lavater betont in seinem physiognomischen Nachlaß als erste und wichtigste Regel: „Eine physiognomisch gute Nase wiegt unaussprechlich viel in der Wage der Physiognomik, sie kann durch nichts, was es auch sei, überwogen werden.“

Der geniale Menschenkenner Napoleon machte sich diese Lehre zu Nutze, und beförderte vorzugsweise Soldaten mit großen Nasen. Eine gewisse Nasenformation galt ihm als untrügliches Zeichen des Mutes. Und die rings um Napoleon herum, waren durchweg mutige tollkühne Jungen: Lannes, Lassalle, Marmont, Murat, Massena, Davoust, Duroc, Ney, Kleber, Viktor, Soult, selbst der unzuverlässige Bernadotte. Ein anderer war unter ihnen gar nicht möglich; und alle hatten sie große Nasen. Ebenso Dasaix und Napoleon selbst. Als die beiden die Schlacht von Marengo gewannen, an deren Ausfall das Schicksal des Vaterlandes hing, waren sie, nach Riellands Wort, ungefähr in dem Alter,



Nr. 57



wo wir mit Examen und Zensuren unsere Zeit vergeuden und vor vertrockneten und verstaubten Professoren zittern. Unter Napoleons Leuten wies nur einer, Magdonald, eine kurze Nase auf, der unbegreiflicherweise erst bei Wagram Marschall wurde und des Kaisers Vertrauen schwer zu erringen hatte. Große

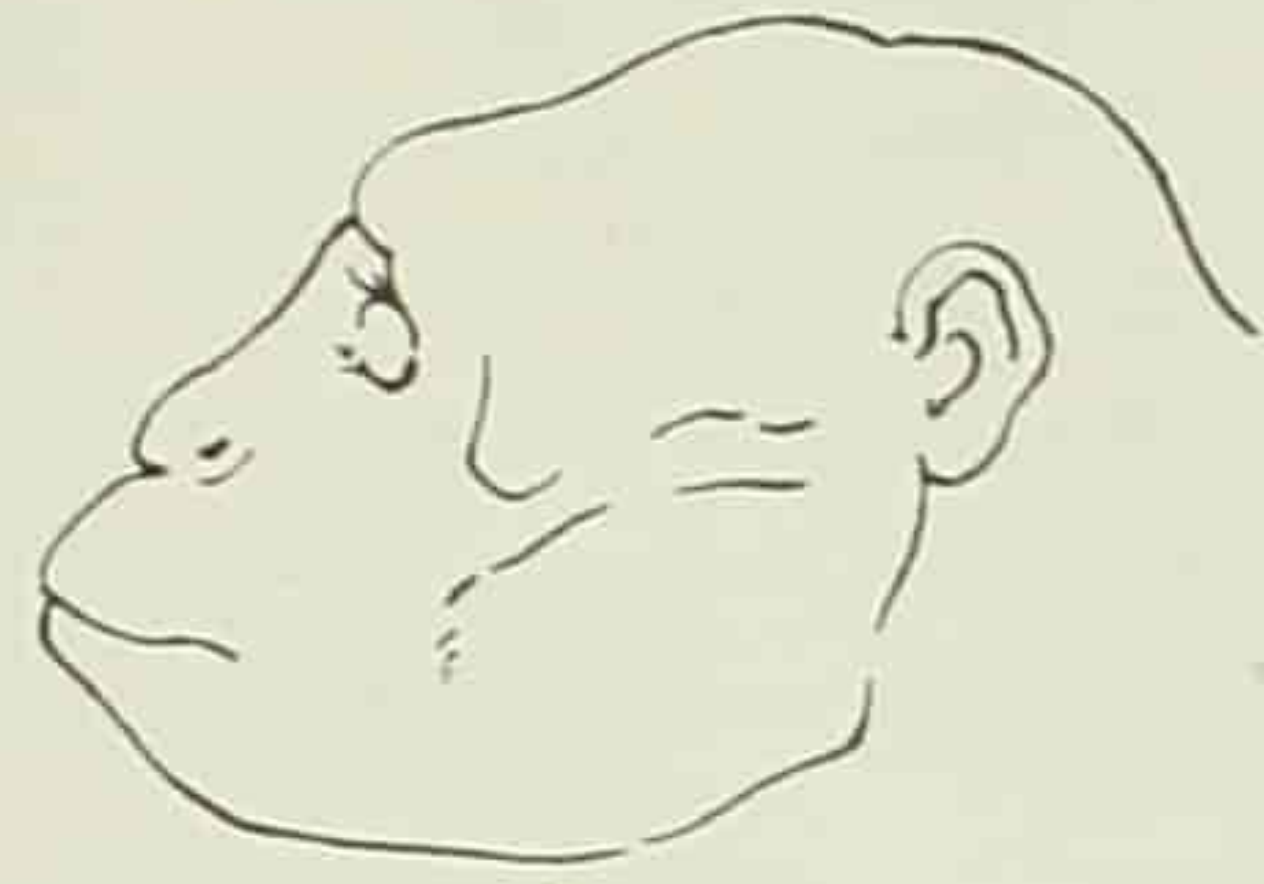
Nasen hatten auch Blücher, Wellington, Friedrich II., vor allem Caesar und selbst Dichtern wie Goethe und Schiller waren sie eigen.

Welche Aufgabe hat nun die Nase und welche Bedeutung die Mannigfaltigkeit ihrer Formen? In erster Reihe kommt sie als Atemungs- und Geruchsorgan in Betracht. Die in ihr eingebetteten „Geruchsnerven“ können als gerade Fortsetzung des Zentralnervensystems gelten. Aber es genügt nicht bloß diese Eigenschaften zu kennen und zu wissen, daß sie einen festen knöchernen Grund hat, der in einem langen Knorpel endigt, sondern wir müssen auch ihren Zusammenhang mit den geistigen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften zu würdigen suchen.

Kräftige muskulöse Arme und Schultern sind zum Heben und Tragen von Lasten, zu Kraftleistungen geschaffen. Das Atmen, Niesen und Riechen kann bei jeder Formation von der gleichen Intensivität sein, darum wird die Nase wohl noch eine andere Bedeutung haben. Durch die Forschungen Brocas, Mantegazzas und Virchows wissen wir, daß kleinem Nasenindex die schmale und besser entwickelte Nase entspricht und umgekehrt dem großen Nasenindex die stumpfe, massige, weniger entwickelte Nase. Als Nasenindex am Lebenden wird nach Prof. Ranke „das Verhältnis der größten Breite der Nasenbasis an der Außenfläche der Flügel zur Nasenhöhe von der Wurzel bis zum unteren hinteren Ansatz der Scheidewand berechnet.“ Also die Grundlinie der Nasenbasis von der Nasenwurzel (der Augengegend) bis zum Nasenansatz (wo das Nasenloch beginnt) ferner die Nasenbreite (wie sie Abbildung 75 veranschaulicht) und die Erhebung der Nasenspitze von der Oberlippe wird berechnet. Daraus ergibt sich, daß der Nasenindex kleiner beim Erwachsenen als beim Kinde, kleiner bei höheren als bei niederen Rassen, kleiner beim Manne als beim Weibe ist. Beschränkung des Nasenindextes und



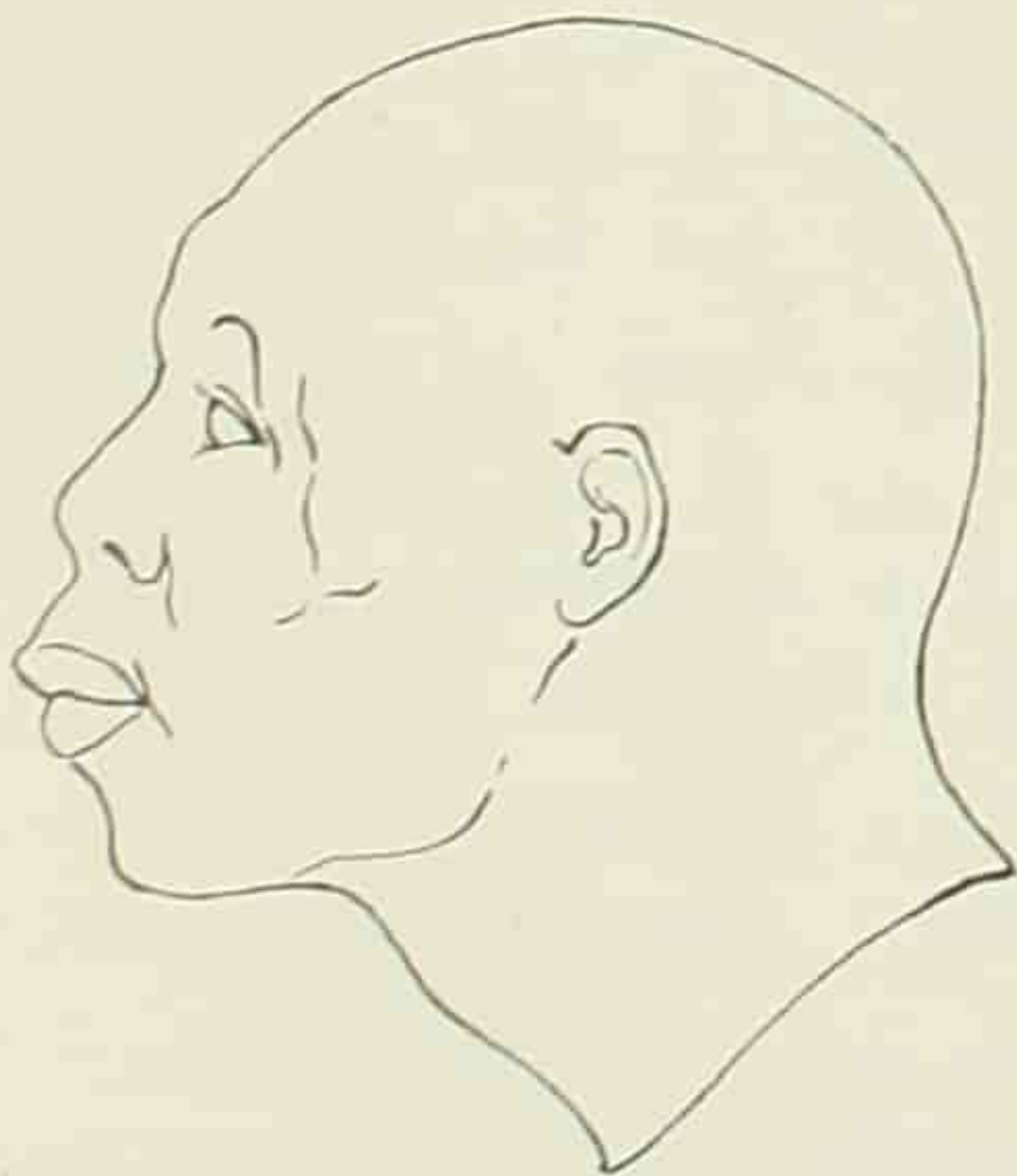
Hervortreten der Nase läßt also den Schluß zu auf höhere organische vervollkommnung: auf „beträchtlichere Anlagen innerhalb des psychischen Lebens“. Kein Tier besitzt eine eigentliche Nase und selbst der menschenähnliche Affe weist nur ein kleines, verkümmertes, flach anliegendes Gebilde auf. (Nr. 56.)



Nr. 56

Ein entarteter bössartiger Sproß seiner Familie, der Kaho, ist mit einem rüsselartigen Vorsprung gezeichnet, der mehr als Karikatur als Analogon der menschlichen Nase erscheint (Abb. Nr. 57.) Verfolgen wir die Eigenschaften, Fähigkeiten und gleichzeitig die Nasen der Völker und Nationen, so finden wir eine wundervolle Uebereinstimmung und ein gleichmäßiges Schritt halten in der Entwicklung. Unentwickelte Nasen, die oft nur an einen mißglückten Versuch erinnern, finden wir bei vielen Negerrassen, den Chinesen und Japanern, die zunächst noch in der eigentlichen Entwicklung begriffen sind (Nr. 58). Unentwickelte kleine Nasen haben auch die Kinder und erst mit dem Wachsen ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten nimmt die Nase das charakteristische Gepräge an (Nr. 59). Unentwickelt sind aber auch die Nasen der slawischen Völker, die von ihren Machthabern allzulange in Abhängigkeit und Unfreiheit gehalten wurden. Das böhmische Näschen ist sprichwörtlich bekannt. Dagegen wiesen die Griechen und Römer schon vor Jahrtausenden edle Nasenformen auf, die mit der darauffolgenden Entartung verschwunden sind. Bei wirklich ritterlichen

Nr. 58

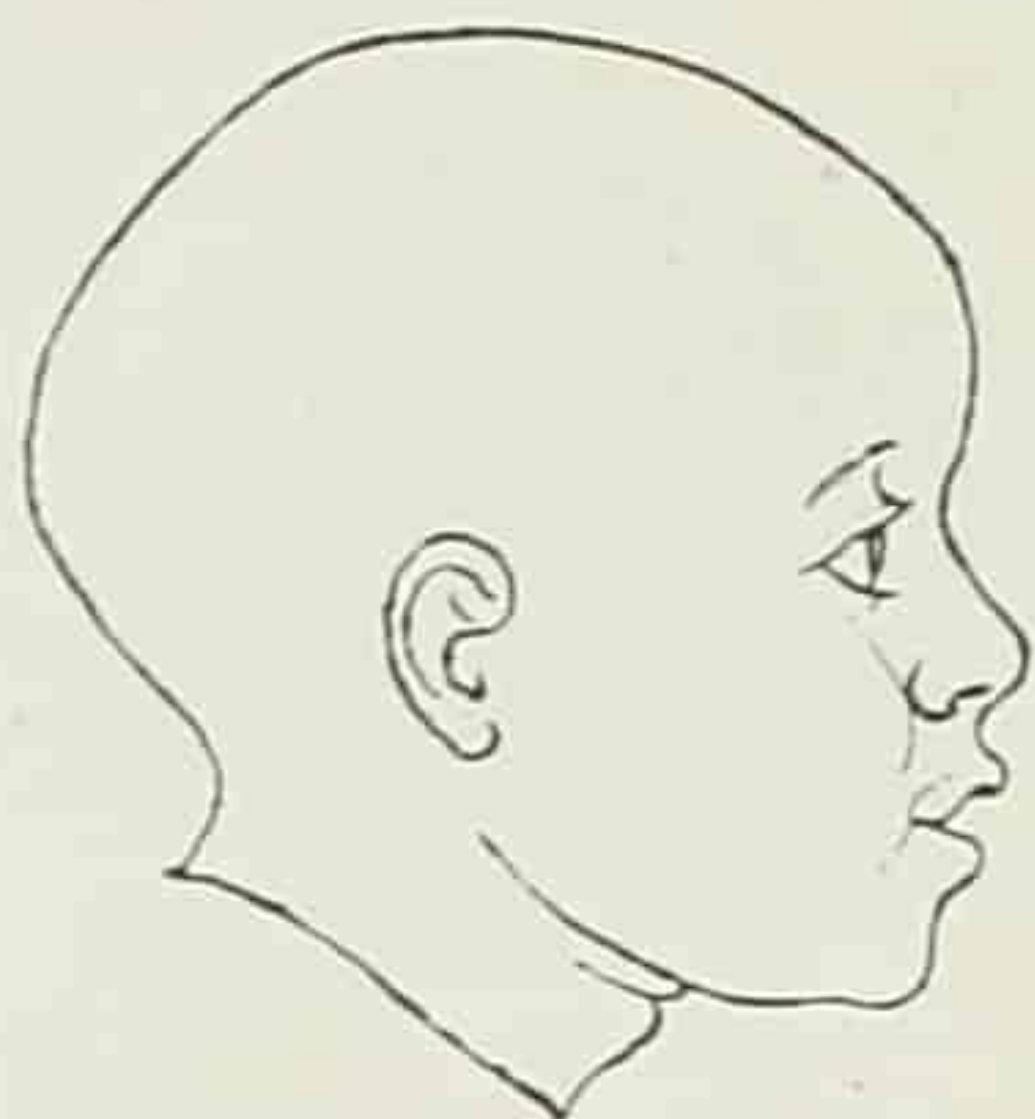


Klassen der Bevölkerung zeigt der durchschnittliche Typus überall eine edle Gestalt; so finden wir im englischen wie polnischen Adel und bei einzelnen Nachkömmlingen deutscher Stämme noch heute gutgeformte, schöne Nasen.

Im deutschen Reiche sehen wir meist große Schwankungen in der Form, die auf die verschiedenen Abstammungslinien zurückzuführen sind. Zornig meint ein Gelehrter, das



Nr. 59



kleinliche Bürokratismus habe zur Ver-  
bildung der Nase viel beigetragen, „und  
war auch in dieser Beziehung ein Fluch“.  
Tatsächlich besitzen die eingefleischten Auf-  
klärungsgermanen und Kulturpauper die  
hässlichsten unbedeutendsten Nasen.

Selbstverständlich gibt es bei allen  
Völkern auch einen mehr oder minder hohen  
Prozentsatz edler Nasenformen. Man glaube  
aber nicht, daß jeder Träger einer solchen Nase ein besonders  
Bevorzugter sei. Das wäre wertlose Zeichendeuterei. Schließlich  
kennen wir auch Indianerstämme mit schönen Adlernasen, die  
der Durchschnittsbevölkerung Galiziens wohl an Mut, aber nicht  
an Intelligenz überlegen sind. Man hüte sich vor Ver-  
allgemeinerungen und unbegründeten Deutungen, eingedenk  
unserer Mahnung, daß kein Merkmal absoluten Wert hat. Nur  
in Verbindung mit anderen Eigenschaften können wir positive  
Aussagen machen. Ein Aztekenkopf mit fliehender Stirn ist,  
selbst bei der größten Nase, nicht höher einzuschätzen wie ein  
Idiotenschädel.

Weil die Nase nach keiner Richtung Verstellungen erlaubt,  
nichts verdecken und verändern kann, andererseits bestimmt und  
plastisch sich heraushebt, verleitet sie zur oberflächlichen Beob-  
achtung und falschen Beurteilung. „Ich habe ihr das gleich an  
der Nase angesehen“ triumphiert eine Nachbarin zur anderen  
über die dritte. Nun so leicht macht's uns die Natur nicht und  
wer was erkennen will, muß schon eingehend forschen und  
dauernd beobachten. Man darf bei keinem Menschen die  
Nase für ihn als Legitimation, noch gegen ihn als gericht-  
liches Aktenstück gebrauchen; immerhin ist der Schluß zulässig,  
die Gesinnung eines Menschen nach der Fahne zu beurteilen,  
die er ausgesteckt hat.

Die physiognomische Bedeutung der verschiedenen Nasen-  
formen läßt sich weder einwandfrei noch erschöpfend beantworten,  
weil wir trotz Aristoteles, Porta, Lavater, Camper, Carus hier  
in den ersten Anfängen, eines zwar alten aber ebenso vernach-  
lässigten Gebietes stehen. Wir können nur die schwachen Er-  
gebnisse der Forschung und die Erfahrungstatsachen zusammen-





Nr. 60

Ellen Key

stellen. Reich sagt, daß in der Regel „die Form der Nase mit der Gestalt des Kopfes“ übereinstimmt und daß wir es mit dem „Einfluß von Hemmnissen der organischen Bildung“ zu tun haben, wo dies nicht der Fall ist. Bei der physiognomischen Beurteilung der Nase ist aber nicht allein die Größe und Form, sondern auch die Richtung, Zeichnung, ja selbst die Farbe maßgebend. Bei der Größenausdehnung kommt wieder die Länge, Höhe und Breite besonders

in Betracht und die jeweilige Ausdehnung in ihrem Verhältnis zur jeweiligen Kopfformation wird von anderer Lesart, von anderer Bedeutung sein.

Ohne Rücksicht auf die Einzelheiten, bedeutet die Größe der Nase im allgemeinen nach Dr. Reinbold „die Stärke der Triebe zur Tätigkeitsäußerung, zur Bewegung der Muskeln überhaupt in Sprache und Körperkraft, den Grad der Neigung des Gemüts, redend oder handelnd einzugreifen“. Wo eine große Nase herrscht ist schon die Respiration kräftiger und umfangreicher, größere Energie, größere Leidenschaft tritt uns als Ausdruckserscheinung entgegen. Wo wir erhöhtes Gefühlsleben finden, erhöhte Atemungs- und mimische Tätigkeit wahrnehmen, wird auch die Tätigkeit, vor allem die Blutzirkulation, in sämtlichen Teilen der Nase erhöht, die zu ihrer Entwicklung, ihrem Hervortreten beitragen wird und beitragen muß. Die geringste Ausbildung der Nase finden wir bei energielosen Menschen und sehr bescheidenen ruhigen Kindern. Bei Frauen sehen wir stark modellierte, große Nasen verhältnismäßig selten; in solchen Fällen haben wir es aber meist mit kühnen, energischen über dem Durchschnittsmaß stehenden Frauen zu tun, die von den Gegnern der Frauenbewegung als „Mannweiber“ bezeichnet werden (Abb. 60).

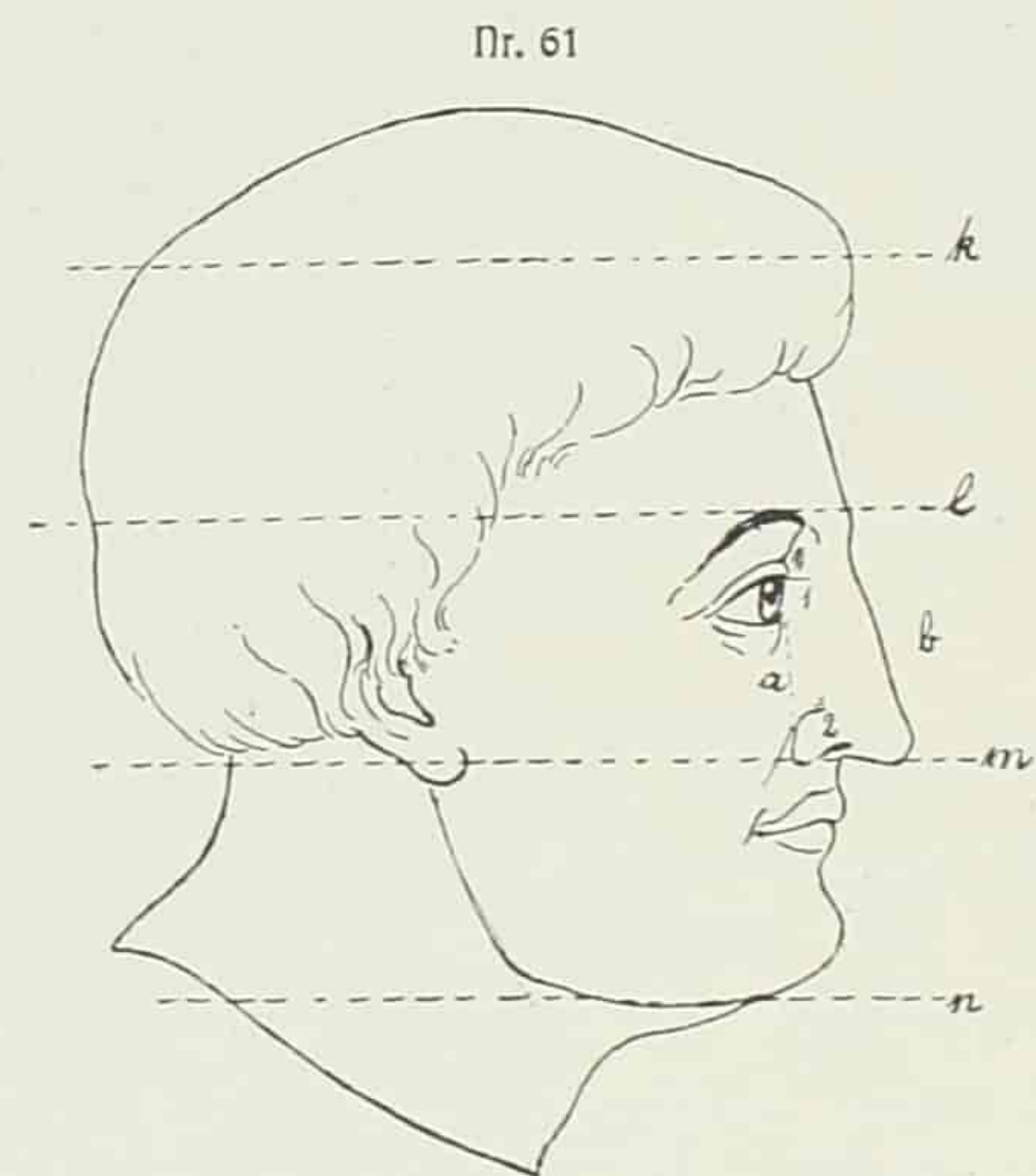


Unbestreitbar sind zahlreiche Trägerinnen großer Nasenformen von wenig weicher Gemütsart, unerschrocken, von draufgängerischem Wesen, Gattinnen die daheim gern den Pantoffel schwingen und dem Manne mehr als Drachen, weniger als Vertreterin des zarten Geschlechts erscheinen.

Einzelne Nasenformen bekamen ihre Bezeichnung aus dem gefiederten Tierreich, weil man einen entsprechenden Vogelcharakter bei dem Menschen vermutete, dessen Nasenform dem gekrümmten Schnabel des Vogels entsprach. So kennen wir die Adler-, Falken-, Habicht-, Geier-, Kondor- und Rabennase. Hat die Formation mit der Eigenart der betreffenden Vögel auch nichts zu tun, so können

wir die Bezeichnungen beibehalten, weil sie jedem geläufig sind.

Wie dem räuberischen Adler, so wird auch dem Träger dieser Nasenform viel Kühnheit, Stolz und Edelmut zugetraut. Haben wir es mit einer gesunden Person zu tun, so dürfen wir zweifellos Mut und Kühnheit voraussetzen, der sich sowohl im guten wie im bösen Sinne äußern kann. Wie er sich zeigen wird, müssen wir aus



den übrigen Gesichtspartien, dem Auge, dem Mienenspiel, der Schädelformation usw. festzustellen suchen. Je unedler die anderen Merkmale sind, in um so niedrigerer Art wird sich auch der Mut äußern und nicht selten in Roheit und Grausamkeit ausarten. Hier finden wir zugleich die Erklärung für das von adlernasigen Indianerstämmen Gesagte.

Wir unterscheiden bei der Nase einen oberen und einen unteren Teil, die Nasenwurzel und Nasenspitze. Der obere Teil heißt Nasenrücken, der untere geht ohne schärfere Grenze in die Wangenteile, das Gerüst, in die Wangenknochen über. An der Nasenspitze befinden sich die Nasenflügel, die allein beweglichen Teile der Nase. Die Nasenflügel begrenzen mit der Nasenscheide-



wand die Nasenlöcher. Bei strenger Regelmäßigkeit beträgt die Nasenlänge ein Drittel der Gesichtslänge; das erste Drittel des Gesichtes nimmt die Stirnhöhe ein, das zweite die Nase, das

Nr. 62



Nr. 63



dritte der untere Teil bis zum Kinn, wie dies auf der Abb. Nr. 61 zu sehen ist. Damit die Nase den Schönheitsgesetzen entspricht, muß ihre Länge die untere Breite mindestens zweimal übertreffen. Bei vollster Regelmäßigkeit werden wir auf eine gewisse Harmonie zwischen Verstandeskräften und Gemütsregungen schließen können. Unter den mannigfaltigen Gurken-, Kartoffel-, Zinken-, Zacken- und Hackenformen finden wir indessen selten eine ganz regelmäßige, dem Gesicht völlig „angepaßte“ Nase.

Merkwürdigerweise wünscht sich jeder Mensch ein großes Vermögen, große Kenntnisse, große Augen aber keine große Nase, und die angeführten Bezeichnungen sind auch keineswegs geeignet unseren Respekt vor ihr zu erhöhen. Trotzdem nennt sie Lavater „das Ehrenzeichen des menschlichen Angesichts“, und er hat recht wenn wir den erstaunlichen Abstand beachten, der zwischen der edlen Nase des Europäers und der tierartig plattgedrückten Mißgestalt des Kongonegers oder Hottentotten herrscht. Die große Nase ist solange

Nr. 64



nicht häßlich als eine Uebereinstimmung mit der Kopfform besteht. Jedes der oben und nachstehend angeführten Merkmale ist darum nur von diesem Gesichtspunkte zu betrachten, zu beurteilen.





Nr. 65

Wellington

Die Erfahrung lehrt uns, daß Träger von langen Nasen selten zu raschen, plötzlichen Entschlüssen sich verleiten lassen; sie sind langsame zögernde, schwerfällige, bei hoher Stirn bedenkliche oder geduldige Naturen. Auch lassen sie sich viel gefallen, sind schwer gegen Feinde in Bewegung zu setzen und noch schwerer für Wohltaten zu erwärmen. Als Länge der Nase kommt jedoch nicht die Entfernung von der Nasenwurzel bis zur Nasenspitze in Betracht, sondern ihre Grundlage, die Ausdehnung vom inneren Augenwinkel bis zum Nasenansatz, die auf Abb. 61, Linie a mit 1 und 2 markiert ist. Typische Formen dieser Art zeigen uns die Abb. 62 und 63. Abb. 64 läßt uns verbunden mit der prächtigen Stirnformation den intelligenten, forschenden Kopfarbeiter erkennen. Auch Wellington hatte eine lange Nase, und von ihm wissen wir, daß er ein zwar tüchtiger, aber langsam sich entscheidender Feldherr war (Abb. 65).

Unruhige, ungeduldige, rastlose Köpfe weisen wieder die kurze Nase auf. Die lebendigen, alles wissenden, alles versprechenden, sich schnell entschließenden Geschäftsleute sind Träger einer kurzen Nase. Ebenso die rastlosen, immer abschweifenden, quecksilber-schnellen Kinder. Auch die Frauen gehören mehr zu dieser Gattung und niemand wird es bestreiten, daß sie im allgemeinen weniger Geduld aufzubringen pflegen als der Durchschnittsmann. Wo große Geduld uns entgegentritt, finden wir eine zu den übrigen Gesichtspartien verhältnismäßig längere Nase. Selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen, dann werden aber andere Merkmale dies deutlich genug erkennen lassen. Personen mit kurzen Nasen sind agiler, behender und durch ihre erhöhte Reizbarkeit mitunter leidenschaftlich heftig, namentlich wenn Mangel an Bildung sie auszeichnen sollte. Spaßmacher und Possenreißer weisen meist die hochangesezte kurze Nase auf, die wir auf Abb. 66 sehen. Bei Durchschnittskomikern auf den Varietéebühnen finden wir nie römische, dafür



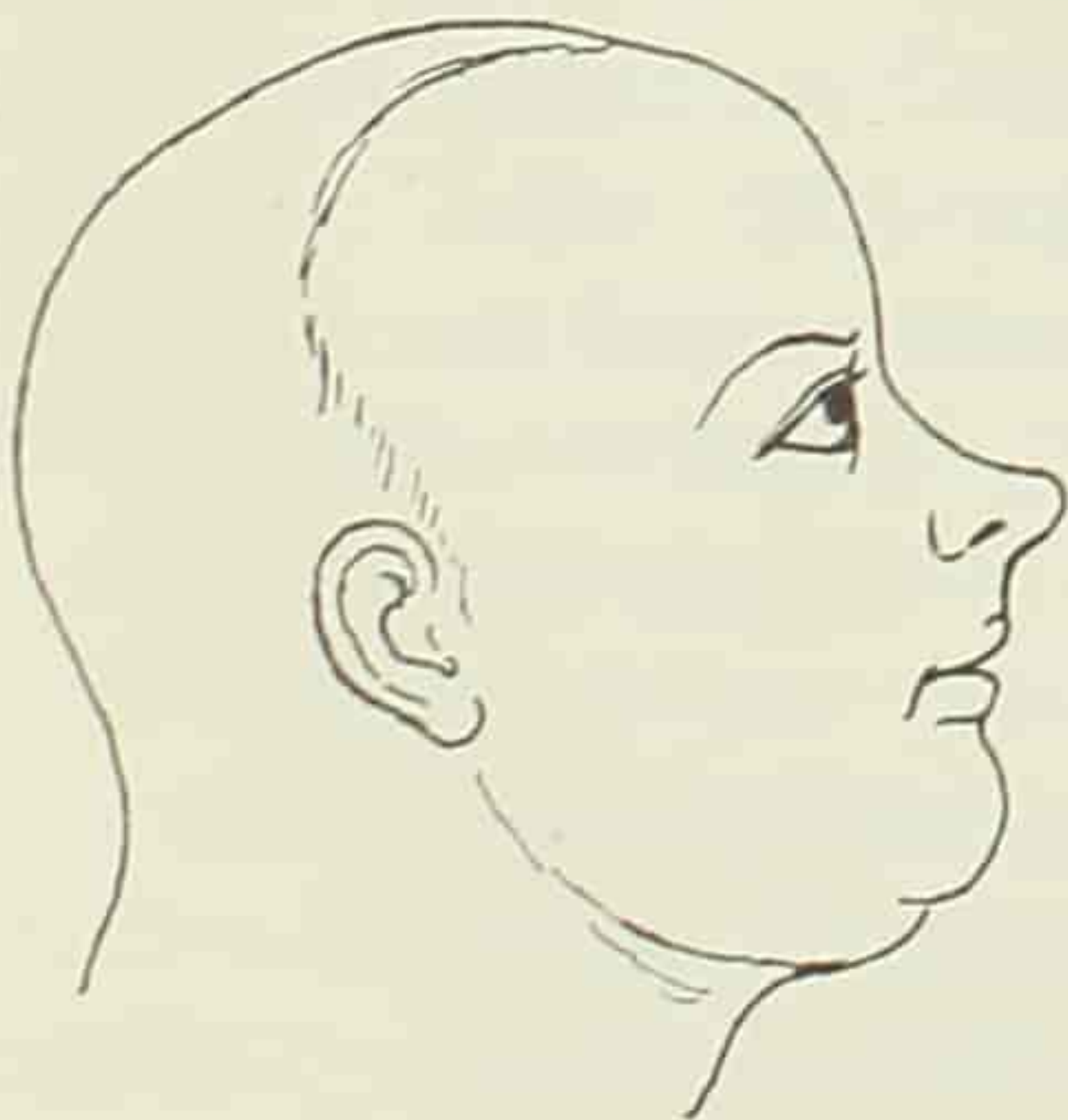
aber zusammengeschmolzene kurze Nasen. Wer einen flinken Spaßvogel auf der Bühne darstellen will, verlängert die Nasenspitze um das aufgestülpte Näschen zu erzeugen. Der Nasenansatz erscheint dadurch höher und die erforderliche Wirkung ist erreicht. (Abb. Nr. 67.) Ein Possenreißer mit kühn gebogener Adlernase wäre auf der Bühne unmöglich. Die lange Nase ist das Zeichen der Ruhe und Würde, die wir beim neugierigen Topfgucker vergeblich suchen. „Die jederzeit fidelen, leichtsinnigen und besonders schimpfssüchtigen Späßen, auch in unbefederter Haut,“ führt Reinhold aus, dem wir die beste, leider wenig beachtete Arbeit über die Nase verdanken, „charakterisieren sich ganz besonders durch die geringe Entwicklung ihrer Nasenlänge, wogegen die soliden, ernstesten, mehr verschwiegenen, guten und geduldigen, auch langmütigen Leute sich durch deren hervorragende Länge auszeichnen.“

Nr. 66



Die klimatischen Verhältnisse sind auch von Einfluß auf die Nasengröße. In kalten wie in feuchten Gegenden wurden die Bewohner zweifellos häufiger durch Schwellungen der Nasenschleimhäute heimgesucht als in gemäßigteren Zonen. Dadurch und wegen des unbewußten, immer wiederholten Massierens der Nase beim Schneuzen, sind durch die Reihen der Generationen die Nasenformen bei den nordischen Völkern größer, wenn auch nicht edler geworden. Vergleichen wir auf Seite 113 die kurze Nase des Negers mit dem Extrem aus der kalten Zone Abb. 68. Die Eskimos haben große und was die Hauptsache ist, lange

Nr. 67



Nasen und ihre grenzenlose Schwerfälligkeit läßt sie alles vermeiden, was das Gleichgewicht ihrer lethargischen Gemütsruhe stören könnte. Der Neger dagegen bewegt sich leichter, findet in jeder Großstadt sich zurecht und paßt sich den Verhältnissen an. Wir sehen ihn heute als Diener, als Kellner, am Billardtisch, am Sportplatz, wogegen der Eskimo aus seiner eintönigen schmutzigen Be-



hausung nicht zu bewegen, ins moderne Getriebe nicht zu locken ist.

Lange Nasen finden wir auch bei der orientalischen Rasse, bei der mehr Ruhe, Würde, Gelassenheit als rastloser Fleiß zur Geltung kommt. Abb. 69. Die Nasen unserer Israeliten sehen anders aus. Bei ihnen ist die Nasenspitze erheblich stärker entwickelt, ähnlich wie bei Abbildung Nr. 16. Solche Nasen haben andere Bedeutung. Die auf Seite 36 reproduzierte Nase gehört mit ihrem hohen Ansatz, ihrer verhältnismäßig kurzen Entfernung bis zur Nasenspitze, trotz des herabhängenden vorderen Bogens, zur Klasse der kurzen Nasen.

Mit der schwindenden Lebhaftigkeit scheint die Nase im Alter an Größe noch etwas zuzunehmen. Bei der Beurteilung muß jedoch berücksichtigt werden, daß die mit den Jahren eintretende Abmagerung des Gesichtes, dem Verlust der Zähne und Zurücktreten der Oberlippe die Nase größer erscheinen muß. In vielen Fällen wird in der letzten Periode des Lebens auch die Nasenhaut gefäßreicher, fleischiger und führt so eine Veränderung herbei.

Neben der Länge ist der Nasenhöhe große Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mit Nasenhöhe bezeichnen wir den Vorsprung der Nase von der Wangenfläche bis zur äußeren Profillinie, also den Raum zwischen Linie a und b auf Abb. 61. Das was von der allgemeinen weichen Masse als festes, unbewegliches, oft mehr oder weniger schiefstehendes Gebilde sich abhebt, kommt

Nr. 68



hauptsächlich für die Beurteilung der Kraftäußerung, der Energie des Mutes in Betracht. Stark hervorspringende Nasen werden im Volksmund als fecke bezeichnet. Unbewußt trifft man hier das Richtige und je nach dem das Antlitz, die Nase und das Mienenspiel edle oder unedle Formen aufweisen, werden wir auf Kühnheit, Mut und Entschlossenheit oder auf Unverschämtheit, Dreistigkeit und Frechheit schließen können. Solche Naturen



prüfen nicht lange, gehen unbesonnen vor und wenn das Mienenspiel unstätes Wesen verrät, können wir mit Sicherheit den Arafehler erkennen, der mit jedem zusammenstößt, mit jedem sich überwirft. Finden wir hier dagegen den prüfenden Mundzug bei gutgebauter Stirn vertreten, dann haben wir es mit einem Menschen zu tun, der sich nicht um Kleinigkeiten herumschlägt, sondern Meinungen, Ideen und Prinzipien nach bestem Glauben und Gewissen rücksichtslos vertreten wird.

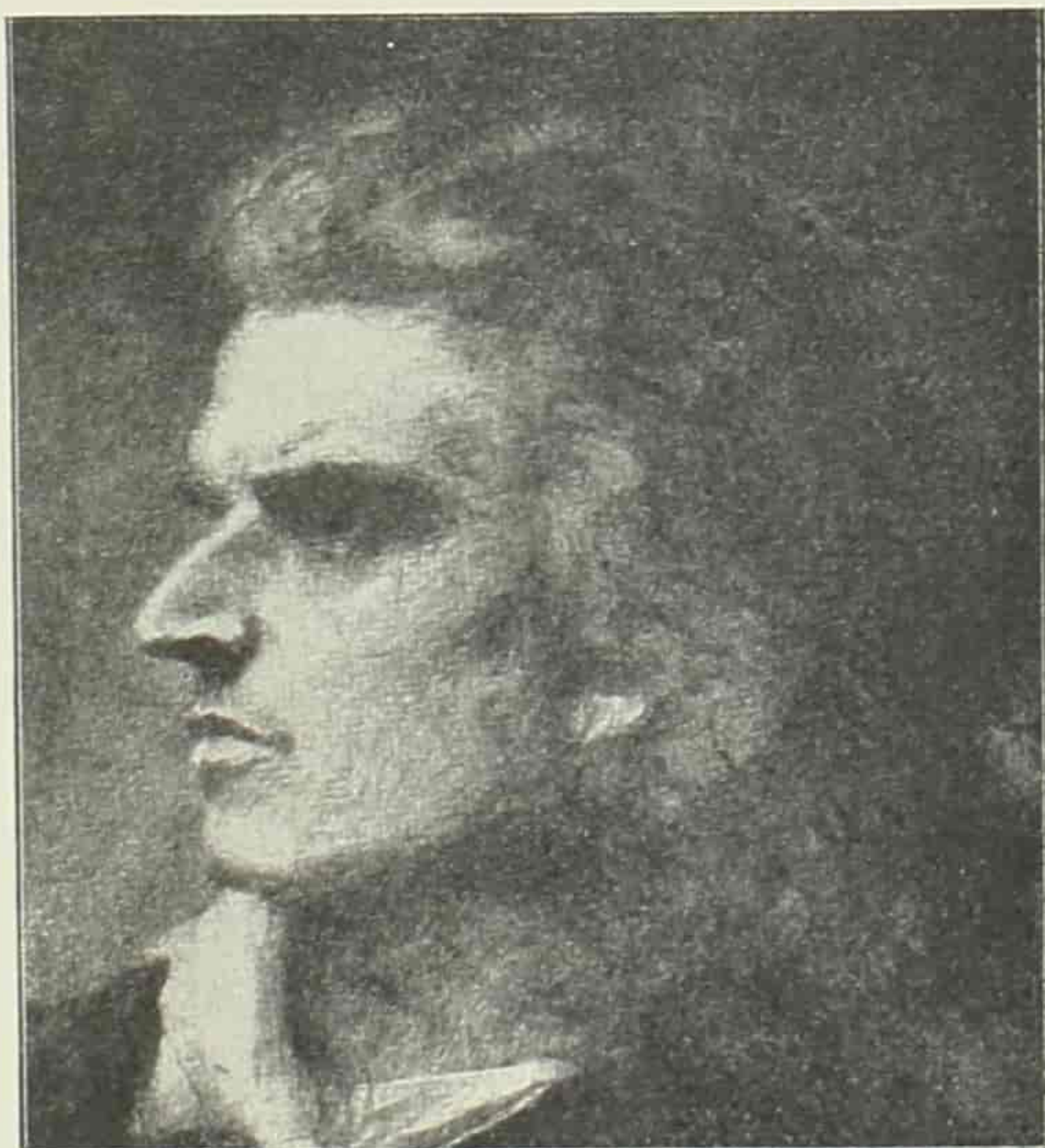
Hierher gehört die Abbildung Nr. 70. Sie zeigt uns Schillers Profil nach Prof. Sermo und von Schiller wissen wir, daß er unbarmherzig loszuziehen verstand und, um nur ein Beispiel zu nennen, Bürgers Balladen in Grund und Boden donnerte. Bei anmaßenden und düffelhaften Personen finden wir nicht nur die hervorspringende Nase gleichviel welcher Form, sondern auch die vortretende Oberlippe, die mit dem hervortretenden Mund, dem prüfenden Mundzug nicht zu ver-

wechselfn ist. Auf Abb. Nr. 71 sehen wir die hervortretende, auf Abb.

72 die zurücktretende Lippe, Abbild. 101 den prüfenden Mundzug.

Menschen mit vorspringender Nase sind oft in irgend einer Art Egoisten. Sie wollen bei ernstem Sinn und gediegener Bildung leitende, führende Persönlichkeiten sein, auf vorgeschobenem Posten stehen oder bei minderer Bildung alles besser

Nr. 69



Nr. 70

Schiller

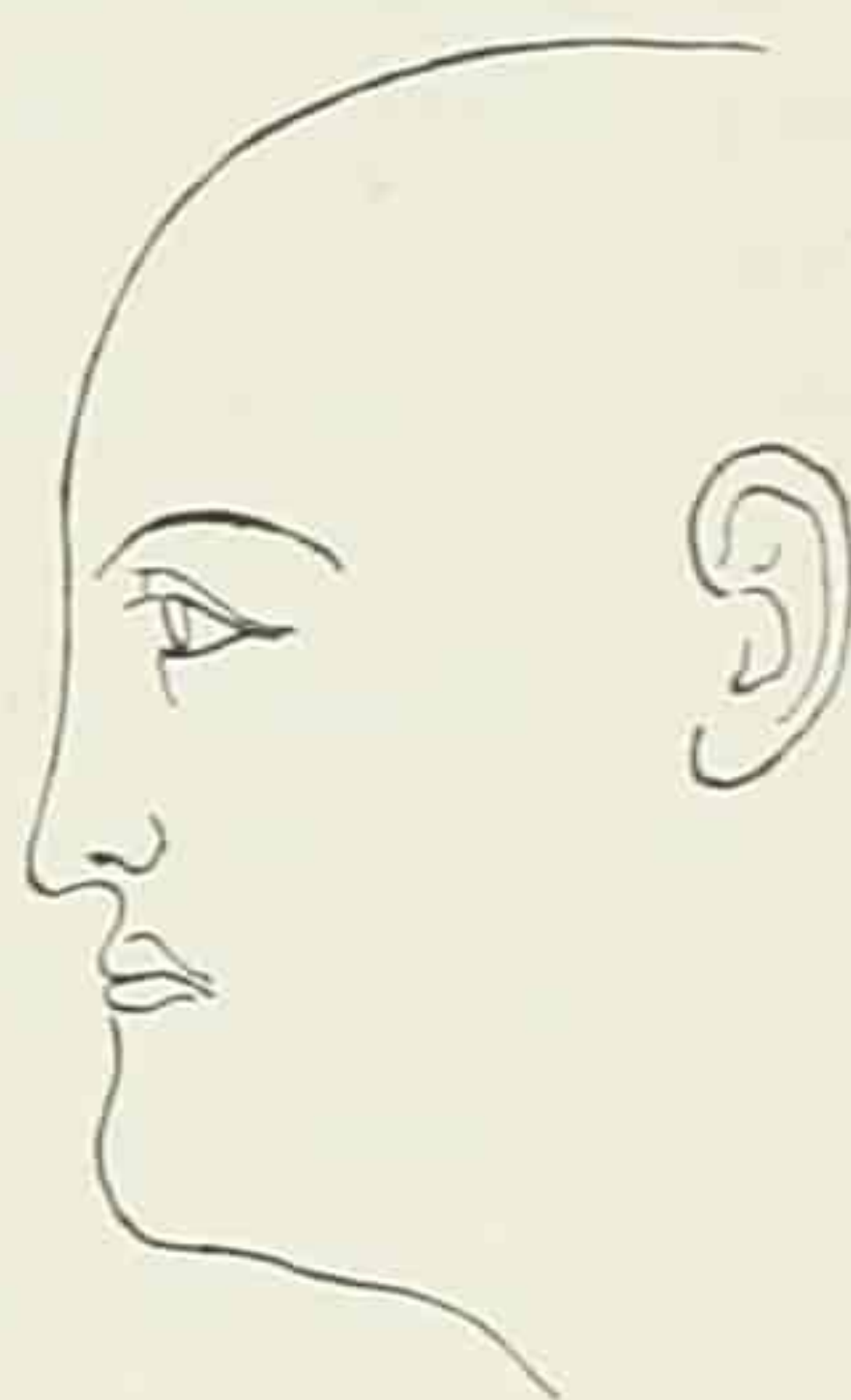


wissen; sie mischen sich in alles, in jedes Gespräch, in jede Angelegenheit, die sie nichts angeht, nichts kümmern sollte. Ihrem Selbstgefühl entspringt die Sicherheit in der Gesellschaft, sich ungezwungener, häuslicher zu bewegen, oder gar das große

Nr. 71



Nr. 72



Wort zu führen. Je geringer ihre Fähigkeiten sind umsomehr pochen sie auf Anerkennung. Tritt gar die Stirn und das Kinn zurück wie bei Abb. 73, so haben wir die kalte kleinliche egoistische Natur, die nur für sich sorgt. Verstärkt ist das Merkmal bei dünnen schmalen Lippen. Ist schmal die Lippe und die Nase lang, des Herzens Schläge klopfen matt nur, ohne Klang, sagt ein Dichtervort.

Personen mit hervortretenden scharfkantigen Nasen rühmt man scharfe Sinne, leichtere Auffassungsgabe und Beweglichkeit nach. Der Typische Philister besitzt nicht diese Nasenform; Reinhold will sie aber bei Equilibristen, Seiltänzern und Jongleuren beobachtet haben.

Im Gegensatz zur vortretenden steht die zurücktretende, die senkrechte Nase, wie sie Abb. 74 zeigt. Die Eigentümer solcher Nasen sind bescheiden, zurückhaltend und vorsichtig im Urteil und Handeln. Ihnen fehlt das freie fühne Auftreten, sie sind wortkarg in der Gesellschaft und Zuschauer im Ballsaal. Was sie beginnen erfolgt plötzlich, ruckartig und dauert nur kurze Zeit. Ihre Nasen überragen nicht

Nr. 73





allzustark die Wangenknochen; ihrer Ruhe wegen neigen sie zu erheblicher Körperfülle und stellen das eigentliche Kontingent der Gourmands, die „wohlbeleibten Männer mit den glatten Köpfen, welche Nachts gut schlafen.“ Umgekehrt, „je mehr die Nase die Wangenknochen nach vorne überragt, um so befähigter ist das Individuum längere Zeit Bewegungen, Muskelanstrengungen auszuführen, ohne indessen Nahrung zu sich zu nehmen oder auszuruhen. Sie sind auch leichter zu einer Bewegung zu reizen,“ meint der mehrfach zitierte Reinbold. Im Leben sind es die Männer, die viel denken und dem großen Cäsar „so gefährlich“ schienen.

Die Entwicklung der verschiedenen Nasenformen und Lippenstellungen hängt von der Tätigkeit der Nasen- und Lippenmuskeln ab. Der Ausdruck energischen Willens und Trozes wird nach Professor Roßbach „durch tonische Kontraktion (Muskelzusammenziehung) einer größeren Anzahl von Muskeln des Kopfes und des Gesichtes bewirkt. Die Zähne werden durch die Tätigkeit der Kiefermuskeln fest aufeinander gepreßt, der Mund wird festgeschlossen, die Nase selbst durch die erwähnten Muskeln herabgezogen und die Stirn in Falten gelegt.“ Kommen derartige Muskelzusammenziehungen infolge seelischer Vorgänge öfter vor, sagt er weiter, „so werden natürlich die betreffenden Muskeln, wie alle stark angestregten Körpermuskeln, sich mächtiger entwickeln und einen erhöhten Tonus (Spannkraft) behalten, also wird das Gesicht auch in scheinbarer Ruhe ausdrucksvoller werden.“ Das Erwachen schlummernder Leidenschaften, die dauernde Beschäftigung mit edlen Dingen, die das Seelenleben in starke Bewegung setzen, kann nach Roßbach „der Nase allmählich eine edlere Modellierung“ geben. So erklärt es sich, weshalb der geistig regsamere Städter durch feinere Züge, namentlich eine feinere Nase vom gröberen Bauern sich unterscheidet, so begreifen wir, wie junge Leute mit unbedeutenden Familiennasen, durch gespannte Beschäftigung mit feingeistigen Dingen, im Laufe des Lebens neue Nasenmerkmale erwerben, wie Bauernsöhne nach längerer Militärzeit schärfere Nasenformen aufweisen, als ihre daheim gebliebenen Brüder. Die strenge Selbstzucht vermag viel

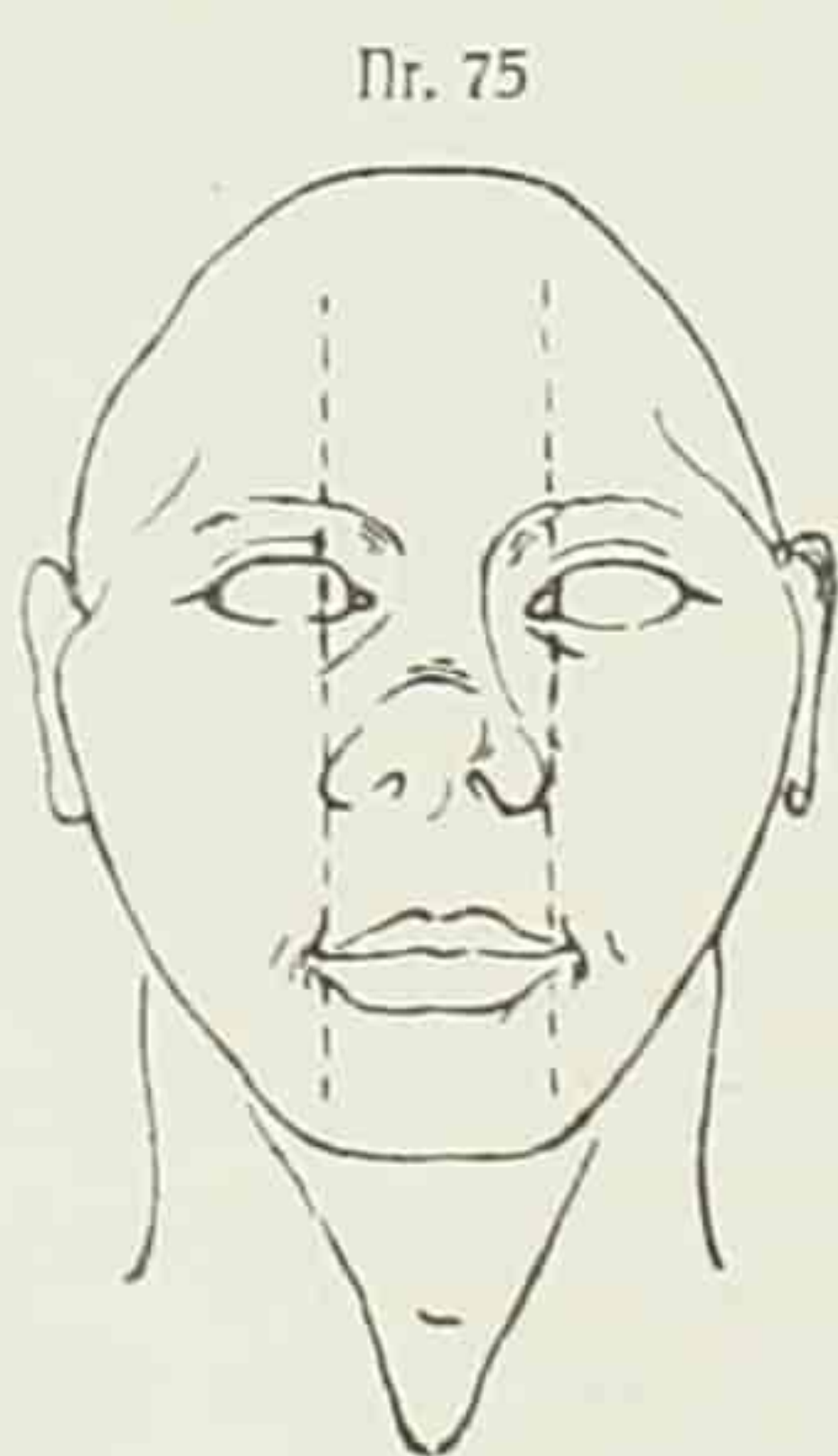
Nr. 74





und so werden stumpfe aufwärts gerichtete Näschen immer ausdrucksloser, wenn ihren Inhabern niemals das Haupt vom Denken ermüdet zwischen die Schultern sank. „Die Erziehung des Einzelmenschen, die Bildung seines Geistes und Charakters hat ganz erheblichen Einfluß nicht nur auf den Gesichtsausdruck, sondern auch damit ganz besonders auf die körperliche Beschaffenheit der Nase,“ betont der Nervenarzt Bresgen. Und auch er ist fest überzeugt, „daß auch innerhalb eines einzigen Menschenlebens die Nase edlere Form annehmen kann.“ Sobald bei einem Volke Gefühle und Sitten sich verfeinern, der Geschmack sich veredelt, die rohe Beschäftigung mit ästhetischer wechselt, verfeinern sich auch die Nasenformen, wie sie, bei den aus hochgesitteten Zuständen im Abstieg begriffenen Völkern, langsam und sicher entarten.

Wo der Wille mit Rücksicht auf bestehende Verhältnisse gemäßigt, die Aktivität beschränkt wird, die Schärfe des Verstandes walten muß, zieht sich mit der Zeit der Oberkiefer samt dem Nasenende etwas zurück, und „besonders grenzt sich die Oberlippe von der Nase mehr und mehr ab“ bemerkt Reinhold. Unkultivierte Menschen und naive Kinder äußern ohne Bedenken und Beschämtheit ihre Wünsche, weil ihnen die Rücksichten auf Verhältnisse, Schicklichkeit und Empfindungen etwas Fremdes sind. Ihre Lippen treten nicht etwa zurück wie bei Caesar (Nr. 92) und Napoleon und in unästhetischer Weise bei Abb. 63, dessen neugierig gaffendes



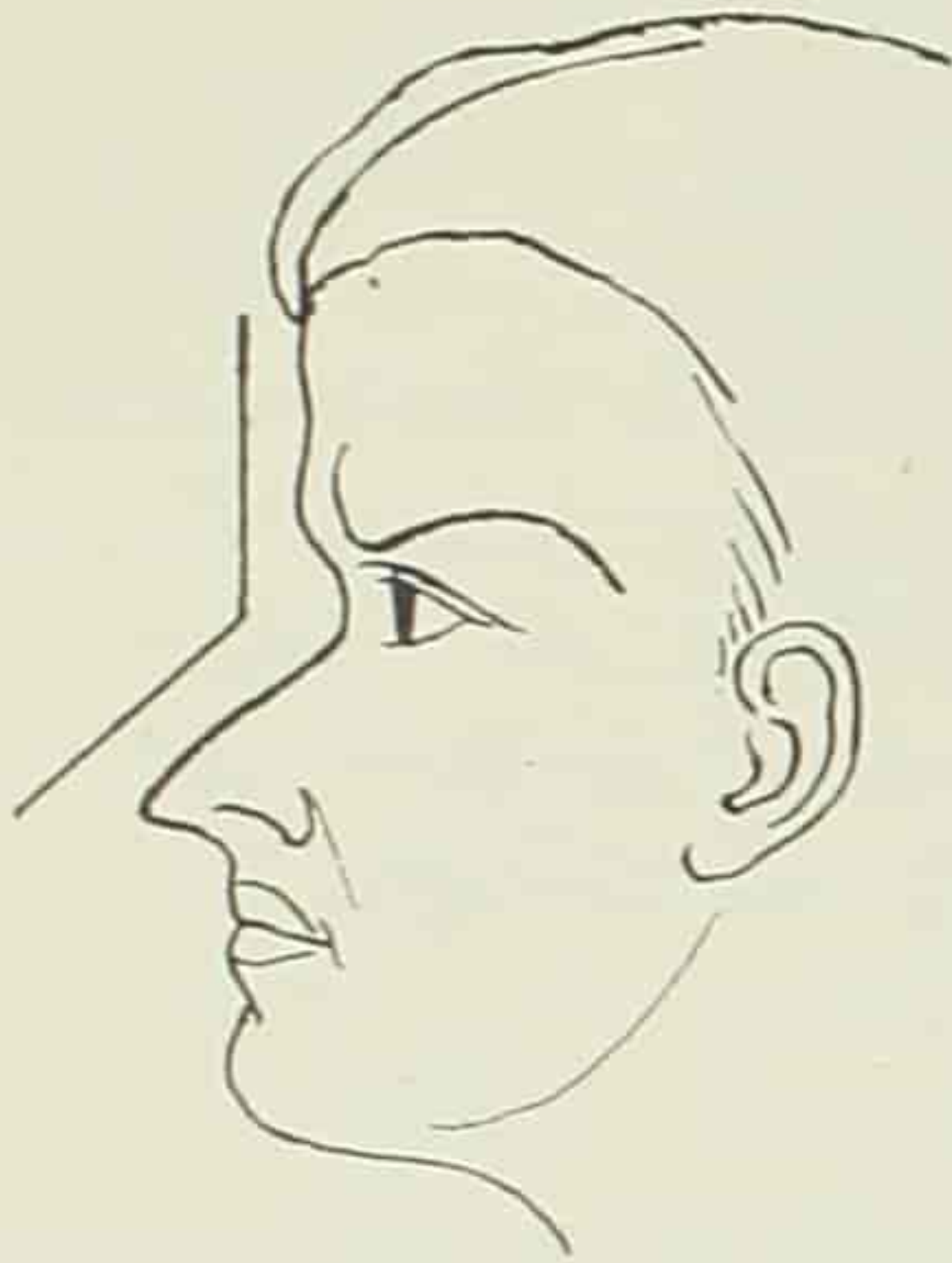
Organ wohl manchen Nasenstüber einstecken mußte. Was bei geistig hochstehenden Naturen Ueberlegung und Selbstbeherrschung schaffen, wird bei taftlosen Ignoranten durch zahlreiche Zurechtweisungen hervorgerufen. Das was die ersteren sagen, bestimmen und ausführen, wird mit genauer Berechnung auf Ursache und Wirkung geschehen. Je nachdem nun ihr Charakter ist, werden sie mit Milde, Achtung und Großmut oder mit Kaltherkigkeit, Nachsicht und Blutgierde ihren Plan entwerfen, ihre Opfer erwählen.

Bei der Nasenbreite kommt für die Beurteilung die Grundlage und nicht der Nasenrücken in Betracht. Nr. 75. Alle antiken



Statuen weisen bei muskulösem herkulischen Körperbau breite Nasen auf; ebenso die Feldherren, kraftvolle Philosophen, Redner usw. Die

Nr. 76



Nr. 77

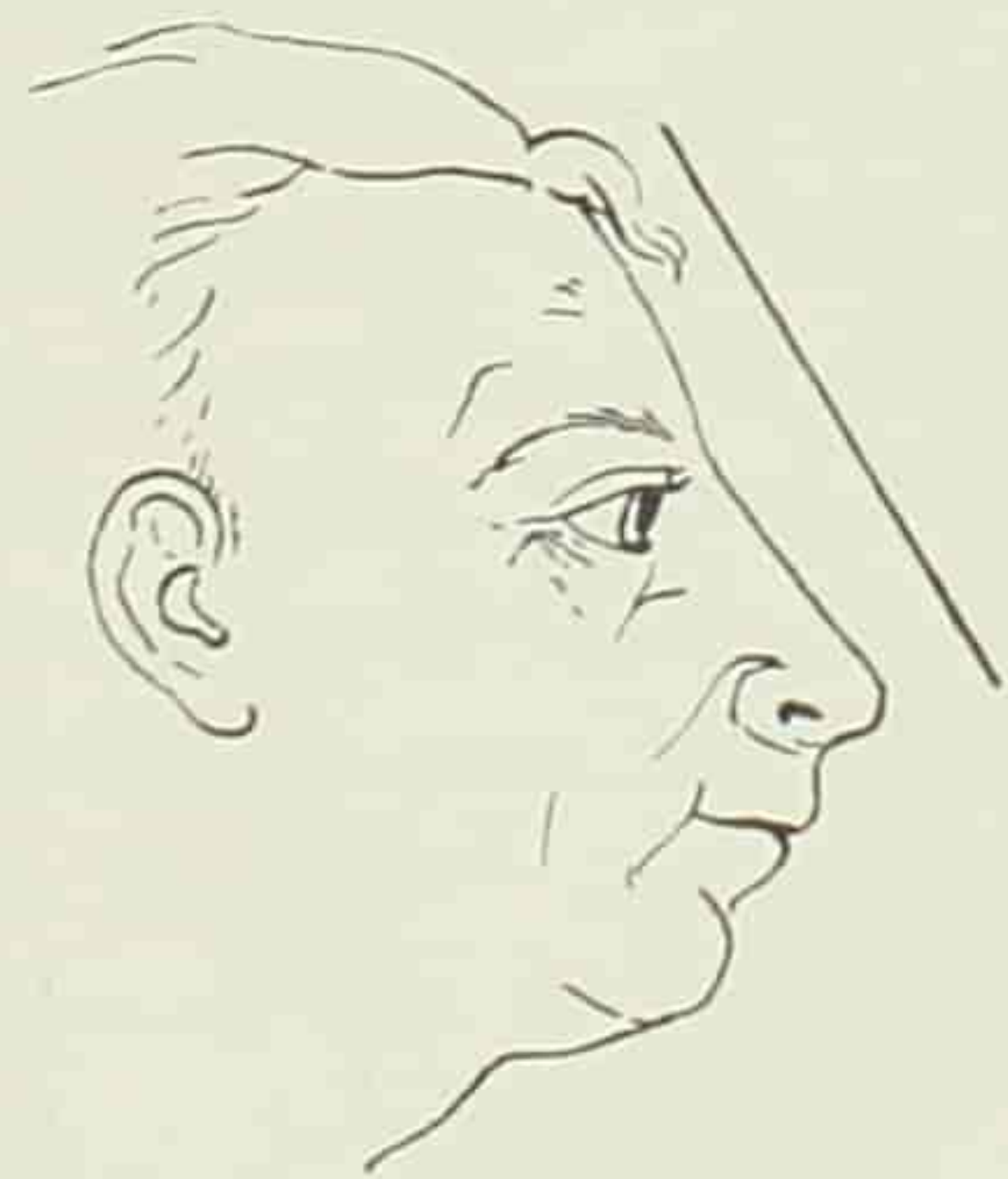


ganz schmale Nase ist den leichtbeweglichen Dichtern und Diplomaten und einer gewissen Gattung von Politikern eigen. Im allgemeinen kann man die breite Nase keiner bestimmten Berufsgattung zuschreiben. Tatsache ist, daß sie unter den hervorragendsten Vertretern aller Berufe und Stände recht häufig vorkommt und mit der physischen und moralischen Kraft und dem für das Gewaltige passenden Ernst in gewissem Zusammenhange steht. Sie hat am Schlachtfeld, im Atelier und der Studierstube namhafte Vertreter gehabt, wie wir dies auf Bildern von Napoleon, Menzel, Bebel, Beethoven, Darwin u. a. bestätigt sehen.

Breite Nasen finden wir weniger bei den leichtlebigen Spaniern und Italienern, als bei den zähen und festen Engländern und Niederländern. Auch bei Frauen herrscht die schmale Nase vor und männlichen Charakter verrät bei ihnen meist das zu kräftige, zu breite Riechorgan. Selbstverständlich gehört zum schmaleren Bau des weiblichen Gesichts schon von Natur die schmale Nase, deshalb soll nicht auf ein bestimmtes Maß,

sondern auf die Proportion gesehen werden. Die Breite muß mit einer entsprechenden Höhe gepaart sein. Breite allein ist bei unbe-

Nr. 78





deutendem Kopfbau sogar ein unvorteilhaftes Merkmal, was aus früheren Darlegungen schon hervorgeht und Abb. 75 zu ersehen ist.

Neben der Länge, Breite und Höhe ist bei der Charakterbeurteilung der Winkel von Einfluß, in dem die Nase zur Stirn steht. Den Ausschlag gibt hier aber nicht die Nase, sondern der Stirnbau, dessen Bedeutung wir kennen. Wo Nase und Stirn einem Rechteck sich nähern, wie bei Abb. 76, werden wir auf einen heftigen, leicht erregbaren Menschen schließen, namentlich wenn die Nase spitz und scharf geschnitten ist. Solche Naturen haben sich selten in der Gewalt, weil bei ihnen das Gemütsleben vorherrscht. Ihr Mienenspiel ist entweder lebhaft oder umgekehrt auffallend kalt, mit abwartendem, prüfenden Blick, der nie lange anhält, denn plötzlich fahren sie auf, werden ungeduldig, grob und ärgern sich über eine Kleinigkeit. Wo die Verstandeskkräfte vorherrschen, jede Regung in der Gewalt des Willens ist, finden wir die verhältnismäßig gerade Flucht zwischen Stirn und Nase. Abb. 77. Allerdings ist diese Form nicht mit der zurücktretenden Stirn zu verwechseln, die uns die

Nr. 79



Römer

Nr. 80

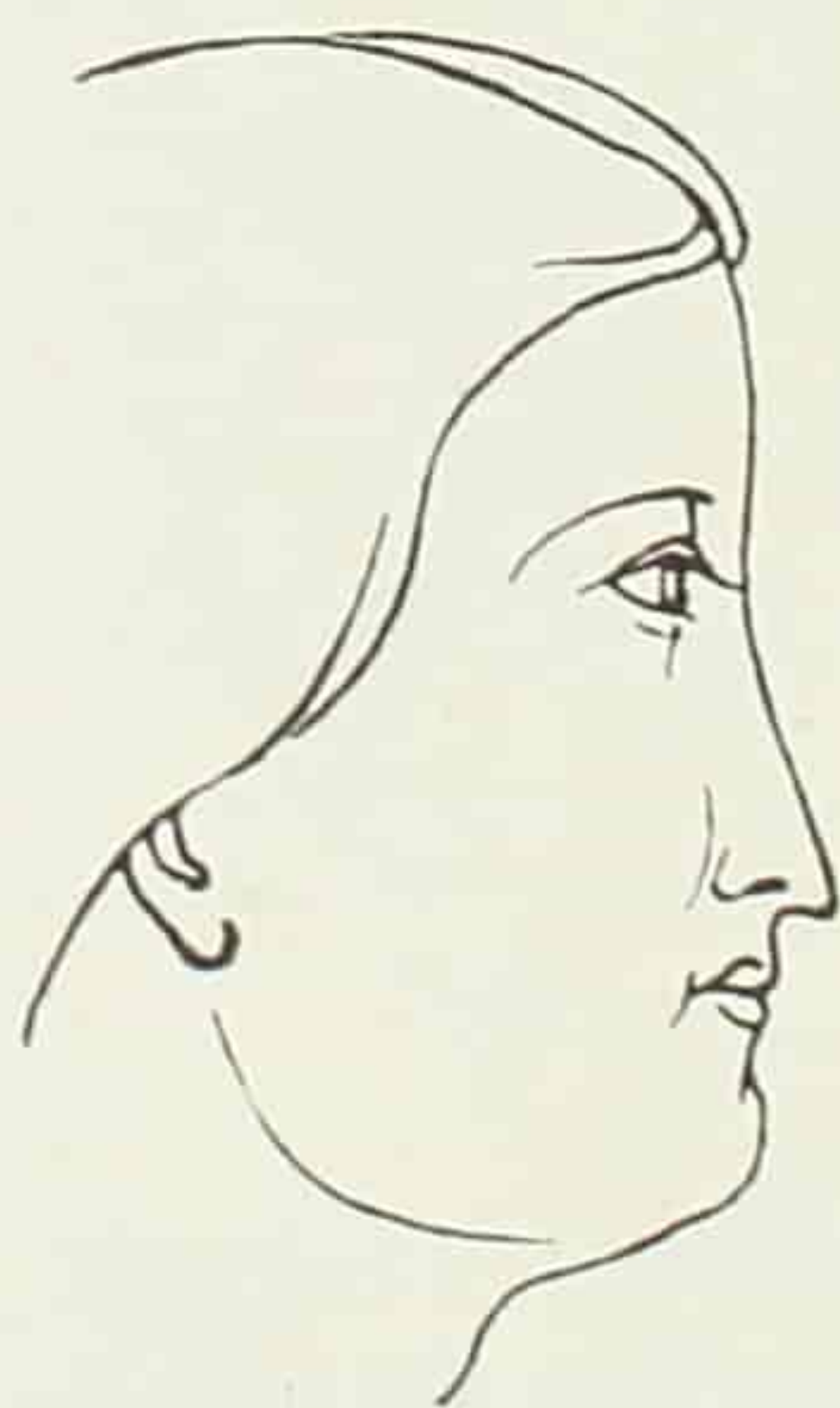


Abb. Nr. 78 veranschaulicht. Hier werden wir vornehme Ruhe, Ueberlegung, Sammlung, Unerschütterlichkeit vergebens suchen. Die Griechen als Repräsentanten des Geschmacks, der Gewandtheit, des Scharfsinns wiesen durchschnittlich die geraden Nasen auf wie wir sie auf Abb. 25 sehen und wie sie vielen Menschen noch heute als Ideal erscheinen. Die Römer dagegen, die Vertreter der Kraft und des kaltberechnenden Verstandes hatten wie Abb. 79 zeigt, die gebogene Nase.

Die wohlgeformte, bedeutende Nase soll an der Wurzel eine leichte Höhlung



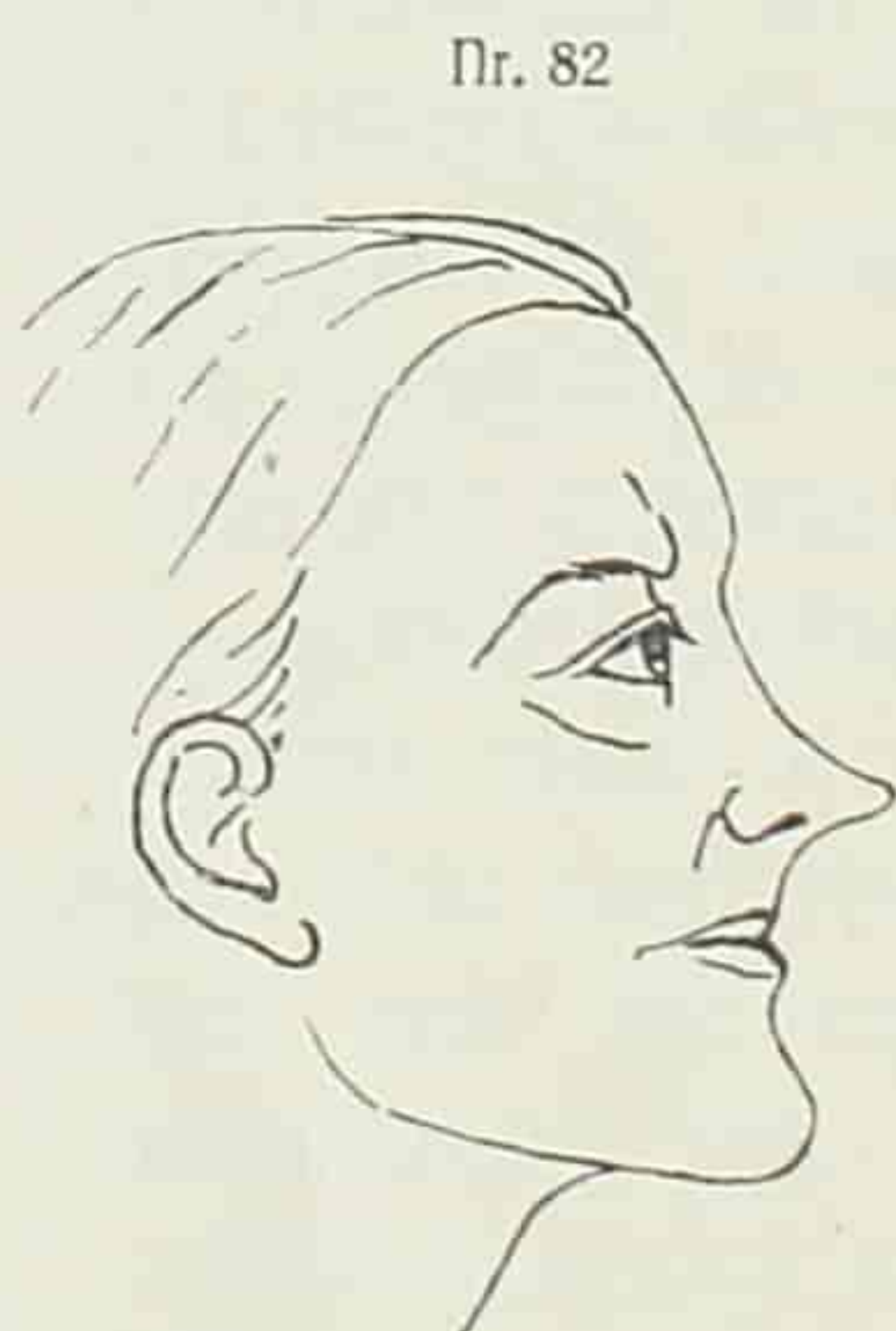
haben (nicht wie Nr. 80, sondern wie 79 sein) und so weit wir die Skulpturensammlungen kennen, hat von den hervorragenden schöpferischen Griechen keiner die klassisch-griechische Nase gehabt. So schön die gerade Profillinie auch ist, so starr erscheint sie uns in ihrem absolut-geraden Fortlauf. Lavaters physiognomisches Testament stimmt hier mit unserer Ansicht überein. In seinem Nachlaß heißt es: „Ohne eine kleine Einsenkung oder Vertiefung beim Uebergang der Stirn zur Nase — sei es denn, daß die Nase stark gebogen ist — denkt an keine physiognomische Größe der Nase!“ Bei deutlich wahrnehmbarem Nasenansatz, also bei einer kleinen Einbuchtung an der Wurzel, gilt die gerade Nasenlinie als Symbol der Ruhe und Grazie.

Können wir bei starken, gut gebildeten Nasen und entsprechendem Kopfbau mit ziemlicher Sicherheit auf Energie, Intelligenz oder Tatkraft schließen, so werden wir bei Inhabern von flachen, eingedrückten Näschen gegenteilige Eigenschaften konstatieren dürfen. Wo flache Näschen mit großen Geistesgaben sich paaren, werden wir besondere Aufmerksamkeit den Charaktereigenschaften schenken oder mit örtlichen Entwicklungshemmungen rechnen müssen. So ist Michel Angelos eingedrückte Nase auf einen Faustschlag in der Jugend zurückzuführen. Nach innen gebogene Nasenrücken (Abb. 81; die Nasenspitze ist an dieser Zeichnung kürzer zu denken) sind immer Zeichen für Mangel an Mut, leichte Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, Empfindlichkeit und Sentimentalität. Männer mit eingebogenen flachen Nasenrücken greifen aus eigener Initiative ihren Gegner selten direkt an, sondern hinten herum, sie sind oft feige und machen die Faust nur in der Tasche. Reinbold nennt sie die Nasenbildung der Kinder und kindlichen Menschen. Solche Personen sind leicht erregbar, oft pedantisch genau, bei verlängerter oft dünner Spitze stoßen wir nicht selten auf den typischen Bureaukratencharakter. Das sind Gefühlsmenschen ohne höheren Schwung, ohne heroischen Sinn, bar jeder Entschlossenheit, aber immer weit genug entfernt für den Schuß, achtsam, besonnen und voll diskreter Vorsicht, die niemals schadet. Gepaart mit dem entzückten, verklärten Blick zeigt diese Nasenform den Schmeichler an, der jedem lächelnd entgegentritt, mit jedem sympathisieren, von jedem Gutes empfangen, mit niemanden es verderben



möchte. Frauen mit solchen Nasen sind in den Tagen der Not mehr eine Last als Stütze des Mannes. Jammern und seufzend beklagen sie das entschundene Glück, häufen Anklagen und Vorwürfe, weil sie aus der ruhigen, planlosen Lebensbahn hinausgeworfen wurden. Sie möchten es nur bequem haben, untätig, faumselig, immer vom Nichtstun sich erholend, ihre Tage wie bisher verbringen. Oft sind solche Vertreterinnen des zarten Geschlechts von ausgezeichneter Schönheit, die viel bewundert werden und jeden enttäuschen, weil mit der Puppenschönheit schlecht oder unbestimmt modellierte Nasen und dementsprechend schwache Geistesanlagen Hand in Hand gehen. Leute mit eingebogenen flachen Nasenrücken sind immer leicht zu lenken, selbst wenn sie noch so dreist tun, der Mund noch so vorlaut erscheint.

Ganz anders sind die Träger dieser Nasenform mit vortretender Nasenspitze. (Abb. 82.) Sie verfügen gewöhnlich über ein ansehnliches Maß sicherer Spürkraft. Bei stark hervortretendem Kinn und geblähten Nasenflügeln verbinden sie willenskräftige Aktivität mit erheblichem Spürsinn. Solche Menschen sind neugierig, wollen alles entdecken und auskundschaften, obwohl ihnen in der Regel nicht viel getraut wird, denn ihre Pfiffigkeit wird erkannt und darum werden sie selbst am leichtesten geprellt.



Spionernase

Das kleine aufwärts gebogene Stumpfnäschen gilt bei einem gut gebauten Kopf als Merkmal von witziger Laune, Pfiffigkeit und List. Wir finden es bei heiteren vorwitzigen Dienstmädchen, Soubretten und koketten Frauen (Abbildung 83). Das Stumpfnäschen kommt beim Manne seltener vor und gilt



Stumpfnäschen

Nr. 81



leicht verzagt



als typische Frauennase. Sie kann wie Major Schack sagt, „teck und pikant“ interessant aber auch „eitel und impertinent sein“. Solche Personen sind praktisch gewandte Alltagsmenschen und weil ihnen die Energie zum Lernen fehlt, meist sehr oberflächlich im Wissen. Sie können sich aber ungemein anpassen und flug tun. Wo sie mit gutgebauten Köpfen in Erscheinung treten, haben wir die eitlen Menschen. Als typische Frauennase gilt auch Abb. 84. Wohlgemerkt, die Nasenform ist kein Zeichen der Klatschsucht, von ihr wäre im allgemeinen zu sagen was über die eingebogenen Nasen ausgeführt wurde. Stark aufgestülpte Nasenformen mit weiten Nasenlöchern, in die es regnen und die Sonne scheinen kann, gelten bei entsprechendem Blick und Mundzug als Zeichen aufgeblasenen, arroganten, anmaßenden Wesens (Abb. 66).

Als günstigste Nasenform erscheint jedem die auswärtsgebogene Nase. Wir sehen sie bei energischen hochentwickelten Kulturvölkern, ebenso zahlreich bei höherstehenden Klassen innerhalb der verschiedenen Nationen. Die Form schwankt auch hier in ihren Einzelheiten und darf daher, ohne Berücksichtigung des Mienenspiels und der übrigen Gesichtsteile, nie als feststehendes Merkmal für irgend eine positive oder negative Eigenschaft betrachtet werden. Die Zeichendeuterei ist erfolglos, wertlos, unwissenschaftlich und darum zu verwerfen. Es gibt keine Nasenform, die für geistige Fähigkeiten oder intellektuelle Beschränktheit spricht. Wie unwichtig und nachteilig für den Kulturmenschen auch die Adlernase sein kann, haben wir bei den Indianern gesehen. Man kann also niemals an der Adler-, Falken-, Habicht-, römischen, griechischen, Spitz-, Stutz-, Stumpf-, Spionier- oder Affennase die geheimsten Fältchen eines Sterblichen erkennen. Jedes Merkmal kann durch andere Zeichen in seiner ursprünglichen Bedeutung verändert, vermindert, verstärkt aber auch aufgehoben werden, was wir in einem früheren Kapitel schon betonten und später noch ausführlicher darlegen werden.

Die auswärtsgebogene Nase nimmt schon durch ihre Anlage größere Dimensionen an und hier gilt zum großen Teil was bei der Besprechung der Nasenhöhe ausgeführt wurde. Ihre Träger sind die rührigen, geschäftigen, eifrigen, selbstbewußten

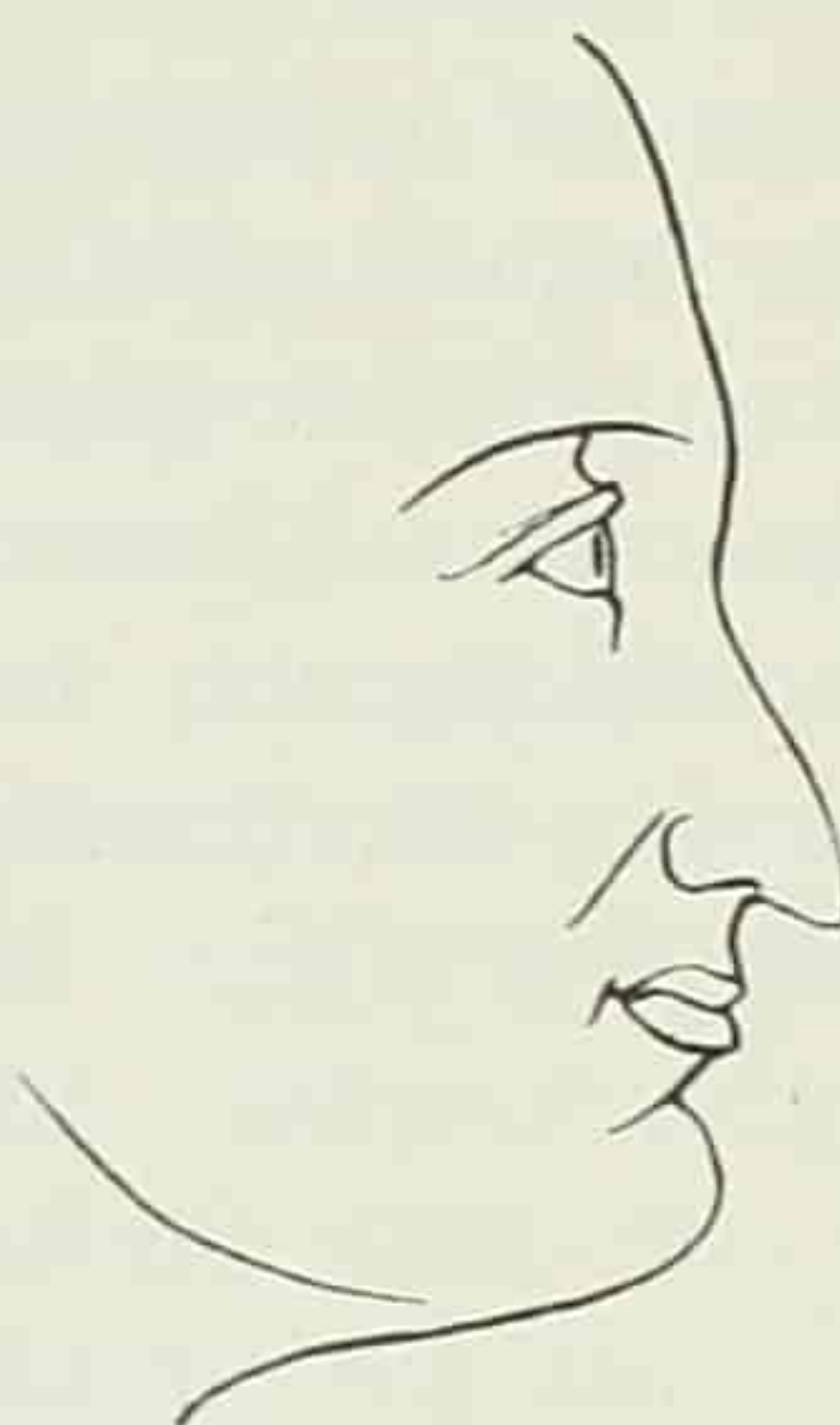


Nr. 84

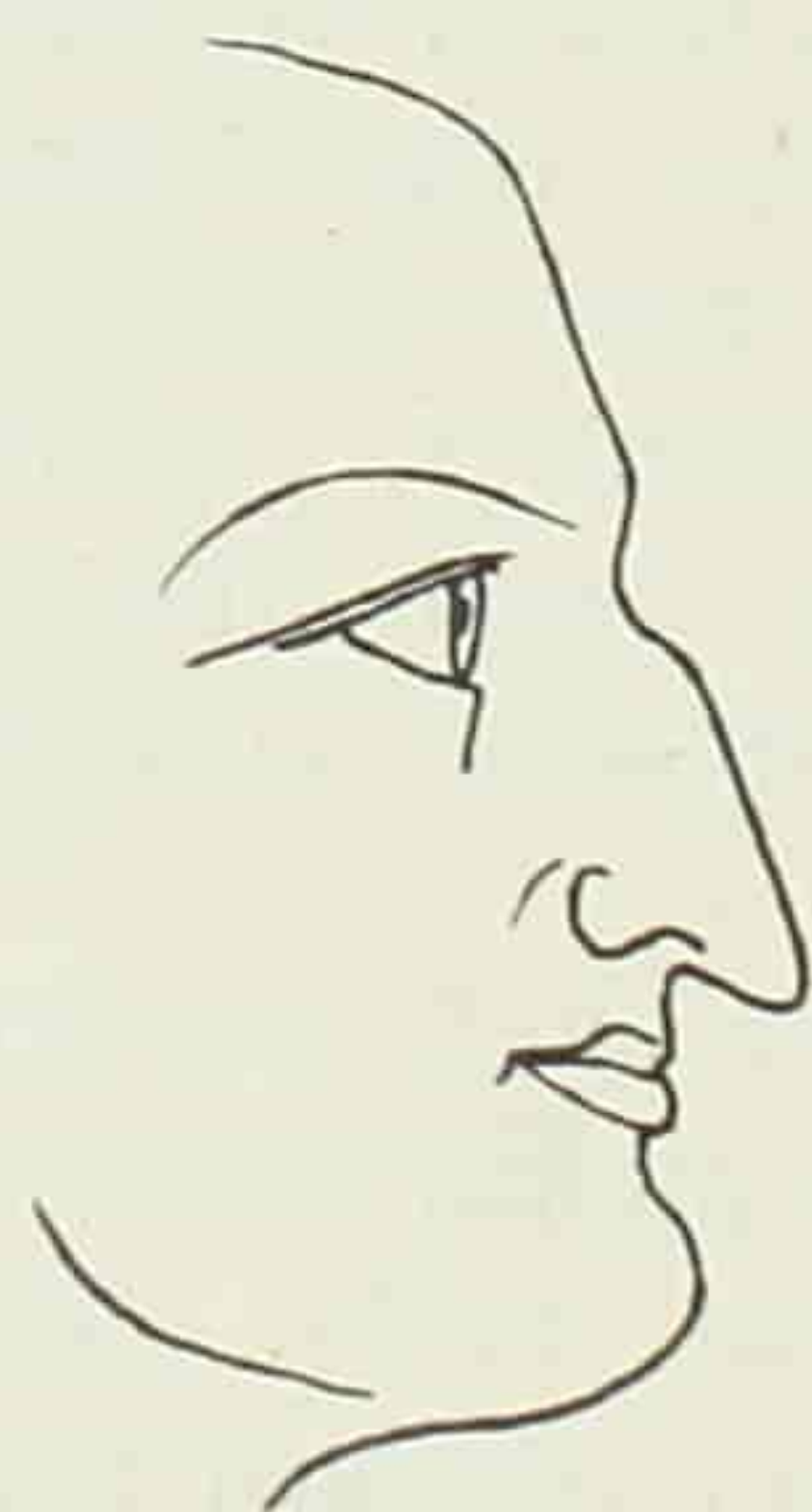


Klaffballe

Nr. 85



Nr. 86



und angreifenden Naturen. Sie sind gewandt am Ladentisch, ungeniert in der Gesellschaft, Kühn bei Unternehmungen, tapfer am Schlachtfeld. Nr. 63 wird als Kaufmann den Kunden nicht zu Atem kommen lassen, Nr. 69 wahrscheinlich wenig sagen, aber was er spricht wird Eindruck machen. Uebrigens sind selbst die ernstesten Männer mit solchen Nasen redselige Naturen gewesen, so Lord Bayern, Friedrich der Große von Preußen und selbst der finstere Napoleon. In gutgestimmten Stunden plauderten diese drei merkwürdigen und verschieden gearteten Männer ohne Pause, ohne Ende mit ihrer Umgebung. Reden ist nicht immer Silber, Schweigen aber niemals Gold, sondern Blech.

Männer mit derberen Nasenformen sind oft ungesehen zu erkennen; sie werfen schmetternd die Türe ins Schloß, treten ein, daß alle Nippesachen klirren, holen polternd den Stuhl herbei, setzen sich darauf daß er kracht und beginnen mit Stentorstimme ihr Gespräch.

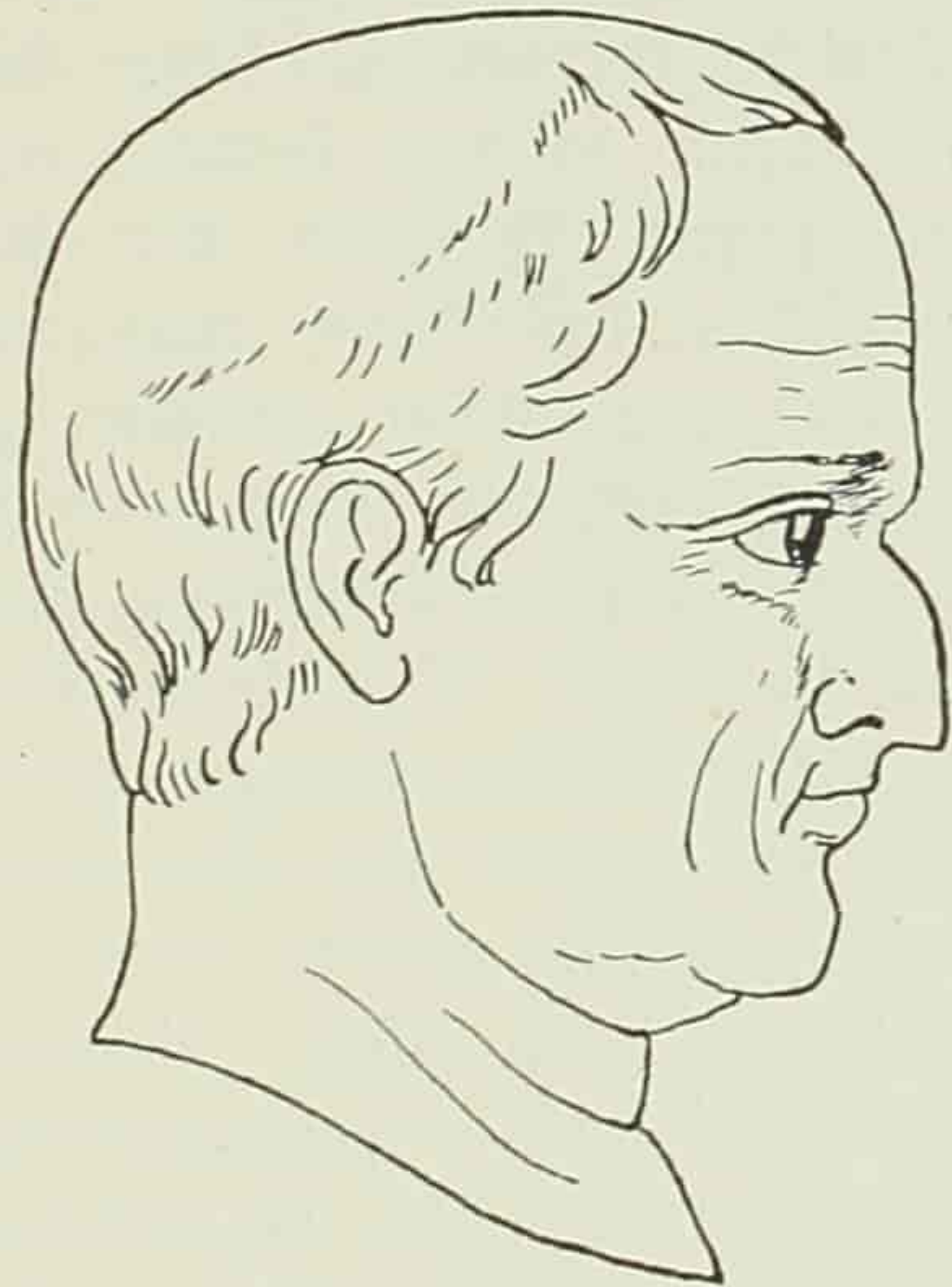
Bei den nach auswärtstretenden Nasen ist es keineswegs gleichgültig wo der Bogen beginnt. Er hat andere Bedeutung oben und andere unten. Nr. 85 mag ja ganz nett aussehen, aber eine bedeutende Nasenform ist es nicht. Reinbold meint, solche Leute kommen mit ihrer Energie „gewöhnlich zu spät“. Sie werden also, wenn sie mehr Vorsicht als Kühnheit auszeichnen sollte, nichts Erhebliches leisten. Dagegen zeigt uns Abb. Nr. 86 den ruhig vorwärtsdrängenden Menschen. Hier ist der scharfgezogene Bogen im oberen Teil der Nase. Solche Naturen sind ungeduldig, wenig bedacht, handeln rasch und setzen mit ihrer



Energie oft ungestüm ein, wenn fester Blick und ein energisches Sinn hinzukommen.

Die ausgesprochene Hackennase des Orientalen und des Römers (Abb. 69 und 79) mit dem scharfen Knie ist, bei eckigen eigensinnigen Kopfbau, ein Zeichen konservativen Charakters. Ihre Träger sind sehr selbständig, haben festeingewurzelte Anschauungen, die sie ungern definitiv ändern, ungerne der modernen Entwicklung, dem Fortschritt anpassen. Aber bei nichtsagendem Gesichtsausdruck wie Abb. 88 werden wir vergebens nach festen Zielen und Ueberzeugungstreue suchen. Die stumpfe Nasenkurve

Nr. 87



Adlernase bei gutem Kopfbau

ist bei stumpfen, nicht scharf geschnittenem Nasenrücken und der zurückgebogenen Stirn sogar eine häufig vorkommende Erscheinung und fecken, streitsüchtigen, anmaßenden und unverschämten Menschen eigen. Für den ausdruckslosen Kopf ist sie übermäßig groß, kommt deshalb als entartete Gattung in Betracht, wie sie bei den Israeliten durch die ewige Inzucht hervorgerufen wurde. Der bedeutende, berechnende, charaktervolle Jude hat nie diese Nasenform, aber der schnodrige Jüngling aus der Provinz weist sie auf. (Siehe auch Nr. 16.) Hier bewahrheitet sich auch die Ansicht, daß Leute mit langem, gleichviel ob geraden oder gebogenen Nasenrücken leicht begreifen. Ist die Spitze nach unten gewandt, liegt die Neigung vor zum Untersuchen, zum Erkennen der Schattenseiten und zum tiefen Eindringen in das Wesen der Dinge. Umgekehrt spricht kürzer Nasenrücken für langsames Begreifen; und wenn wir vor den Werken eines Darwin auch in ehrfurchtsvoller Andacht stille stehen, so wissen wir doch von seinem Sohn, wie mühsam, langsam und schwer er mit dem Stoff zu ringen pflegte.

Scharfgeschnitten, kräftig, mit sofort beginnender Biegung und verhältnismäßig kurz, erscheint die imponierende Adlernase.



Nr. 88

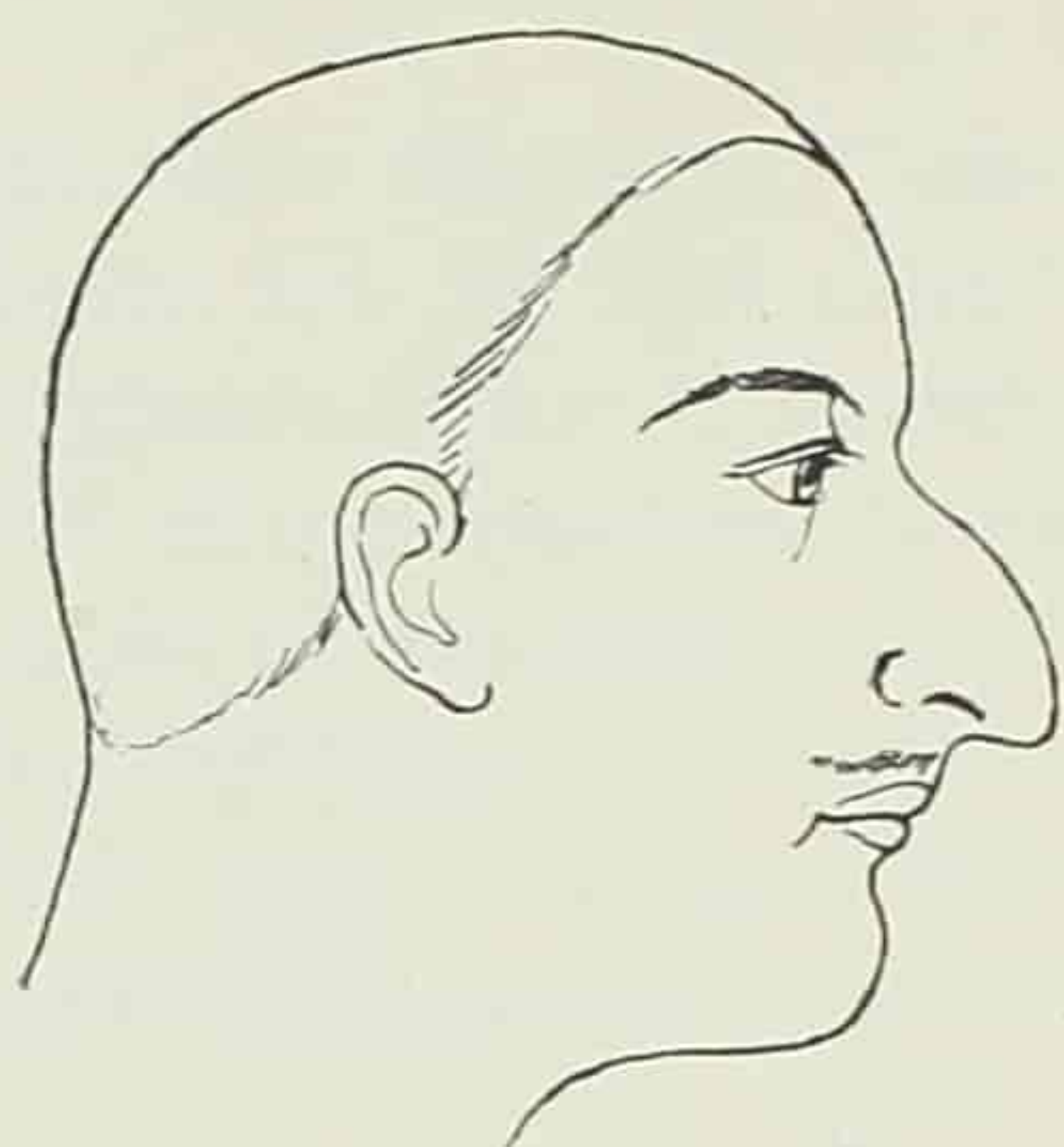


Abb. Nr. 87. Hier erkennen wir gleich das offene Vorgehen, den mutigen Ausdruck, die gespannte Energie und die unverkennbare Neigung zur Gewalttätigkeit. „Wenn der Adler etwas wahrnimmt,“ führt Dr. Reinbold aus, „was seine Triebe zur Bewegung reizt, so entfaltet er rasch und ungesäumt seine volle gewaltige Kraft und erreicht durch sie sein Ziel. Die Krümmung seines Oberschnabels ist zugleich mit

Schärfe verbunden, denn die Augen desselben bilden keinen stumpfen, sondern beinahe einen rechten Winkel, und der oben angeführte Umstand der Abwärtsneigung, worin sich der Nachdruck der Triebe repräsentiert, tritt hier in höchster Potenz auf. Der Adler verfolgt zugleich seine Zwecke offen und rücksichtslos, er lauert nicht im Versteck auf seine Beute, das Objekt seiner Handlung, sondern stürzt sich offen aus freier Luft auf sie herab.“ Der schroffe Ausdruck wäre bei Nr. 87 noch erhöht, wenn das Kinn kräftiger hervortreten würde. Außergewöhnliche Energie werden wir nur mit stark ausgebildetem Schädel und kräftigen Kinn vereint finden. (Abb. 94.) Solche Menschen gehen unbeirrt ihren Weg. Bei solcher Kinnentwicklung kann uns, selbst bei stark eingebogener Nase, außerordentliche Energie entgegenreten. (Abb. 95.) Der prüfende lauende Blick und die Nasenform verrät jedoch, daß dieser Mensch uns plötzlich kraftvoll und entschlossen hinter dem Rücken angreifen wird.

Die Habichtnase ist viel bedeutungsloser als die Adlernase und pflegt bei minder gutem Kopfbau vorzukommen. (Abbildung Nr. 89.) Welch kraftlosen Eindruck ein zurücktretendes Kinn hervorruft, veranschaulicht die Abb. 90. Obwohl die Nase stark und zum Zugreifen bereit ist, fehlt ihr gleichsam die Gewalt, der Nachdruck, die spannende Kraft und mit Recht wurde sie als Rabennase bezeichnet.

Das Rücksichtslose einer Nase erscheint aber wesentlich gemildert und verringert, wenn unter dem Bogenvorsprung eine Einbiegung sich geltend macht, wie bei Abb. 91. Dieses Zeichen



Nr. 89



nimmt der Nase das Tollkühne. Wir haben es hier bei erheblicher Energie mit vorsichtiger Ueberlegung zu tun. Bedeutender ist das Zeichen, wenn es in der Nähe der Nasenspitze erscheint. Wir finden es bei den hervorragendsten Menschen, die Herr ihrer Willenskräfte waren, bei fluggeschulten Diplomaten, großen Politikern und Heerführern. Solche Nasen, gepaart mit hervortretendem Kinn und Stirn gelten als eigentliche Heldennasen wie wir sie bei Cäsar und Napoleon sehen, Alexander dem Großen u. a. eigen waren. „Ohne zarte Biegungen, kleine Brüche ohne merkbare Schweifungen gibt es keine physiognomisch-gute oder geistig-große Nase,“ sagt Lavater schon in seinen Fragmenten vom unteren Teil der Nase.

Dicke, fleischige Nasen sind, namentlich bei mangelhaftem Kopfbau, kein sehr günstiges Zeichen; bei guter Kopfbildung sind sie nach Carus ein Zeichen für „Sinnlichkeit und lebensfrohen Humor“. Reich setzt hinzu, daß ihre Eigentümer entgegen zu Spitznasigen, die raffiniert zu sein pflegen und alles ergründen wollen, um die äußere Welt sich nur oberflächlich „und nur im Kampfe um des Leibes Notdurft“ kümmern.

Nr. 91



Die Besitzer der dicken charakterlosen Nase sind meist Genußmenschen, gierige Vielesser und lebenswürdige Schlemmer und da man bei dieser Betätigung weder körperlich noch seelisch viel zu leiden hat, leichtbegreiflich auch Vertreter des „Lebensfrohen Humors“.

Am hervorstechendsten sind unstreitig die armen roten Nasen, die den Wein nicht getrunken haben und mit kupferroter Färbung gestraft werden. Man sieht in welch merkwürdigem Zusammenhang die Nase mit den Unterleibsorganen steht, wie die Gewebsveränderungen sich hier am deutlichsten äußern. Reich setzt auf Rechnung

Nr. 90

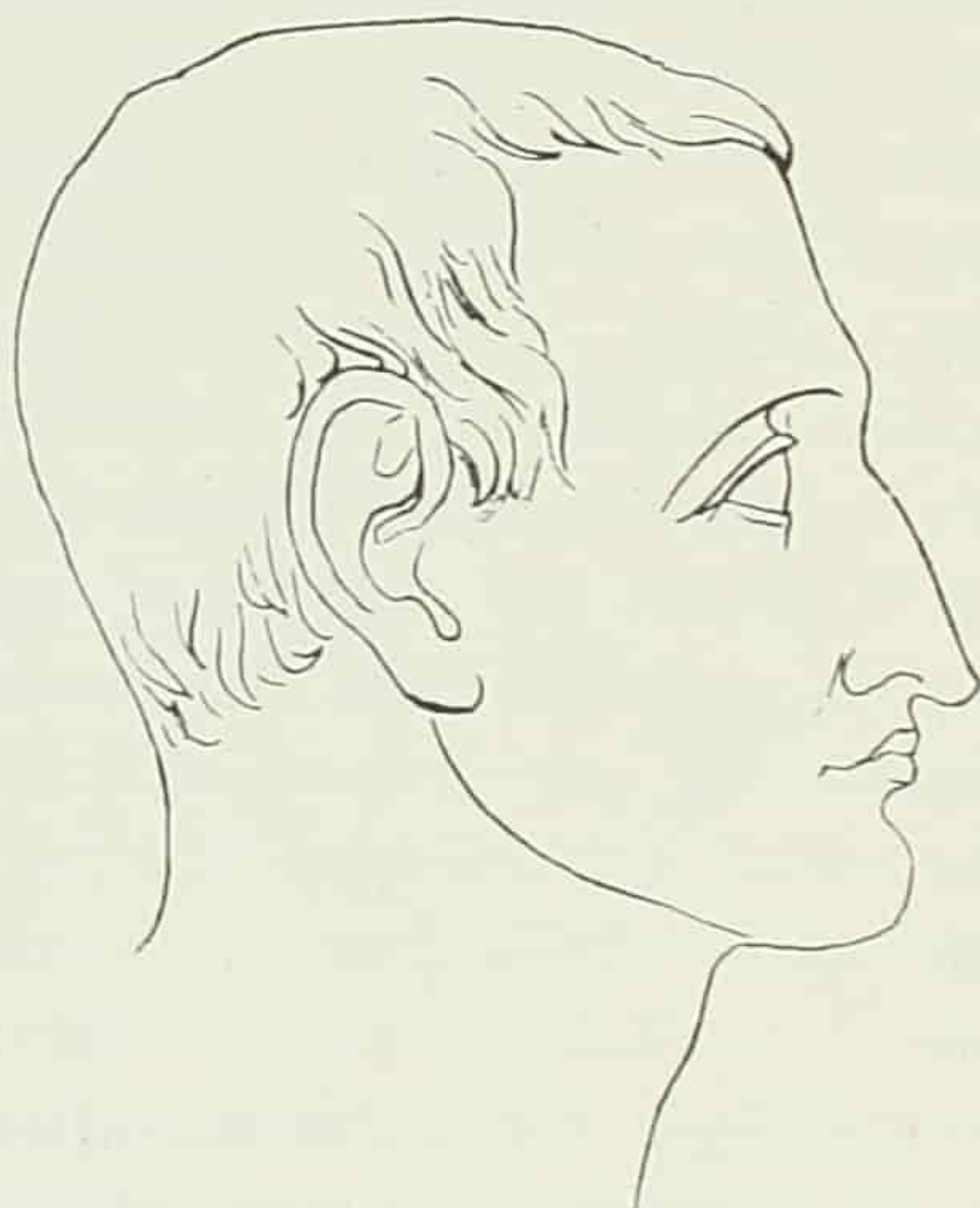




des Alkohols nur einen Teil der Röte, den anderen auf die Seelenzustände des Trinkenden. Nr. 93.

Die an der Spitze gespaltene Nase, welche die Abb. 134 veranschaulicht, finden wir mit feinen Gesichtszügen nach Carus bei „Männern mit scharfen praktischen Weltverstand“ und verbindet sich oft mit „bedeutendem Kopfbau“. Im anderen Falle soll sie ein Zeichen für Roheit sein. Nach unserer Meinung wurde gerade diesem Merkmal viel zu wenig Beachtung geschenkt um darüber etwas genaues sagen zu können. Wahrscheinlich hat es mehr anatomische als physiognomische Bedeutung. Ebenso steht es mit der Nasenrichtung.

Nr. 92



Caesar

Schiefstellung durch eine einseitige Anlage oder durch einen starken Druck bei der Geburt hervorgerufen. Selbstverständlich auch durch Mißhandlung in der Jugend. Prof. Welker berichtet, daß wir rechts- und linksgebogene Nasen zu unterscheiden haben und solche, bei denen der knorpelige Teil nach der einen, die Nasenspitze nach der anderen Seite abweicht. Nach seinen Forschungen hatten linksstehende Nasen mit nach rechts gerichteter Spitze:

Cromwell, Mirabeau, Talleyrand und der Schauspieler Devrient. Rechtsstehende mit nach links gerichteter Spitze wiesen auf: Luther, Friedrich der Große, Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ganz nach rechts stehende: Dante, Voltaire, Franklin, Pitt und Robespierre. Ganz nach links abweichende: W. v. Humboldt, Foy, Canova und Thorwaldsen. Irgend etwas Bestimmtes läßt sich aus dieser Feststellung nicht folgern.

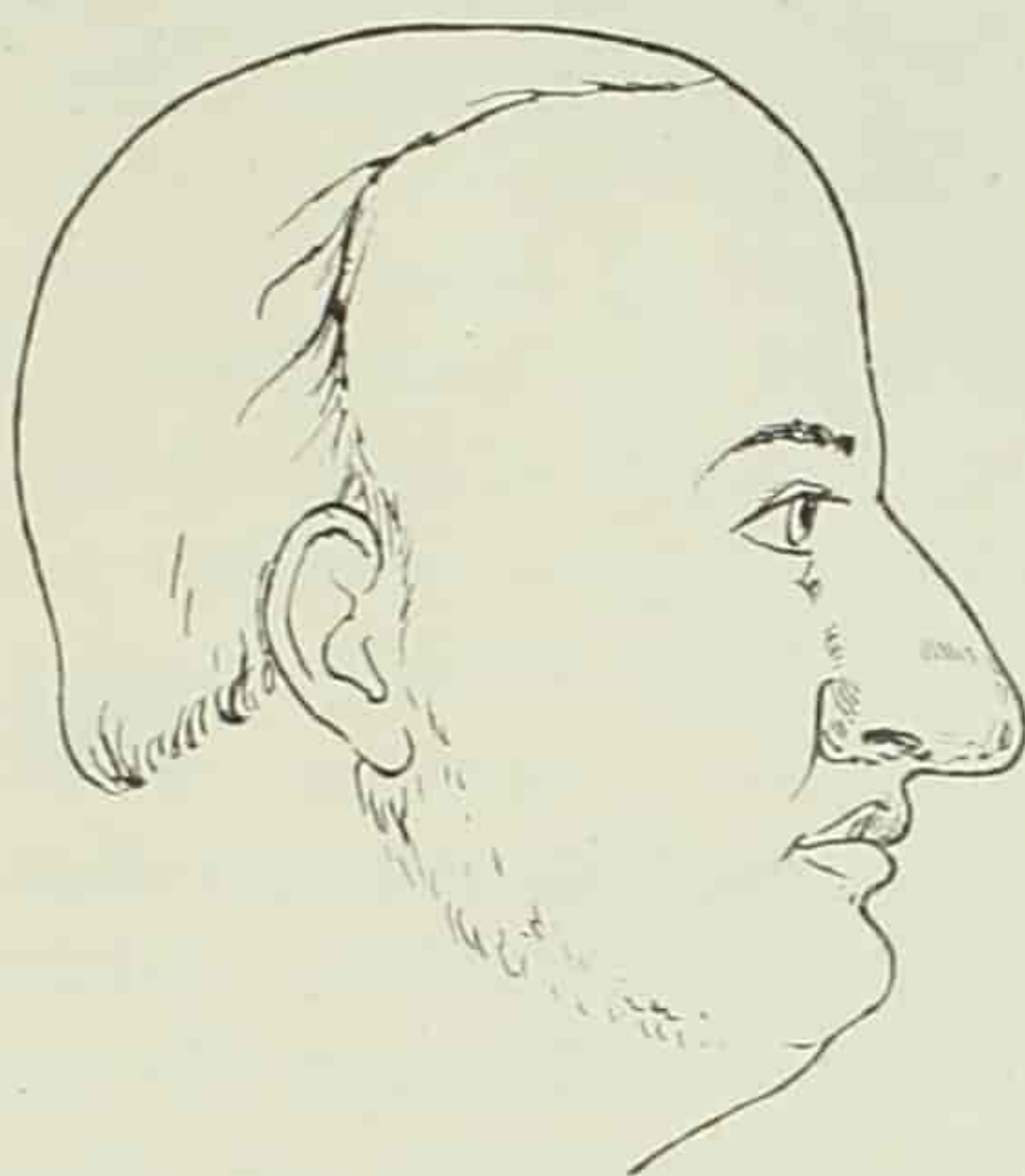
Seit den ältesten Zeiten behaupten die Physiognomen, daß kleine Nasenlöcher Zeichen von Furchtsamkeit und Schwäche, große dagegen von Kraft, Mut und Stolz sind. Auch diese An-



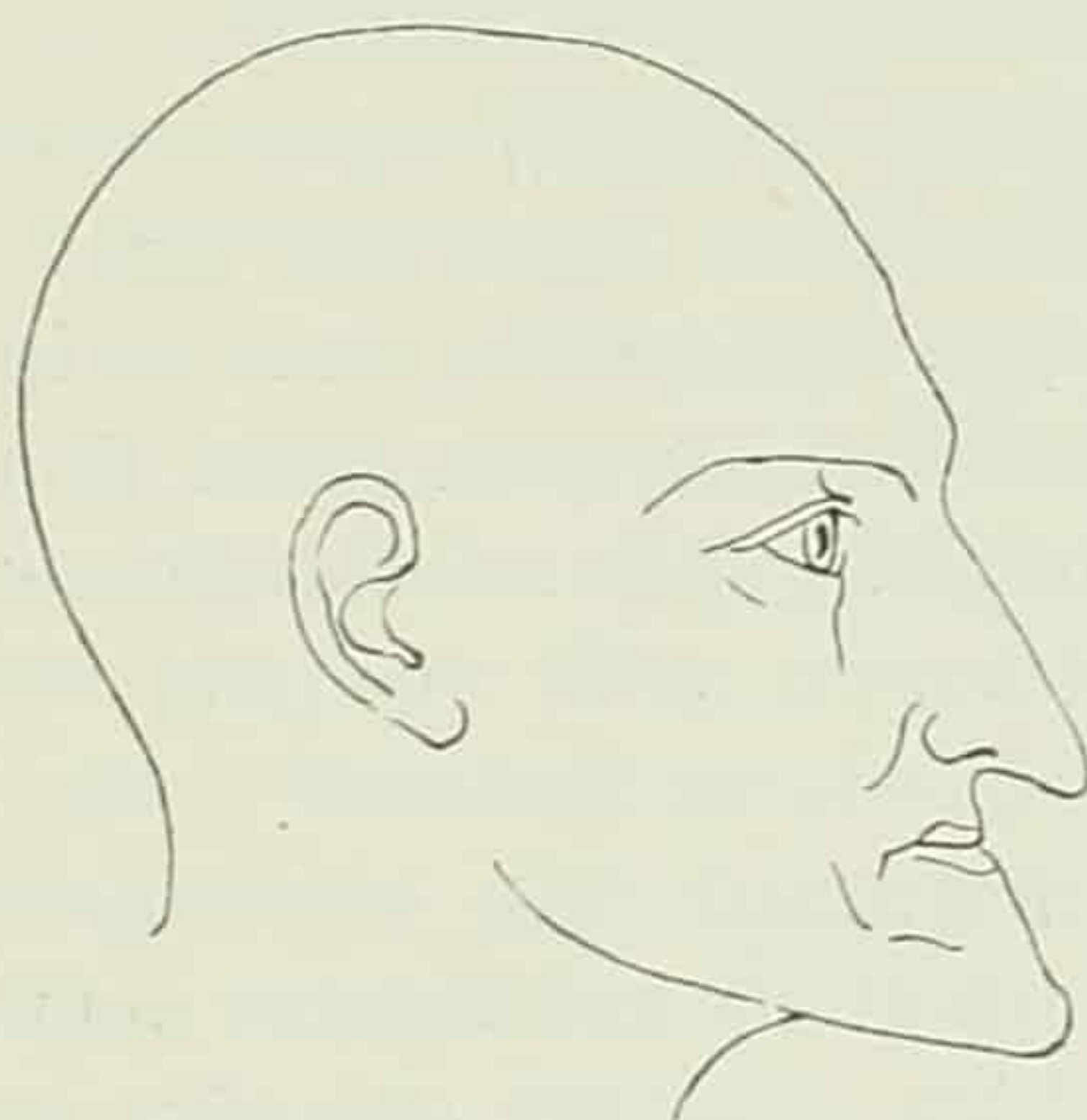
schauung geben wir nur mit Einschränkungen wieder, obwohl manches für sie spricht. Wer seine Nasenlöcher beständig spannt ist aufmerksam und leicht empfänglich für äußere Eindrücke. Anschwellende, geblähte Nasenflügel sehen wir bei Menschen, die ernst nachdenken, einen plötzlichen Entschluß fassen und zur Ausführung schreiten wollen. Je häufiger und anhaltender die Nasenlöcher nun gespannt werden, um so früher werden sie die physiognomisch dauernde Spannung annehmen; diese Eigenschaft kann sich schließlich auf die Kinder vererben und in späteren Generationen tritt das Merkmal als Familieneigentümlichkeit auf. Aber auch dort, wo Eltern oder Voreltern an Asthma litten, finden wir große, weitausgedehnte Nasenlöcher, deren Bedeutung freilich nicht dieselbe sein wird.

Sabgierige Leute ziehen die Nasenflügel in die Höhe; hochgezogene Nasenflügel finden wir darum unter der jüdischen Bevölkerung. Wer von unangenehmen Dingen sich abwenden, widrigen Geruch ausweichen will, rümpft die Nase. Auch bei arroganten, überspannten, ungebildeten und unedlen Naturen finden wir, als Zeichen widerwilligen Mißachtens, sehr oft die mimische Bewegung des Nasenrümpfens. Im Zorn werden die Nasenlöcher gebläht.

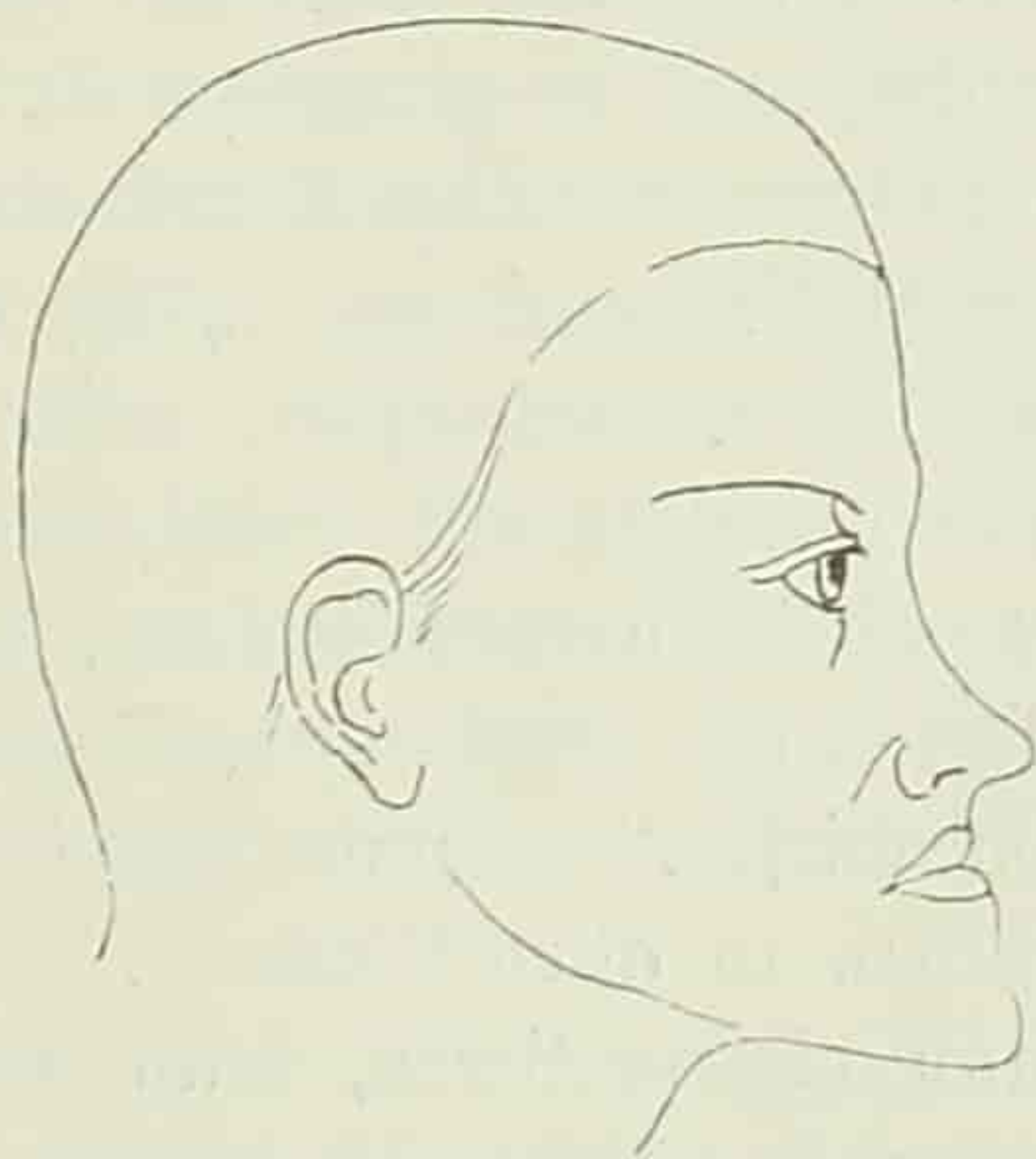
Nr. 93



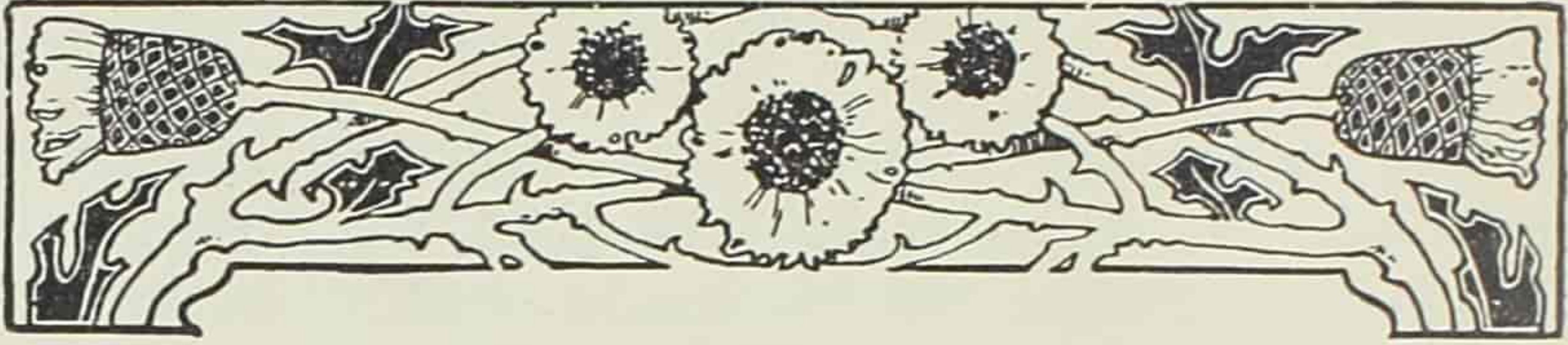
Nr. 94



Nr. 95







## Der Mund.

Komplizierter als das Spiel des Auges erweist sich die Mimik des Mundes. Schuld daran sind die zahlreichen, leichtbeweglichen Muskeln, die kaleidoskopartig andere Bilder schaffen; alle Leidenschaften der Seele, alle Eingebungen des Geistes widerspiegeln. Das schärfste Auge vermag den plötzlichen Veränderungen nicht immer zu folgen, die mannigfachen Konstellationen aufzufassen und richtig auszulegen. Und doch verrät der Mund den Charakter ebenso leicht wie das Auge oder die Nase, oft noch schneller, denn er ist in seinen zahllosen Bewegungen sowohl im Zustand der Gleichgültigkeit und im ernstesten Schweigen beredt. Nicht mit Unrecht wurde er der „Thron der Leidenschaften“ genannt, weil alle nur denkbaren Regungen der menschlichen Seele ihren Ausdruck darin finden. Menschenkenner der alten und neuen Zeit, betonten übereinstimmend seine hervorragende Bedeutung und Lavater mahnt in seinem Nachlaß: „Sieh' auf die Stirn mehr als auf alles andere, wenn du wissen willst, was der Mensch von Natur ist, oder nach seiner Natur werden kann — und auf seinen ruhenden geschlossenen Mund, wenn du wissen willst, was er geworden ist.“ Soweit wir die Spuren der Dichter verfolgen, wird der Mund einstimmig als anmutigster Dolmetscher der Liebe gepriesen. „Auf den Lippen blühen Rosen, und wenn der Mund sich öffnet, wird das Gemüt des Hörenden erwärmt und die Luft mit Wohlgeruch erfüllt . . . Pflege des Edlen, des Schönen, des Wahren, des Erhabenen, veredeln die Gesichtszüge und machen den Mund des Weibes zur Pforte des Paradieses.“ Solche und ähnliche Aussprüche finden wir zu allen Zeiten, in allen Ländern. Doch die schönste Form eines Mundes kann viel verlieren, kann unschön, ja sogar widerwärtig werden, wenn sie häßlich sich bewegt, häßlich lächelt, häßlich die mimischen



Gebärden unterstützen hilft. Und diese Veränderungen dürfen uns nicht gleichgültig sein. Sie sind für die Charakterbeurteilung wichtiger als die anmutigen Formen im Ruhezustand. Jede Gesichtsbewegung ist scharf zu beobachten, genau zu registrieren, damit sie beim Entwerfen des Charakterbildes in die Waagschale geworfen und gegen andere Charaktermerkmale abgewogen, in ihrem Wert bestimmt werden kann. Was der alte Sanitätsrat Klencke über die Schönheit sagte, gilt in erhöhtem Maße für die Physiognomik: „Es kann der Welt der Schönheit“, so führt er aus, „nicht eindringlich genug zum Bewußtsein gebracht werden, daß Schönheit und Anmut nicht allein in der Form, sondern vorzüglich auch in der Bewegung, in der Art, wie die Form lebendig verändert und zum Ausdruck gebracht wird, wesentlich begründet sind.“ Beim Sprechen, Lachen, Weinen, Essen, bei Neigung oder Abneigung ist der jeweiligen Mundbewegung ebenso große Aufmerksamkeit zu schenken wie der Lippenform. Wir sollen immer sehend hören und die Wahrheit, Kälte oder Innigkeit des Gesprochenen gleichsam kontrollieren. Hier liegt für die Physiognomik noch ein fruchtbares Feld brach, dessen Reichtum in absehbarer Zeit garnicht erschöpft werden kann. Die Lippenbewegungen und -Zuckungen besagen unendlich mehr, als wir zu erklären in der Lage sind. Intuitive Geister achten ganz unbewußt darauf, bezeichnen mit Sicherheit die Charaktereigenschaften eines Menschen, ohne über ihre Anhaltspunkte nähere Rechenschaft geben zu können.

Der Mund hat die Aufgabe, die Sprachlaute hervorzubringen, wie das Geschmack- und Gehörorgan in seiner Tätigkeit zu unterstützen. Wir haben hier nur seine Beziehungen zum Geschmack und Gehör kennen zu lernen. Wie der Augapfel der wichtigste Teil für den Gesichtssinn ist und für unsere Betrachtungen von ganz untergeordneter Bedeutung war, so ist auch die Zunge für den Geschmackssinn überaus wichtig, für uns dagegen nur ihre durch den Geschmacksnerv hervorgerufene sichtbare Bewegung des Mundschließmuskels. Neben der Mundformation interessieren uns nur die jeweiligen Mundzüge, die sich verschiedenartig ändern, verziehen und verzerren können.

Das Verdienst, bei der Mundmimik die wissenschaftliche Einteilung geschaffen zu haben, hat Hughes, wenn auch Piderit

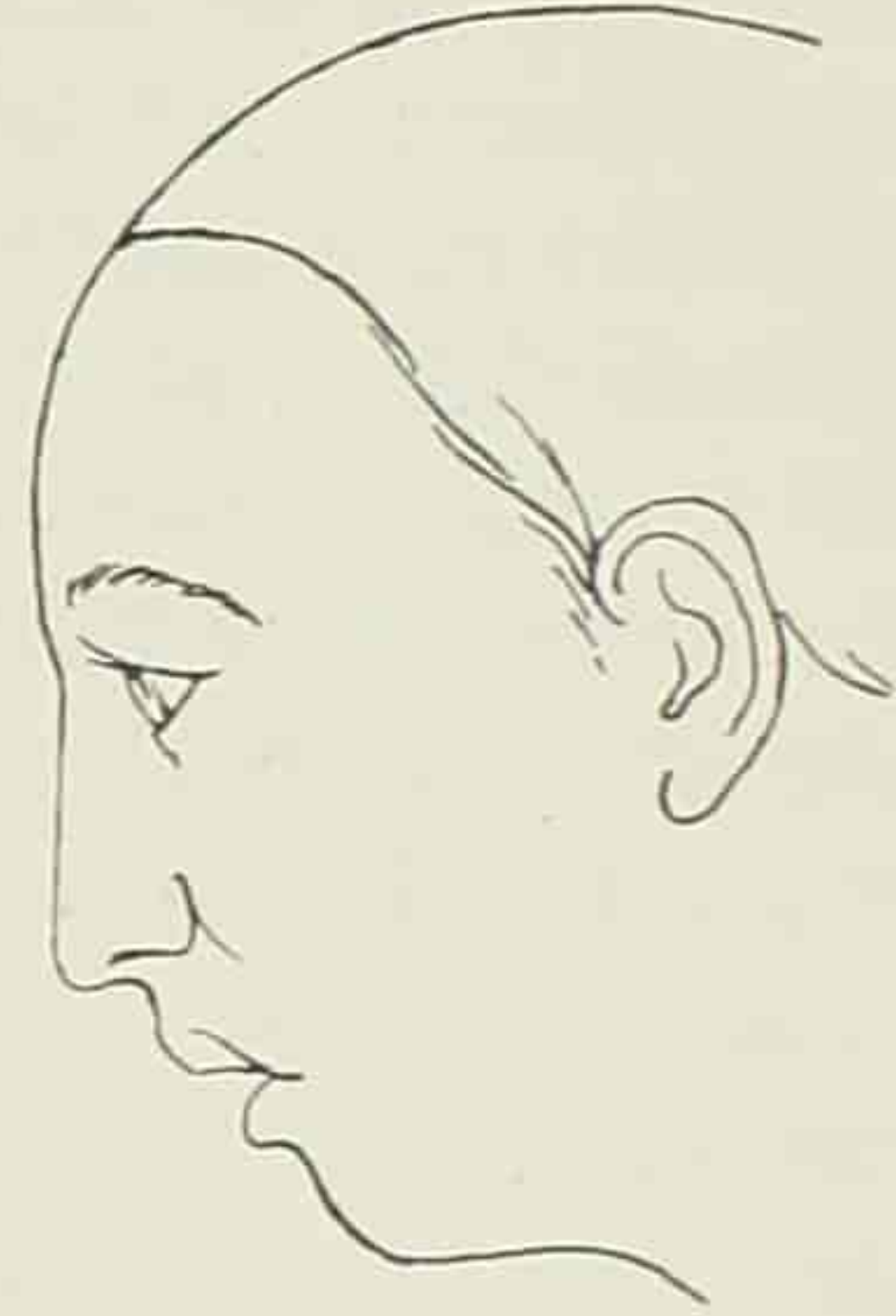


die einzelnen Züge des Mundes anschaulicher und eingehender schilderte. Seine Bezeichnungen sind auch charakteristischer. Hughes gruppiert ganz unwesentliche Züge, nur um das wohlgeformte System zu schaffen, wenn ihm andererseits auch die Beschreibung des sauren und herben Zuges zu danken ist. Folgen wir dennoch seiner planmäßigen Einteilung, soweit sie sich nicht in Nebensächlichkeiten verliert. Durch die Bewegungen der Kiefer wird das Mundöffnen, Mundaufreißen, Schließen und Zusammenbeißen hervorgerufen.

#### **Der offenstehende Mund.**

Es ist nicht einerlei, ob der Mund regelmäßig offen oder geschlossen ist. Nach Hughes bekundet der offenstehende Mund „seine Bereitschaft Angebotenes in Empfang zu nehmen“. Der Lauscher, der Horcher, der den Ton erhaschen, der Erstaunte, der die Neuigkeit oder das überwältigend Wirkende erfassen will, öffnet unbewußt den Mund. Häufig erstaunen wird nur der Unwissende, der Willensschwache, den jede Nachricht unvorbereitet trifft und dessen Kiefer dann spannungslos heruntersinkt. (Abb. 96.) Der Volksmund verhöhnt diesen Zustand mit dem Hinweis, daß dem Betreffenden „gebratene Tauben in den Mund fliegen werden“, daß er „Maulaffen feil hält“ usw. Sicher ist, daß beim offenen Mund der Einfluß des Willens auf die Muskeln ein sehr geringer ist, falls nicht Nasenkrankheiten in Betracht kommen. Wo Polypen sich bilden, der Nasenhöhlenraum verkleinert und die normale Respiration verhindert sein wird, ist der offenstehende Mund ebenfalls anzutreffen, dementsprechend aber auch anders zu bewerten. Bei beschränkten Leuten, die infolge ihres kleinen Gehirns bei jedem neuen Wechsel der Ereignisse aufstauen und das Maul aufreißen müssen, stellt sich durch die ewigfortgesetzten Wiederholungen, der offene Mund schließlich als bleibendes Merkmal ein. „In der sogenannten Gesellschaft wird derjenige, welcher erstaunend den Mund aufsperrt, für naiv gehalten, wenn er mindestens acht Ahnen oder eine Million Taler

Nr. 96





aufweist; als Tölpel gilt er, wenn er dergleichen nicht aufweist," bemerkt Eduard Reich recht herb. Aber auch die Verwunderung führt den offenstehenden Mund herbei, worauf Darwin schon hinwies. In seinem Werk über den „Ausdruck der Gemütsbewegungen" sagt er: „Eine jede plötzliche Seelenregung, mit Einschluß des Erstaunens, beschleunigt die Herztätigkeit und mit dieser auch die Respiration. Nun können wir viel ruhiger durch den offenen Mund als durch die Nase atmen. Wenn wir daher mit gespannter Aufmerksamkeit auf irgend einen Laut zu hören wünschen, so unterbrechen wir entweder das Atemholen, oder wir atmen, indem wir unseren Mund öffnen und gleichzeitig unseren Körper bewegungslos halten, so ruhig als möglich." Wenn wir also die Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand gespannt konzentrieren, werden sämtliche Organe vergessen, die nervöse Energie vermindert sich, die Muskeln erschlaffen und die Kinnlade sinkt durch ihr eigenes Gewicht schließlich herab.

#### **Der weitaufgerissene Mund**

wird durch eine gewaltsame Bewegung herbeigeführt und tritt meist in Affekten ein, namentlich bei Furcht, Todesschreck und Entsetzen. Ferner tritt er als Schreckgespenst der Langweile in großen Gesellschaften auf, wenn die Unterhaltung zu stocken und das Gähnen beginnt. Das Gähnen ist eine langgezogene Einatmung, wodurch der Organismus durch starke Sauerstoffzufuhr seiner Erschlaffung entgegenwirken will. Bekanntlich tritt das Gähnen bei verdorbener Luft leicht ein.

#### **Der geschlossene Mund**

stellt nur einen negativen Gefühlsausdruck dar, er gilt als gleichgültige nichtsagende Miene. Diesem Bewußtsein entstammt zweifellos auch das warnende Sprichwort: „Wer einen Mund hat, soll sich die Suppe nicht vom Nachbar blasen lassen" und das höhnische: „Laß den Mund verschlossen sein, so schluckst du keine Fliege ein."

#### **Der zusammengepreßte Mund.**

Wenn wir irgend etwas mit den Zähnen zerbeißen oder zerfleinern wollen, pressen wir die Kiefer aneinander. Dieselbe Prozedur wiederholt der Mensch bei körperlichen Anstrengungen und bei roher Züchtigung eines Tieres. Sie ist zwar sinnlos,



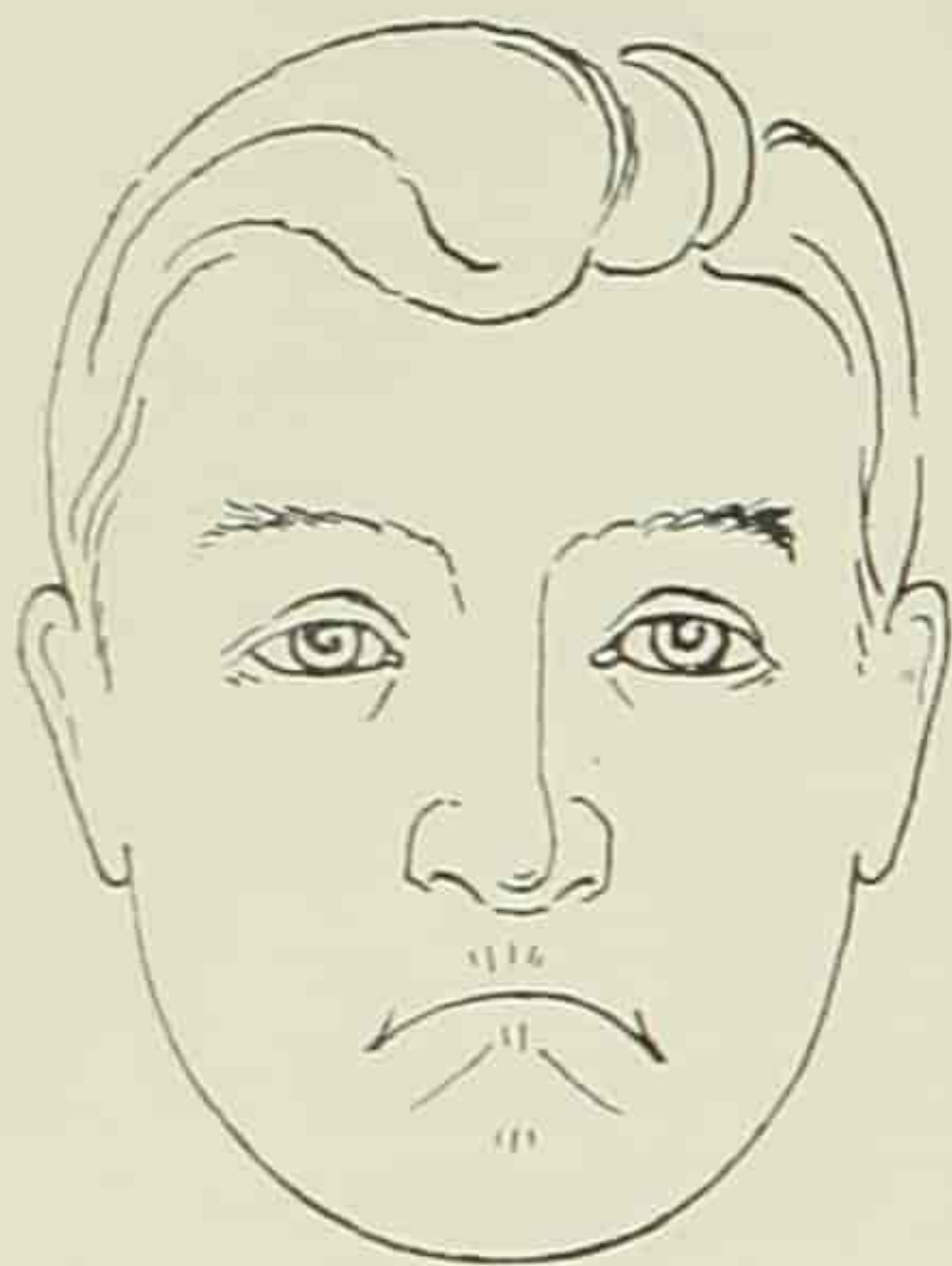
wird aber trotzdem von Jung und Alt, Arm und Reich, Gebildet und Ungebildet ausgeführt, als könnte sie die Schwierigkeiten überwinden helfen. Alle Muskeln befinden sich in größter Spannung; die Lippen sind geschlossen, einwärts gezogen und ebenfalls straff gespannt. Beim Einfädeln des Fadens in die Nadel, beim Aufreißen der festgeklemmten Türe, namentlich beim Öffnen einer Rupeetür im Winter, beim Emporheben von Lasten, am Webstuhl, in der Schmiede, am Touristenweg, überall kann man dieser verbissenen Miene begegnen, die Zeugnis legt von dem bestimmten und entschiedenen Willen des Trägers. Die Wirkung wird durch die Anspannung des gesamten Muskelapparats erzeugt, wobei unter der unteren Lippe eine Vertiefung oder zwei Falten erscheinen, die seitwärts verlaufen, wie dies auf Abb. 97 deutlich zu sehen ist. Piderit nannte diese Miene den verbissenen Zug, weil er charakteristisch für die Verbissenheit, den Trotz, den Eigensinn, die Beharrlichkeit, Hartnäckigkeit und Verstocktheit ist. „Wer mit verbissenen Lippen dasteht,“ führt er in seinem vorzüglichen Buche aus, „hat seinen Entschluß gefaßt und deshalb heißt es in der Bibel auch ganz richtig: „Und wenn der schalkhafte, falsche Mensch seine Lippen zusammenbeißt, so vollbringt er Böses.“ Im Großen und Ganzen wird dieser Zug bei Geistesarbeitern nur dann anzutreffen sein, wenn sie fest auf ihrer Meinung verharren und ihre Anschauungen oder Lehren energisch zu verteidigen bereit sind. So war er in ausgeprägtester Form dem Philosophen Schopenhauer eigen, der sich fremden Einflüssen gegenüber verschloß, um an der eigenen Ueberzeugung umso stärker festzuhalten. Der Schöpfer des bekannten Bildes, von dem wir eine kleine Kopie auf Seite 18 reproduzieren, hat diesen Zug zu verwischen getrachtet; trotzdem ist er noch deutlich genug zu erkennen.

Tritt mit diesem Zug die senkrechte Stirnfalte auf, dann haben wir den Ausdruck der zornigen und hartnäckigen Entschlossenheit, dem Aerger Luft zu machen oder seine Ursache zu bekämpfen. Abb. Nr. 98. Erhöht wird dieser Ausdruck, wenn Bitterkeit sich hinzugesellt, die sich auch am Munde bemerkbar macht und auf Seite 151 besprochen wird.

Hierher gehört auch der heftigste Affekt, der Zorn in gesteigerter Form und die Wut. Während man jede andere hoch-



Nr. 97

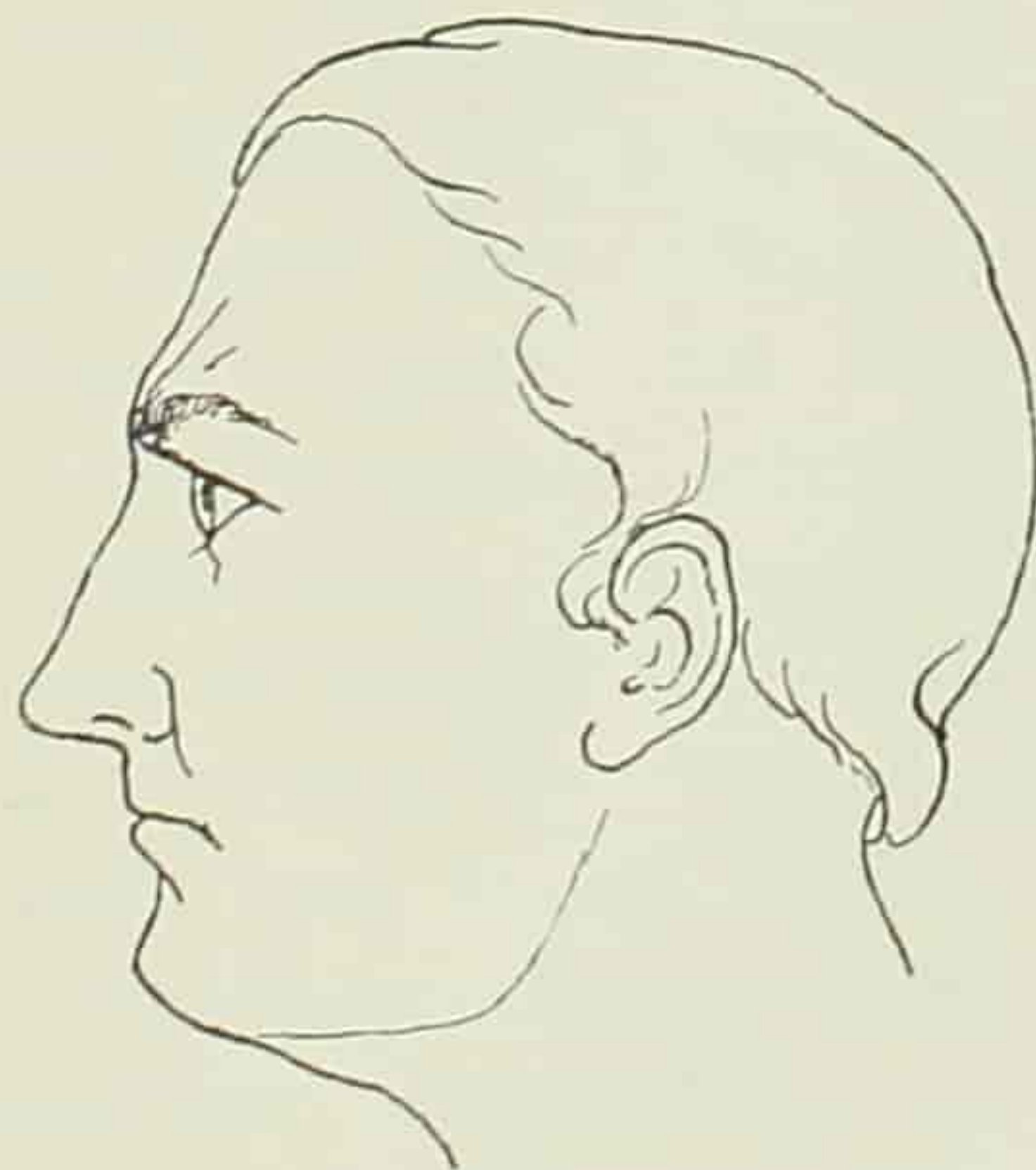


Verbillener Zug

gradige Gemütsregung, auch den Freudenausbruch, immer noch beherrschen kann, ist man im Zorn wie einer höheren Macht verfallen. Jeder Muskel ist gespannt, jede Ader geschwellt, die Glieder zittern und beben; die Hände sind geballt und ziehen sich krampfhaft zusammen, die Zähne knirschen und sind gefletscht (entblößt). Lider und Augenbrauen werden in die Höhe gerissen, um den Gegenstand des Zorns ja nicht aus dem Auge zu verlieren, um ihn stets auf das Genaueste zu beobachten.

Wagerechte Stirnfalten wechseln mit senkrechten; die ersteren als Folgeerscheinung gespanntester Aufmerksamkeit, die letzteren als solche des Zornes. Wild rollen die Augen hin und her, „sprühen Funken“, Gesichtsröte wechselt mit Blässe, Kälte mit Wärmegefühl, gesteigerte Herztätigkeit tritt ein, bis schließlich selbst das fahlste Gesicht glühend erscheint. Die Stimme ist rau, kreischend ihr Ton und versagt oft ganz. Diesen Gesichtsausdruck veranschaulicht Abb. 99. Um seine Kräfte anzuwenden, fällt der Zornige über alles her, zerschlägt Möbel und Geschirr, reißt Schriftstücke entzwei oder haut sie wenigstens auf die Erde. Wie ein verheerender Wolkenbruch fährt er mitunter daher, um alles zu vernichten, alles zu zermalmen. Diese Form des Zornes ist jedoch weniger gefährlich als der stille Zorn, der nicht lärmend und polternd sich äußert, dessen Merkmale nur am Gesicht abzulesen sind, weil sein Träger den Gegenstand der Wut nicht aus dem Gedächtnis verliert, mit Verbissenheit ruhig die Stunde der Rache herbeisehnt und sie mit kalter Bier nützt. Vor solchen Leuten müssen wir auf der Hut sein. Der wild Auffahrende handelt rasch,

Nr. 98



Zorn



unüberlegt, meist zu seinem als zu anderer Leute Schaden; jener dagegen, der seine Begierde im Augenblick zügeln, Arme und Beine beherrschen kann, von dessen Regungen nur das Antlitz spricht, genießt das Gericht der Rache kalt.

Der verbissene Zug wird sich mit Naturnotwendigkeit leichter beim stillen, insichgekehrten, wortfargen Menschen ausbilden, als beim gesprächigen Gesellschaftsmenschen. Zahnlose Greisengesichter können in diesem Falle Ge-

legenheit zu Irrthümern geben. Um den Mund zu schließen, muß der Greis die Kiefer fest zusammenpressen, wodurch der verbissene Zug herbeigeführt wird. Dieser physiognomische Ausdruck beruht hier auf dem Alter und wird von Abb. Nr. 100 klar veranschaulicht.

Auch bei schmalen Lippen wird dieser Eindruck oft hervorgerufen. In solchen Fällen wird jedoch die oben erwähnte Grube oder Falte (Abb. 97) an der Unterlippe fehlen. Den verbissenen Zug wiesen zahlreiche Männer der Geschichte auf. Hervorragend ausgeprägt finden wir ihn bei Beethoven, den Jugendbildnissen Napoleons, ebenso bei Webster, ferner soll er bei Luther und Cromwell vorhanden gewesen sein. Doch über die zwei letzten

läßt sich Genaueres schwer sagen. Auch unsere Abb. Nr. 94 und 95 weisen den zusammengepreßten Mund auf. Bei andauernder, intensiver, körperlicher wie geistiger Anstrengung wird er fast immer zu finden sein; ebenso bei Trotz, Eigensinn und Verstocktheit. Der Blick wird in diesen Fällen immer eine gewisse Festigkeit zeigen.

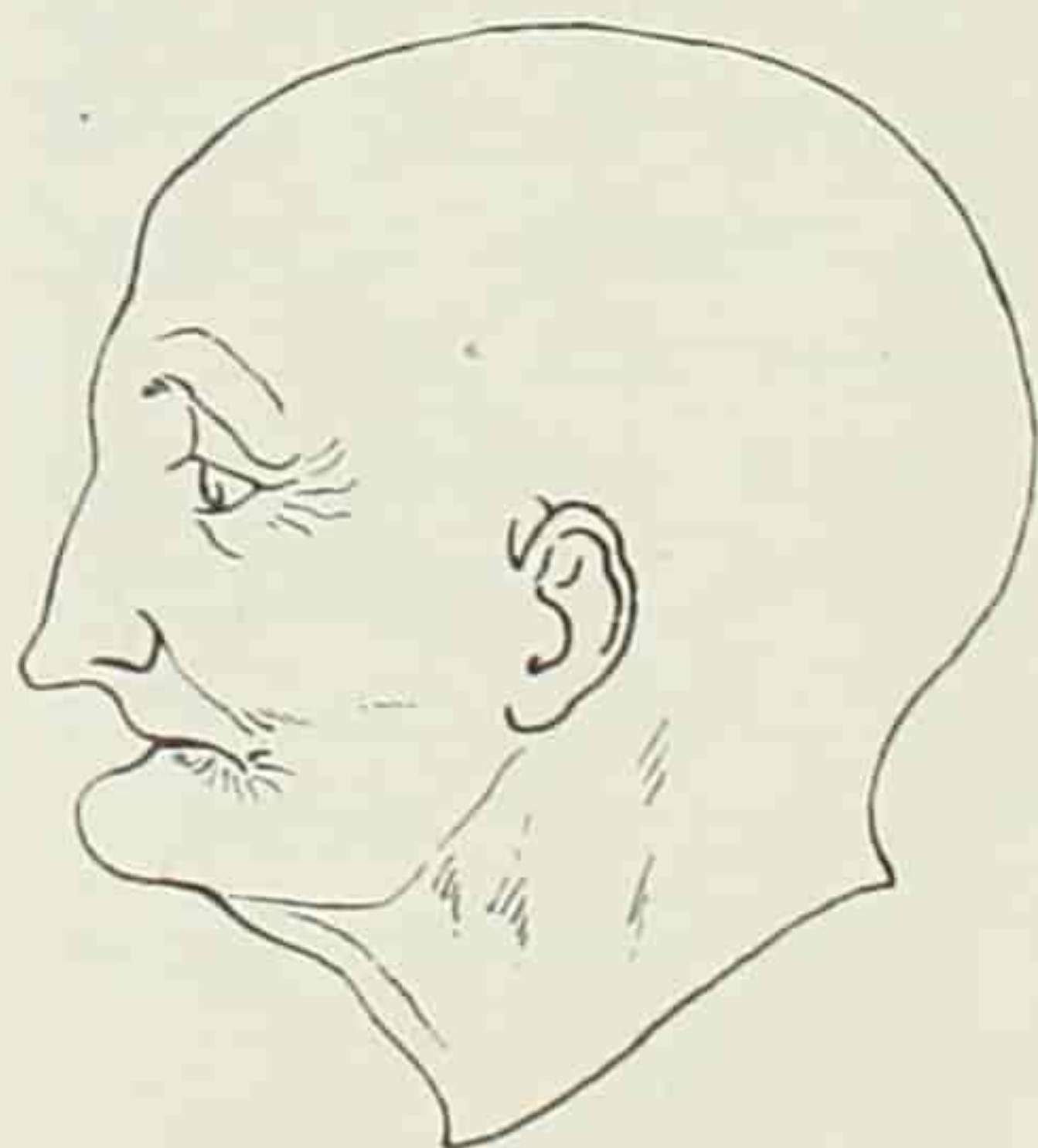
Mit Hilfe der Lippen wird das Schlürfen, Saugen, Spucken und Blasen herbeigeführt.

Nr. 99



Zorn in höchster Form

Nr. 100





### Der prüfende Zug.

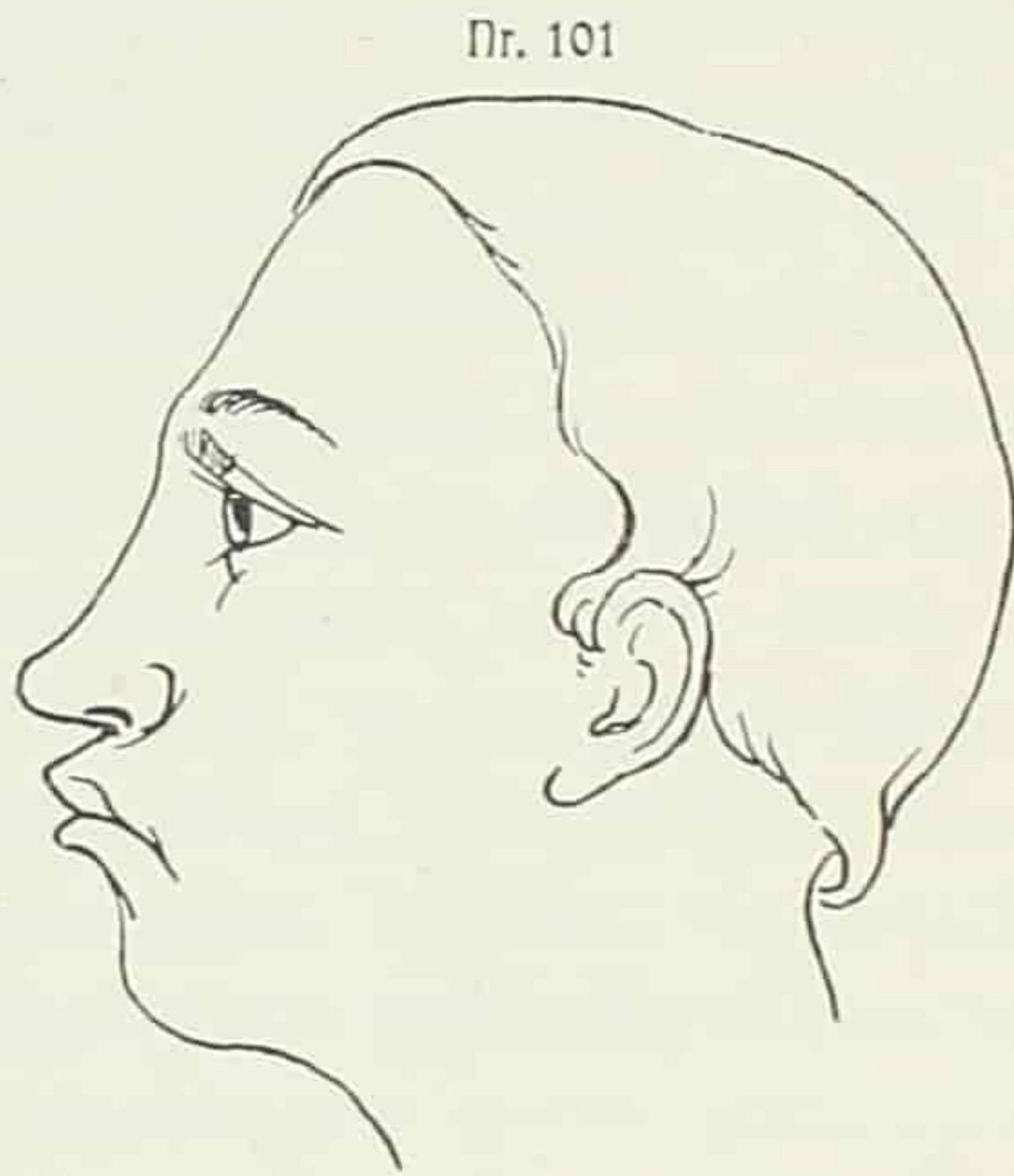
Die Lippen dienen in erster Reihe als Tastorgan. Heiße Speisen und Getränke schlürfen und berühren wir leise mit den Lippen, bevor sie dem Geschmacksorgan, der Zunge zugeführt werden. Bei diesem Prüfen werden die Lippen wie bei Abb. 101 rüffelartig nach vorne geschoben. Dieser Zug deutet an, daß man nach gewissenhafter Prüfung ein entscheidendes Urteil sich bilden oder abgeben will. „Der Kunstkenner, der ein Gemälde kritisch betrachtet, der Arzt, der den Puls seines Patienten prüft, der Richter, der die Aussage eines Zeugen, der Kaufmann, der die Annehmbarkeit einer Geschäftsproposition erwägt — jeder wird sich unwillkürlich versucht fühlen, die Lippen vorzuschieben, als ob er im Begriff stehe, eine Speise zu prüfen, und zwar umsomehr, je berufener, je urteilsfähiger er zu sein meint,“ heißt es bei Piderit. Jeder Mensch, der den Wert einer Arbeit oder eine Ware erprobt, verleiht seinem Gesicht für Augenblicke diese Miene. Am Marktplatze beobachtet man sie an jeder gewissenhaften Köchin, daheim wieder bei der Hausfrau, wenn sie das Fleisch, Obst und Gemüse aus dem Korb nimmt und prüfend untersucht. Beim prüfenden Zug werden vor allem die psychischen Beweggründe zu beachten sein. Verdankt dieser Zug einer grobsinnlichen Regung seine Ursache, so wird er anders zu beurteilen sein, als wenn er dem höheren Seelenleben entspringt. Im letzteren Falle wird die Physiognomie einen vergeistigten Ausdruck annehmen. „Der gebildete Hausknecht und Pfandleiher mit dem prüfenden Zuge wird nur dem Pöbel imponieren und dem Kenner als ein bekleidetes Raubtier erscheinen“ bemerkt Reich in einem seiner Werke. Auf alten Gemälden finden wir bei den Inquisitoren und Senatoren überall den prüfenden Mundzug als Ergebnis ihrer psychischen Tätigkeit. So wird diese Miene auch ein gewisses Ueberlegenheitsgefühl erkennen lassen, ebenso die Selbstzufriedenheit, Anmaßung, Ueberhebung und Ueberschätzung, kraft der jeder Tropf sich berufen fühlt über andere zu Gericht zu sitzen und Urteile zu fällen.

Solche Züge können selbstverständlich auch ererbt werden. Uns ist eine Familie bekannt, deren Vorfahren eine prüfende Tätigkeit auszuüben hatten und sämtlichen Angehörigen ist ebensowohl die Neigung zum Prüfen wie der geschilderte Mund-



zug eigen. Allerdings darf man nicht in den Fehler verfallen und alles als prüfenden Zug betrachten. Das passierte dem sonst so feinen Beobachter Dr. C. H. Strakz. Der rüsselartig verdickte Mund bei torpider Skrofulose und die vorgewulsteten Lippen der Neger und Buschleute sind mit dem prüfenden Mundzug nicht zu verwechseln.

Dieser wie jeder andere Mundzug tritt selbstverständlich mit verschiedenen Kombinationen auf. Erscheint er mit unangenehmem Augenausdruck und senkrechten Stirnfalten, so wird der noch das Für und Wider erwägende Mensch, schon bereit sein, sein Urteil nach der ungünstigen Seite zu fällen. Wir nennen diesen Ausdruck das verstimmte Prüfen. Wo die Auf-



merksamkeit in hohem Grade gefesselt, das prüfende Objekt für den Beschauer von großer Wichtigkeit ist, sehen wir den prüfenden Zug in Begleitung von gespanntem und verwunderten Blick, mit horizontalen Stirnfalten. Die Abbildungen 102 und 103 zeigen uns das verstimmte und aufmerksame Prüfen. Der letzte Zug tritt auf, wenn jemand ganz plötzlich berechnet, ob er für alle Eventualitäten stichhaltige Gründe an-

führen kann, ob sein Geld auch für bestimmte Zwecke genügen wird usw. Konstant ist er Genießern und Schlemmern eigen, deren Sinne immer nach den Freuden der Tafel gerichtet sind; ebenso aufgeblasenen Prozen und Wichtigtuern. (Auch bei Nr. 103 ist die Zeichnung zu ausdrucksvoll geraten. So stark wird der prüfende Zug selten ausgeprägt sein.)

### Das Saugen.

Eine gleichartige Vorwärtstreckung des Mundes finden wir bei der Angriffsbewegung des Saugens, beim Fassen der Zigarre, des Konfektes und der Mutterbrust; ebenso bei der Gebärde des Kusses. Beim eigentlichen Kuß, bemerkt Hughes, „der die höchste erotische Liebe bekundet, sind Mund und Mund eins. Die Schnelligkeit und Heftigkeit des Zusammenstoßes, die



Innigkeit und Dauer der Berührung zeigt den Grad der Leidenschaftlichkeit an." Aus Bewunderung küßt man großen Männern die Hand, aus religiösem Gefühl die Reliquien, Götterbilder und den kalten Stein der Kirchen. Der kurze langsame Kuß wird weniger Innerlichkeit vermuten lassen, als die rasche und dauernde Berührung, gleichviel ob es sich um eine Person, ein Heiligenbild oder eine Reliquie handelt.

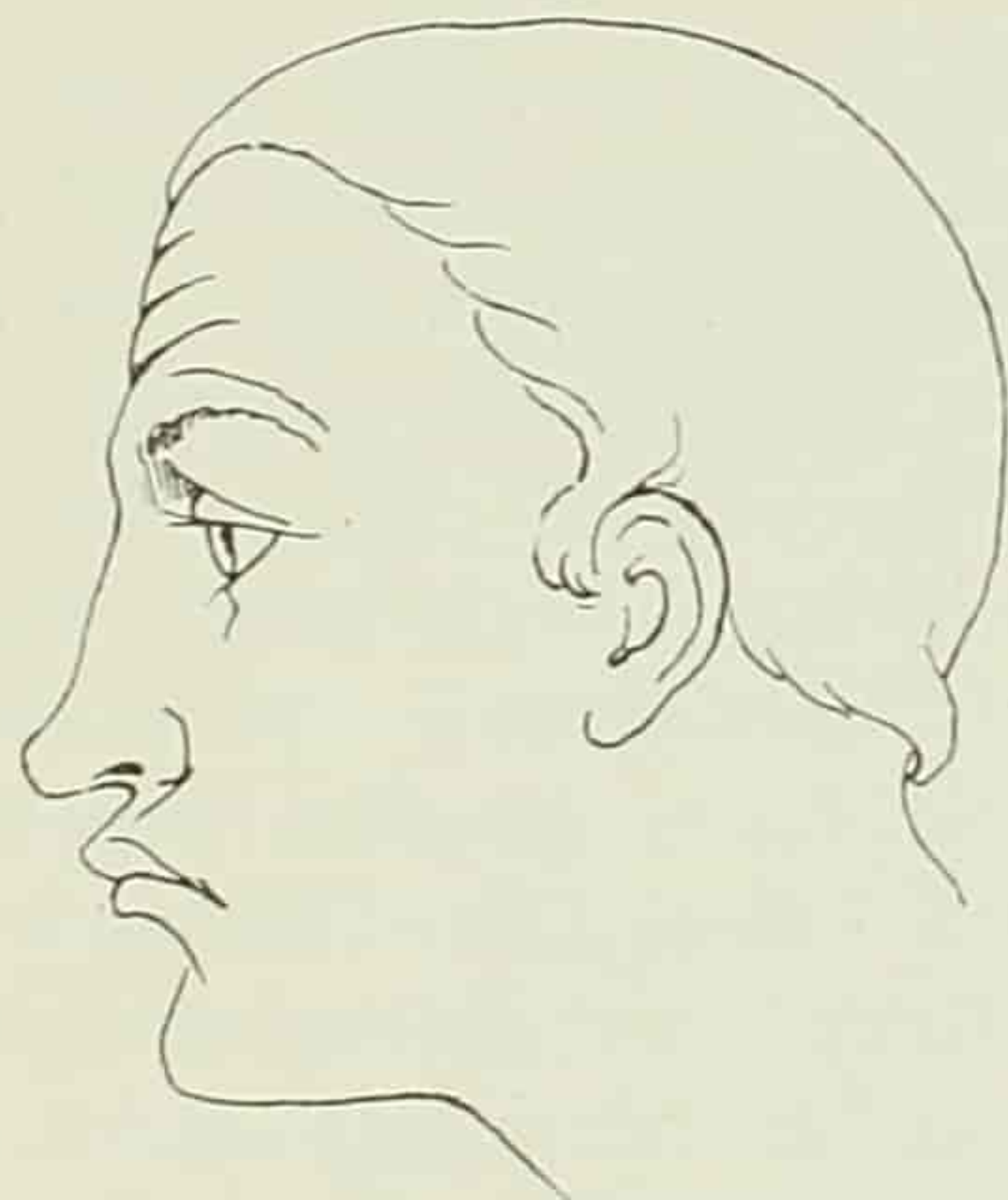
### Das Spucken

gehört zu denjenigen Lippenbewegungen, die mit dem Gefühl ärgerlichen Widerwillens vollzogen werden. Was widerlich schmeckt, spuckt man aus. Die mimische Bewegung des Ausspuckens gilt als Zeichen der Verachtung. Dem Speichel haftet etwas

Nr. 102



Nr. 103



Widerliches an; von zanksüchtigen, geifernden Frauen sagen wir darum, daß sie ihr „Gift verspritzen“. Schlangen spritzen das Gift in die Bißwunde des Feindes, um ihn zu entwaffnen; der Mensch spuckt seinen Gegner an, um die gleiche Wirkung zu erzielen. Im schlimmsten Falle spuckt er ihm ins Gesicht, um ihn zu schänden, zu entehren. Abb. 109. Hughes macht auf zwei Aussprüche Shakespeares aufmerksam, von denen der charakteristischere im Richard II. lautet: „Ich spei' ihn an, nenn' ihn verleumderische Memm und Schurke.“ Auch die Redensart „ich spucke darauf“, im mildern Sinne „ich pfeife darauf“, will unsere Beringschätzung ausdrücken. Das Schmollen, den „Flunsch ziehen“, „Schnäuzchen“ und „Schnütchen“ machen, ist auch ein



Nr. 105



Verachtung.

Der Kopf ist dabei gehoben, die Augenbrauen und Unterlippen emporgezogen, die Stirnhaut in horizontale Falten gelegt, der Mund geschlossen. Abb. 105. Trotz der hochgezogenen Brauen sind die Augenlider gesenkt, um den Ausdruck äußerster Gleichgültigkeit hervorzurufen. Fehlen die Stirnfalten, dann ist der Gesichtsausdruck weniger herb. Diese gelindere Form gilt als Zeichen der Mißachtung. In diesem Falle pflegt zwischen den vorgeschobenen Lippen etwas Luft durchzuströmen, als Andeutung des interesselosen Nichtachtens. Fast jeder Mensch bläst unwillkürlich den explosiven Lippenlaut „puh“, wenn er die Anwesenden von der Bedeutungslosigkeit einer Tat, eines Gegenstandes, eines Angriffes überzeugen will.

Nr 106.



Piderit weist darauf hin, daß ähnlich wie beim verbissenen Zug, auch hier zwei Falten unter der Unterlippe sich bilden, die aber nicht gerade Linien und einen Winkel darstellen, sondern bogenförmig verlaufen, was die Abb. 106 deutlich veranschaulicht.

Der verachtende Mundzug kann zu Täuschungen Anlaß geben. Vom verbissenen unterscheidet er sich durch seine bogenförmige Falte, die mit der bogenförmigen Mundspalte parallel läuft.

Ausdruck unzufriedener mürrischer Stimmung, gehört aber zum verachtenden Mundzug.

### Der verachtende Zug

entspricht, wie die letztbeschriebenen, ebenfalls der Abwehrmiene. Seine mimische Wiederkehr ist auf allgemeinen Unwillen und Verachtung zurückzuführen. Wer einen Gegenstand oder Menschen geringschätzt, bemüht sich nicht einmal ihn genau zu betrachten, sondern sieht ihn herablassend von oben oder von der Seite an.



Die geradlinigen Falten des verbissenen Mundzuges treten außerdem mit zusammengepreßten und eingezogenen Lippen in Erscheinung, hier dagegen finden wir die mehr vorgeschobene und nach Außen gewandte Unterlippe. Diese Unterschiede sind sehr zu beachten, dann werden wir auch den vorgeschobenen Unterkiefer mit dem verachtenden Mundzug nicht verwechseln. Bei Abb. Nr. 95 gibt die angeborene Kieferbildung dem Gesicht eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Ausdruck der Verachtung; in anderen Fällen kann dies noch deutlicher sich ausdragen. Solchen Mundformen fehlt aber die charakteristische Mundfalte, wie wir das bei fast allen Angehörigen des österreichischen Kaiserhauses feststellen können. Der hervorstehende Kiefer und die hängende Lippe der Habsburger ist seit Jahrhunderten bekannt. Am Bilde des spanischen Königs wird sie jedem aufgefallen sein. König Alfons Mutter, Marie Christine, ist eine Habsburgerin, die diese Erscheinung auf den Sohn vererbte. (Siehe weiter unten Lippenstellung.)

Auch dort wo die obere Zahnreihe fehlt, das Zahnfleisch einsinkt, die Lippe zurückweicht, kann ein täuschend ähnlicher Zug sich modellieren. Vorsicht wird in jedem Falle geboten sein. Beispiel wäre Abb. Nr. 121 fest geschlossen.

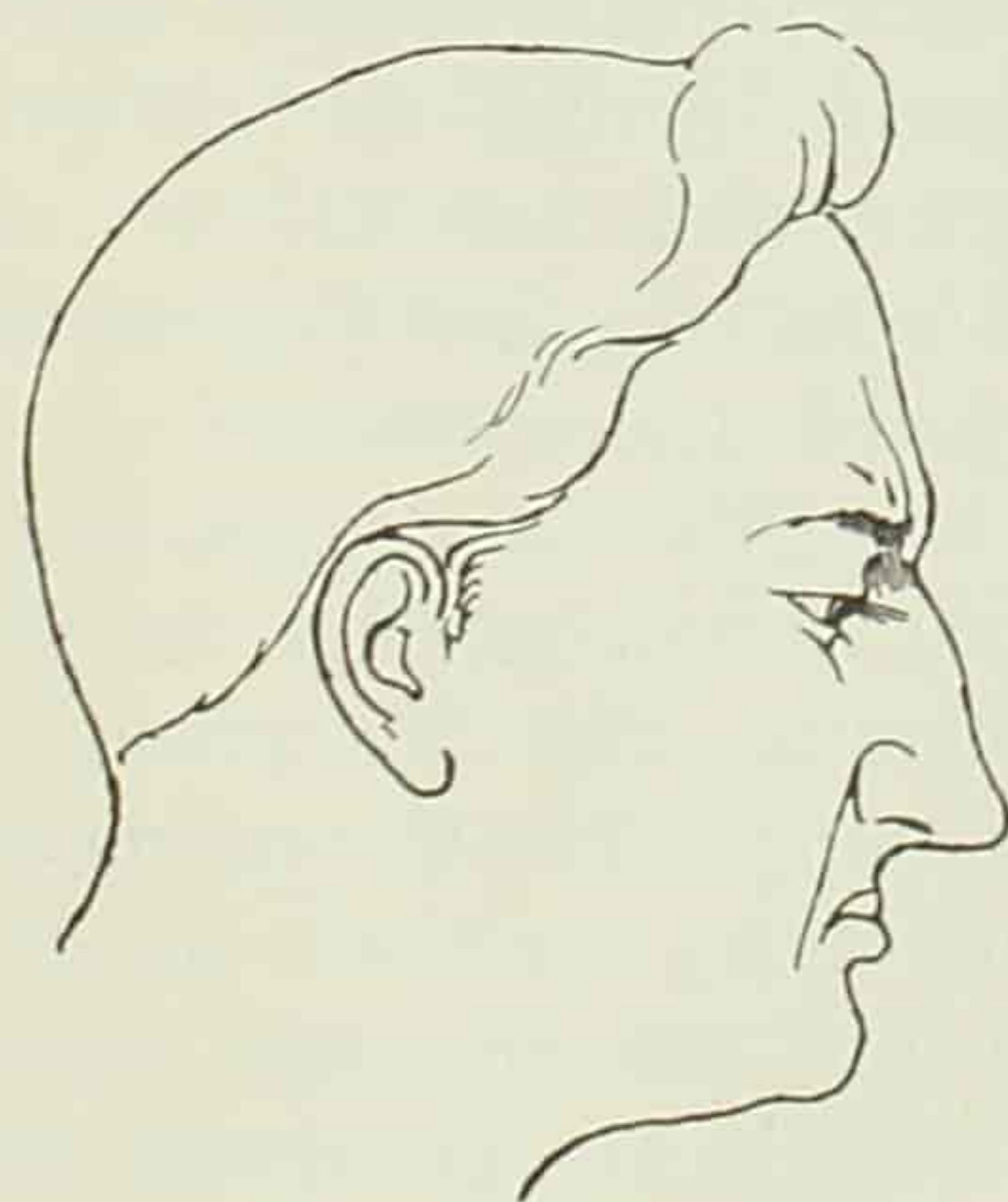
Den verachtenden Zug, gepaart mit dem Ausdruck trotziger Entschlossenheit, findet man am Munde des kühnen, alle Gefahren verachtenden Generals Kleber, sagt Piderit. (Abb. 13.)

Nr. 107



Nero.

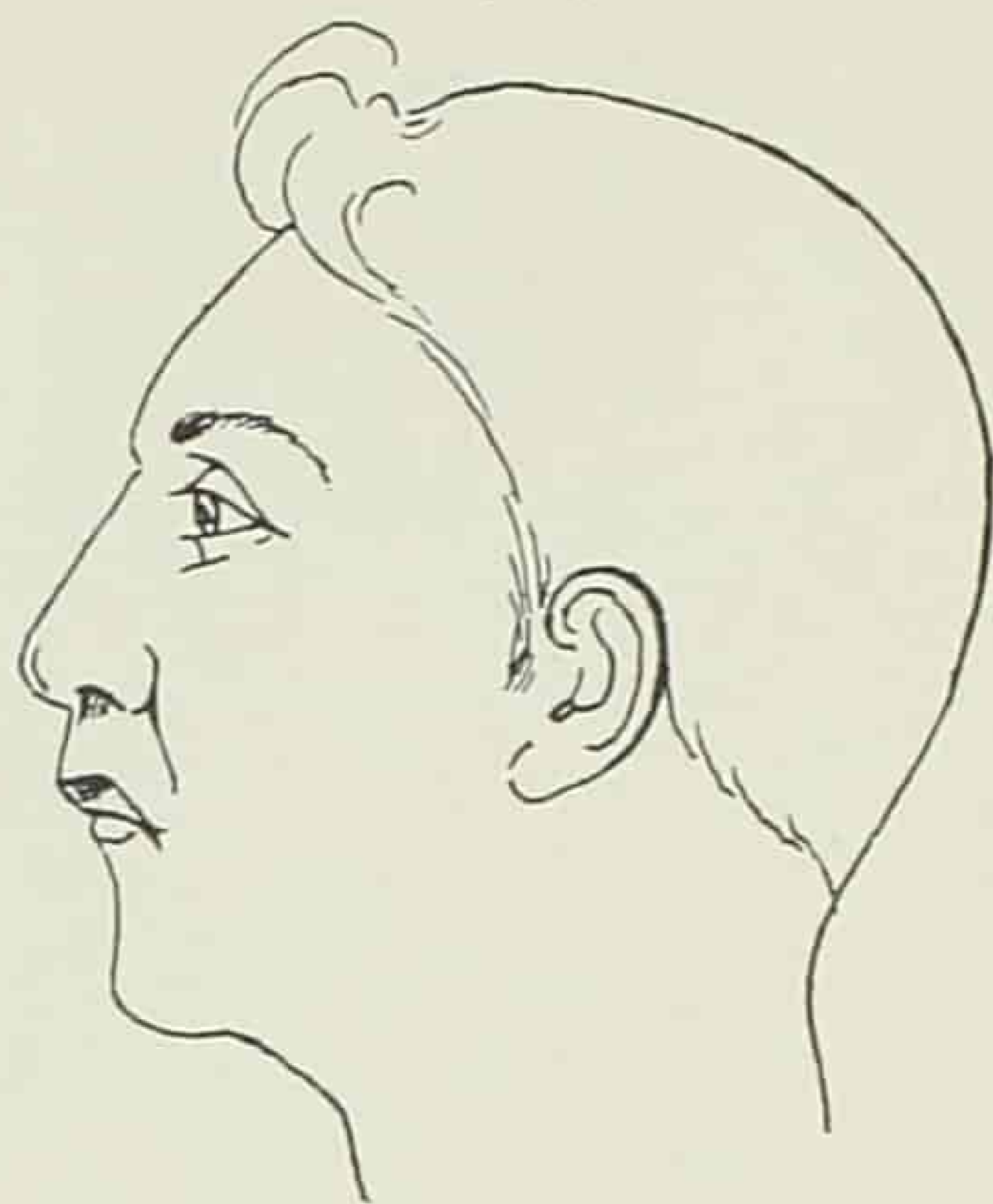
Nr. 108



Verabscheuung.



Nr. 109.



rücksichtsloser Mißachtung der Gegner. Dasselbe wäre über den blutdürstigen Nero zu sagen. Die Abb. 107 veranschaulicht sehr deutlich den besprochenen Zug.

Die Miene der Verachtung an Mund und Auge, gepaart mit senkrechten Zornesfalten auf der Stirn, ergibt den Ausdruck des Verabscheuens (Abb. 108).

Zusammenfassend dürfen wir vom physiognomischen Ausdruck der Verachtung sagen, daß er blasierten, apathischen Gecken, hochmütigen, arroganten Großsprechern und herrschsüchtigen Despoten eigen sein wird, aber auch solchen Menschen, die geistig übersättigt sind, deren Ansprüchen nichts mehr genügt, die nur sklavische Gesinnung, byzantinische Erniedrigung, hündischen Gehorsam, Kriecherei, Schmarozerei und Speichelleckerei um sich sehen. Ferner werden wir ihn bei furchtlosen Männern des Schwertes, des Wortes und der Feder antreffen. Unter den Charakteren der Parlamente und Publizistik wird er nie vergeblich gesucht werden.

Mit den Bewegungen der Zunge bringt Hughes gleichfalls vier mimische Züge in Verbindung u. z. das Lecken, Kauen, Maulen und Ausspeien. Weitere vier zählt er zu den Bewegungen des Gaumentores. Sein Hauptfehler besteht hier im Umtaufen der klaren und charakteristischen Bezeichnungen Piderits, damit das von ihm aufgestellte System einheitlicher aussehe. Der mit der praktischen Physiognomik sich Beschäftigende wird beispielsweise zwischen Ausspeien und Ausspucken keinen Unter-

Aber auch Lannes, Soult (Abb. 15), Ney, Davoust, wie fast alle Napoleonschen Generale weisen diesen Mundzug auf; vor allem der Gefahren und Menschen verachtende Napoleon selbst. Ebenso Caesar (Abb. 4), Friedrich II. (7), Talleyrand (12), Webster (21) und der junge Luther (Abb. 39). Bei diesen Männern, namentlich bei den genialen Caesar, Friedrich und Napoleon gilt der verachtende Mundzug als Zeichen stolzen Selbstgefühls und



schied finden, darum hieße es zur Unklarheit beitragen, wollten wir diese theoretischen Irrgänge hier beschreiben. Unter „Lecken“ rubrizirt Hughes

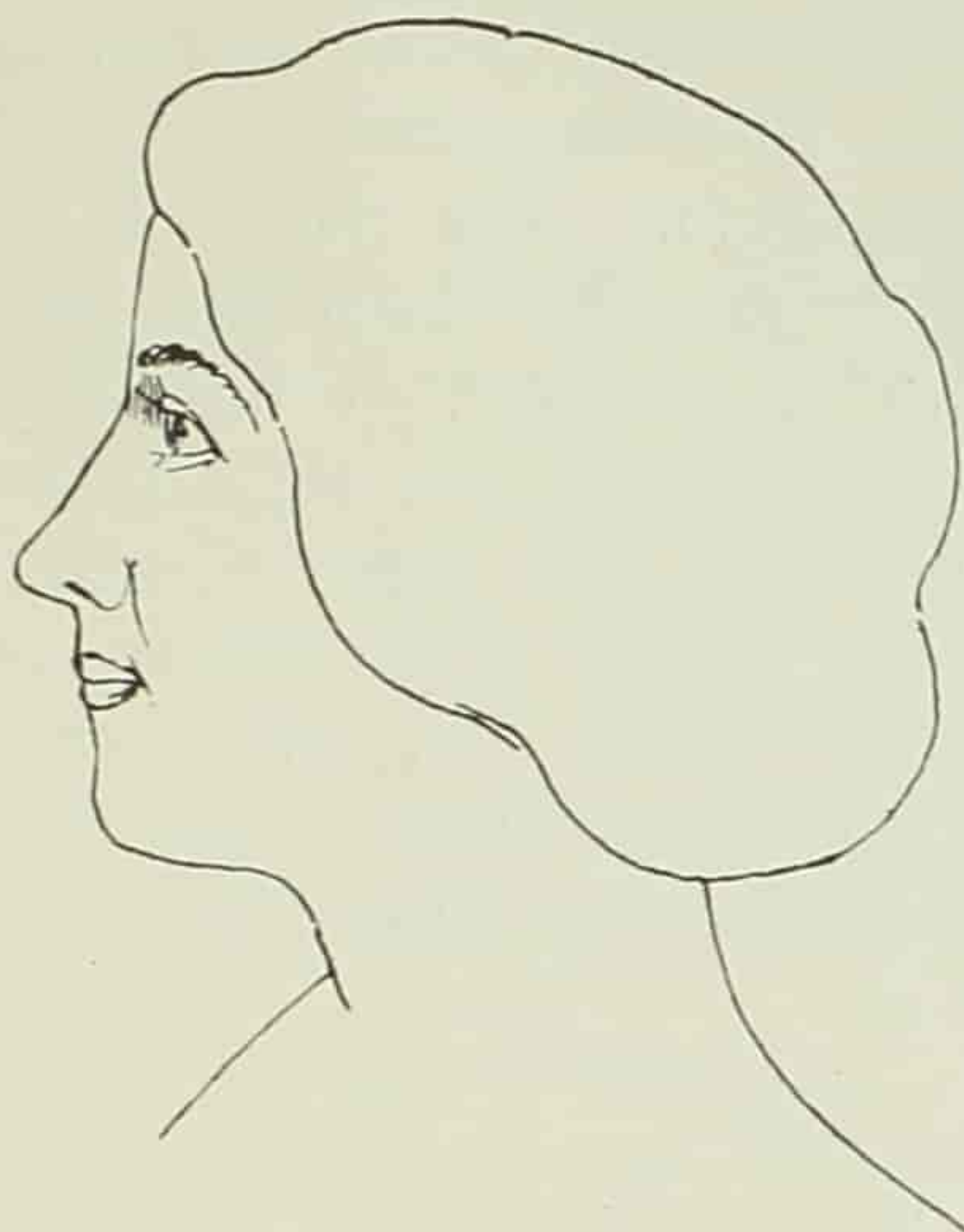
**den süßen Zug.**

Bei süßschmeckenden Speisen suchen wir die Geschmackswirkung zu erhöhen, die Zunge wird von den Wangen in der Mundhöhle eingeengt, damit möglichst viel Berührungspunkte entstehen. Gleich den Lippen schmiegen sich die inneren Wangenflächen den Zähnen an, die Spalte des geschlossenen

Mundes ist nicht in die Breite, sondern geradlinig gezogen. Die Lippen lassen die normale Schwellung vermissen, sind glattgedrückt und erscheinen auch im Profil als gerade Linie. Dieser Zug hat eine große Ähnlichkeit mit dem Lächeln. Unterscheiden läßt er sich durch die Breite des Mundes. Beim Lachen oder Lächeln wird der Mund mehr oder weniger nach den Seiten, also in die

Breite gezogen, was hier unterbleibt, wie wir das auf Abb. Nr. 110 sehen. Der süße Zug ist nach Piderit „der mimische Ausdruck außergewöhnlich angenehmer Stimmungen und Gefühle, welche der Sprachgebrauch als süß bezeichnet; da aber zu solchen das Leben nur ausnahmsweise Veranlassung gibt, so findet man diesen Zug nur selten physiognomisch ausgebildet, bei Männern wohl nie, zuweilen bei Frauenzimmern als Folge eines affektiert süßlichen Wesens. Wenn er in einem

Nr. 110



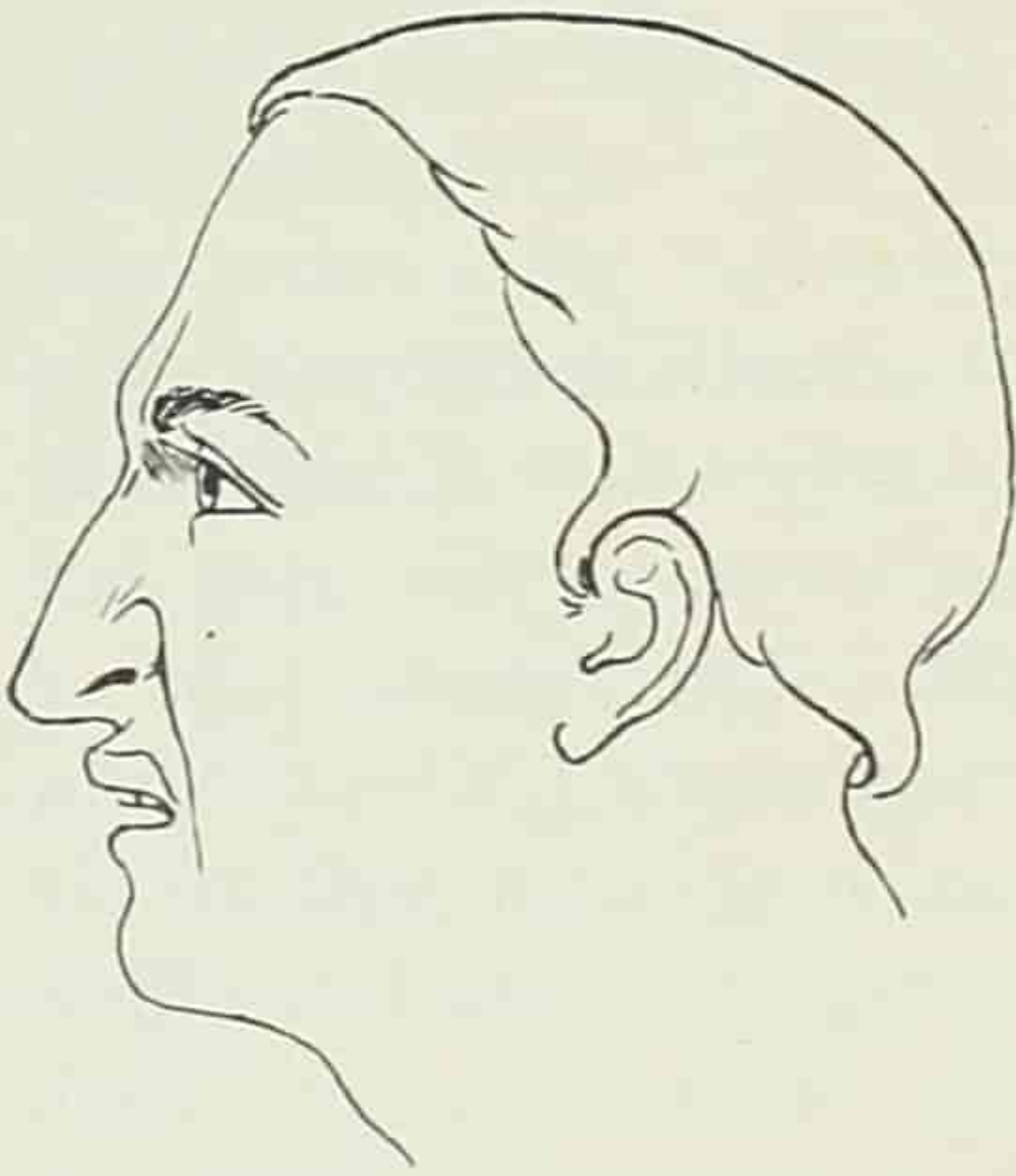
Nr. 111





Gesichte konstant geworden ist, so macht er auf jeden Unbefangenen denselben Eindruck wie eine konstant süßliche Geschmacksempfindung, d. h. einen degoutanten Eindruck (die sehr zutreffende französische Bezeichnung läßt sich im Deutschen nicht genau wiedergeben). Sieht man bei einem Menschen dieses physiognomische Merkmal stark ausgeprägt, so kann man darauf gefaßt sein, daß er in seiner Konversation die Bezeichnung süß mit Vorliebe gebrauchen und gern von süßen Menschen, süßer Musik, süßer Liebe, ja wohl gar von süßen Schmerzen schwärmen wird.“ Der süßliche Zug erscheint bei Kindern mitunter auch mit vorgestreckter Zungenspitze. Kinder wie Tiere pflegen nach gut mundenden Bissen noch die Lippen zu belecken, damit der kleinste Rest ihren

Nr. 112



Geschmack erneuere. Demzufolge meint Hughes „weist eine leckende oder züngelnde Bewegung stets auf ausgesprochene Lustgefühle hin; beim Schreiben, beim Malen, kurzum bei allen anstrengenden Tätigkeiten, welche eine Sorgfalt beanspruchen, erscheinen kleine Mund- und Zungenbewegungen, um die Zufriedenheit mit unserer Arbeit zu bekunden.“

Süßliche Züge begegnen uns nicht nur bei glücklichen, fröhlichen, naturfrischen Menschen, sondern auch bei Heuchlern jeden Ranges und Standes. Der Basilienblick gnadenverkündender Pastoren wird ebenso leicht zu erkennen sein, wie der heuchlerische, Falschheit verratende Zug süßsprechender Nachbarinnen. Wir werden vielleicht gut tun, einen glückseligen, ehrlichen Zug und den erheuchelten, herzenskalten, süßlichen zu unterscheiden, der uns so schnell zum Ueberdruß und Ekel wird, wie der dauernde Genuß süßer Speisen. Die Arena des Menschenlebens ist nicht mit Rosenblättern belegt, sondern nur mit Sand bestreut; dieser Sand erweist sich da fein und weich, dort grob und hart. Eine anspruchlose, gesunde, heitere Bevölkerung auf feinem, weichen Sande wird im Großen und Ganzen glücklich sein, den glückseligen Gesichtszug annehmen.



Anderß, wenn der grobe harte Sand stellenweise mit Rosenblättern und spizigen Dornen bestreut ist. Unter solchen Verhältnissen wird der süßliche Zug permanent, sagt der mehrfach zitierte Reich.

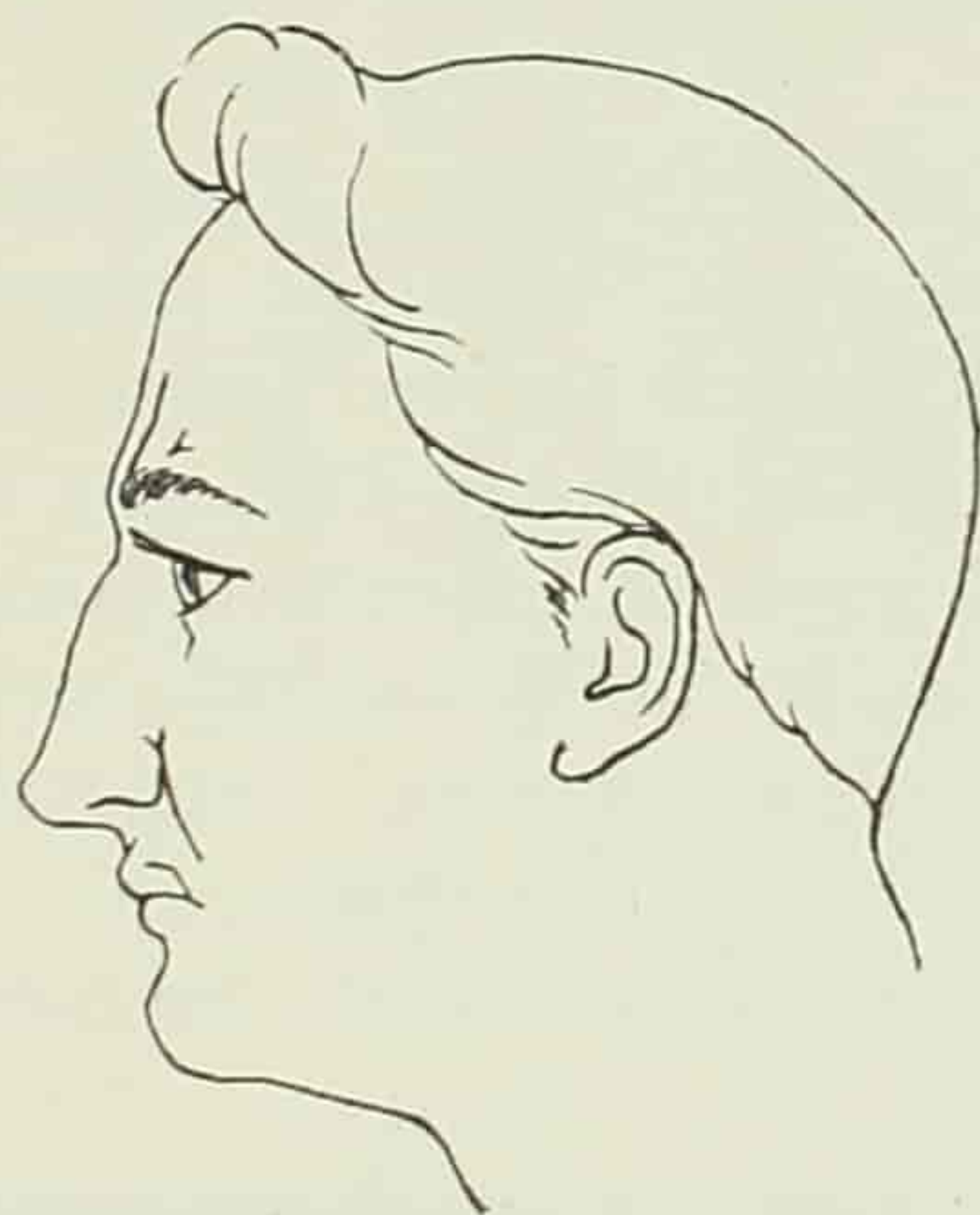
Die mimischen Kombinationen ergeben sich hier von selbst. Schwärmerei deutet ein Gesicht an, wenn zum süßen Mundzug der entzückte Blick sich zugesellt. Abbildung 111. Bei verborgener Schwärmerei wird der versteckte Blick (Nr. 43) mit dem süßen Mundzug gepaart sein. Nachdenkliches Behagen dokumentiert sich durch aufmerksames Schauen bei süßem Mund. An den horizontalen Stirnfalten erkennen wir, daß „der Mensch süßen Erinnerungen und Vorstellungen nachhängt.“ (Piderit.) Von dauernder Wirkung kann bei den zwei letzten Zügen kaum die Rede sein. — Das Gegenteil vom süßen ist

#### **der bittere Zug.**

Beim Zerbeißen eines Pfefferkorns, wie bei jeder unangenehm schmeckenden Speise, reißen wir, im Gegensatz zum süßen Mundzug, die Kinnladen weit auseinander, um die Zunge vom Gaumen zu entfernen, um jede weitere Berührung mit den Schleimhautpartien und damit eine

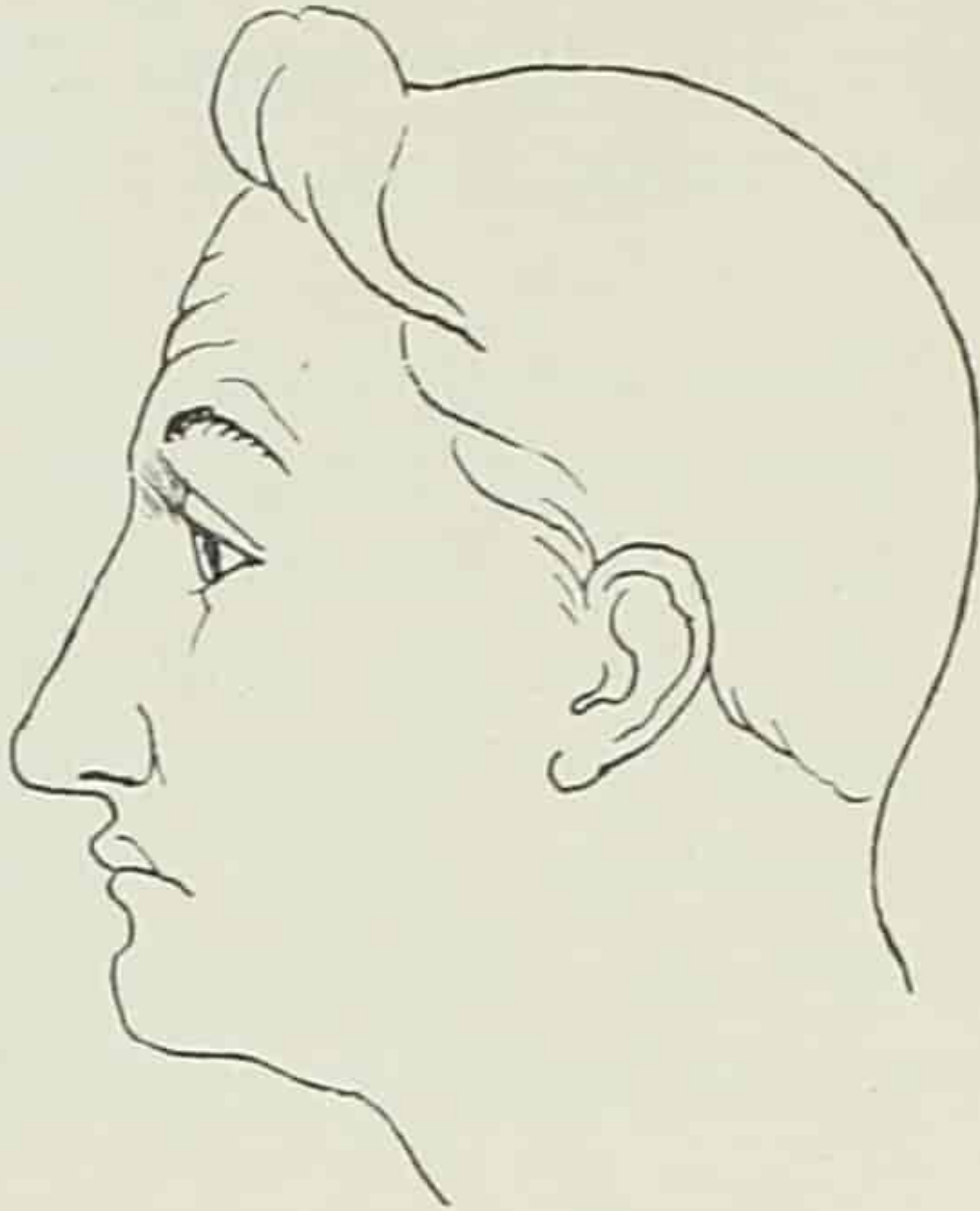
Wiederholung der unangenehmen Geschmackempfindung zu vermeiden. Die Unterlippe wird abwärts, die Oberlippe aufwärtsgezogen, wobei die Mitte der letzteren etwas herabhängt. Von den gleichfalls emporgezogenen Nasenflügeln markieren sich bis zu den Mundwinkeln stark ausgeprägte geradlinige Mundfalten. Ebenso weist der Nasenrücken infolge der hochgezogenen Nasenflügel kleine Fältchen auf, wie das auf Abb. Nr. 112 deutlich wahrzunehmen ist. Dieser Ausdruck tritt ferner bei unbehaglichen Vorstellungen, widerlichen Stimmungen, peinlichen Erinnerungen und Gesprächen ein. Der Volksmund kennt dementsprechende Wendungen wie „bittere Wahrheit“, „bitterer Ernst“, „bittere Feindschaft“, „bitterer Haß“, „bittere Pille“ usw. Der bittere Mundzug

Nr. 113





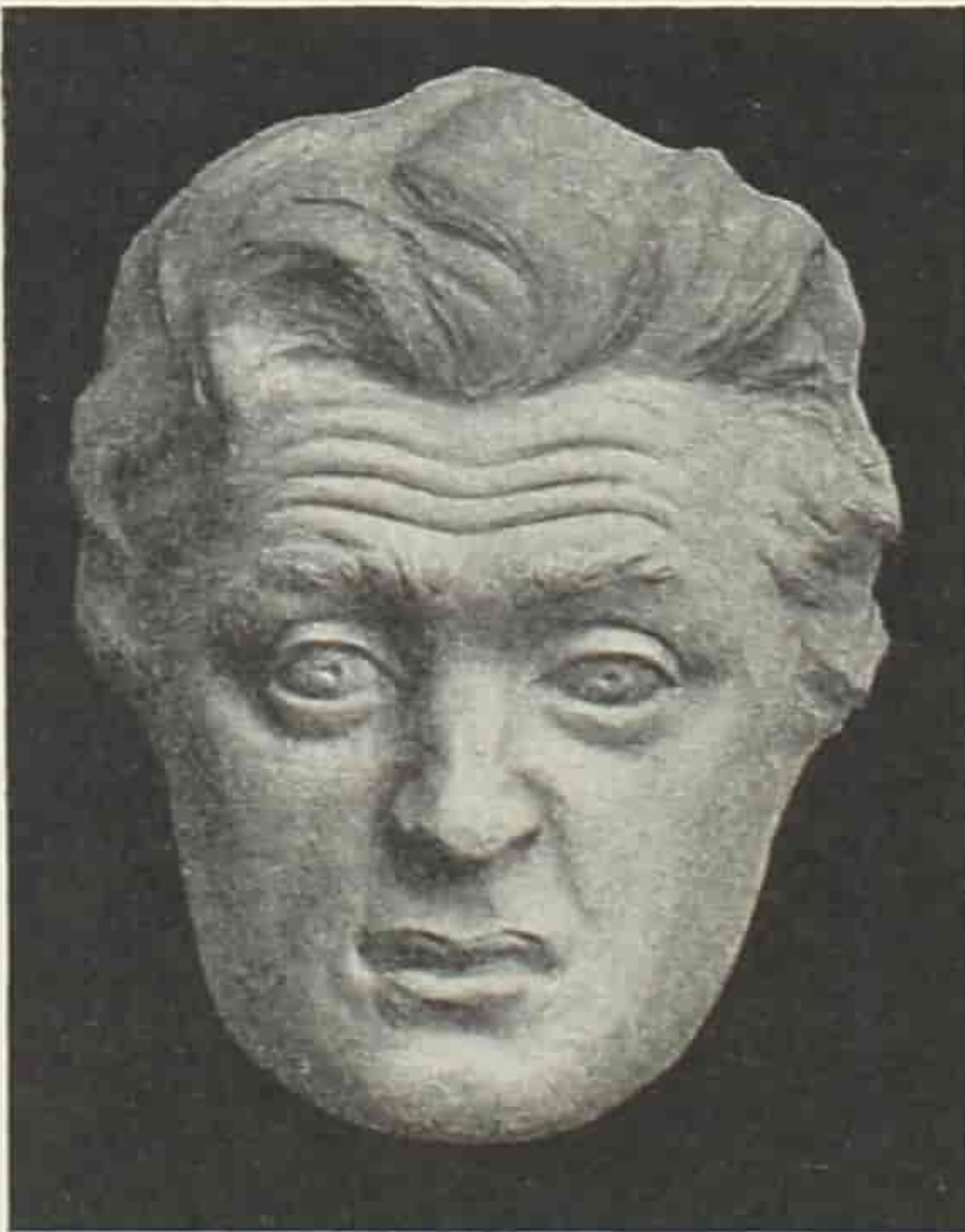
Nr. 114



Profilansicht: Anhaltend bitterer Zug.

Irrtümern geben. Kurzsichtige und empfindliche Personen kneifen nicht nur die Augen zusammen, sondern auch den Mund. Bei Menschen die im grellen Licht, bei hellem Feuer, kaltem Wind und in finsternen staubigen ruffigen Räumen oder in Rauch und Dampf zu arbeiten gezwungen sind, finden wir diesen Mundzug, der in diesem Falle weder auf Erbitterung noch Verbitterung zurückzuführen ist. Lokomotivführer, Maschinenheizer, Bergführer und Matrosen, Fischer und Bergwerkerarbeiter können die lustigsten und humorvollsten Erdengeschöpfe sein, infolge ihrer Berufstätigkeit weisen sie diesen Mundzug auf. Paart er sich dagegen mit senkrechten Stirnfalten, dann haben wir bei geschlossenem Mund den Ausdruck der Unzufriedenheit. Abb. 113. Aber auch diese Formation kann durch den Blick veränderte Bedeutung erhalten. Bei mattem Blick weist das Gesicht Duldung der bitteren Gefühle, Passivität auf; bei energischem zornige Erbitterung.

Nr. 115

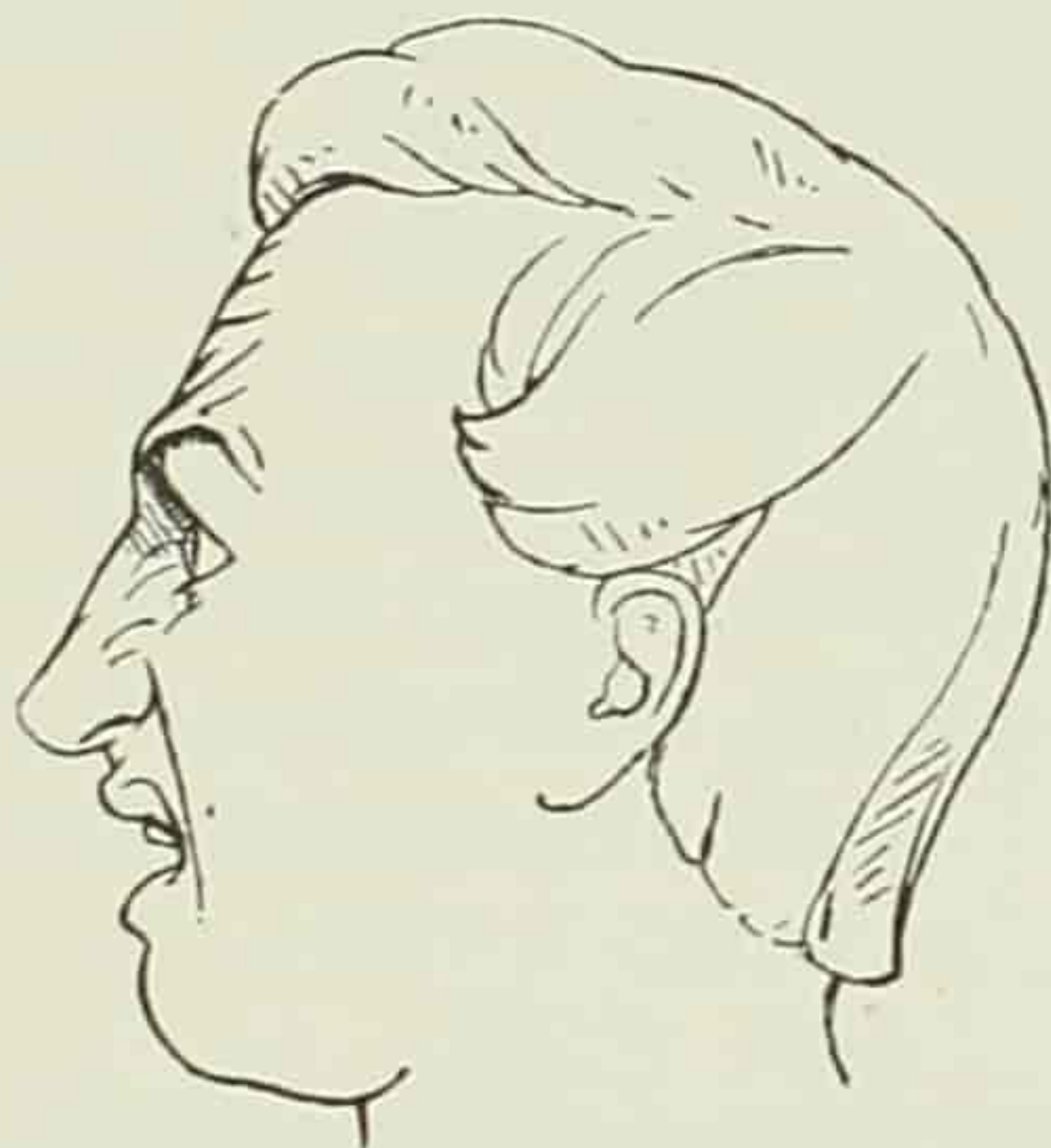


Wo die Stirn nicht senkrecht, sondern quer gefurcht ist, der verwunderte Blick mit dem



Ausdruck der Bitterkeit sich zeigt, dort erkennt man nach Piderit „daß der Mensch bitteren Erinnerungen und Gedanken nachhängt, daß er sie festzuhalten sucht, um sie dauernd auf sich einwirken zu lassen.“ Nr. 114 und 115 veranschaulichen diesen dauernd bitteren Zug. Bei entzündtem Blick (Abb. 41) wird dieser Mundzug die Miene schmerzvoller Andacht hervorrufen. Versteckter Blick und andauernd bitterer Zug lassen heimtückisches Lauern erkennen. Die verschiedenen Arten des Blickes und bitteren Mundzuges ergeben so mannigfache mimische Ausdrucksformen, daß wir sie nicht einmal andeuten können. Am stärksten verändert sich die Physiognomie, wenn zu diesem Mundzug die Miene des Schreckens mit ihren Längs- und Querfalten sich gesellt, dann haben wir den Ausdruck des höchsten schreckhaften Entsetzens. Die von Piderit gegebene Illustration Nr. 116 sagt fast mehr als Worte sagen können, obwohl Hughes Schilderung eine wertvolle Ergänzung dazu bildet. Er schreibt: „Während uns der Kummer belastet, beugt, niederdrückt, werden wir vom Entsetzen gelähmt, unbeweglich, zu Stein. Gefesselt, eingepflocht, an die Stelle gebannt, bleibt man stehen, unfähig ein

Nr. 116



Glied zu rühren. . . . Der furchtbare Schrei des Entsetzens verschafft dem gepreßten Atem einen Ausgang. . . . Zugleich werden die Gefäßmuskeln vom Krampfe gepackt. Wie bei Fieberfrost und Kälteschauer erscheint die Haut blutleer. Das Blut erstarrt in den Adern, wird zu Eis. Das Antlitz erblaßt wie bei einer Ohnmacht, einer Leiche. Schauerlich bleich wie der Tod starrt uns das spitzige Gesicht an. . . . Der Schauder ruft die Gänsehaut hervor; die Haare sträuben sich auf dem Haupte und stehen hoch aufgerichtet zu Berge. Der zum Tod Erschrockene schwitzt Angstschweiß; kalte Schweißtropfen perlen auf der Stirne. Senkrechte und wagerechte Falten auf der Stirnhaut, bilden die Hufeisenform; durch die zusammengezogenen Brauen konzentriert sich der Hauptausdruck



des Auges oberhalb der Nasenwurzel. Die Lider sind aufs äußerste auseinandergerissen; die hervortretenden Augen quellen aus ihren Höhlen; die verglasten Äpfel stieren unbeweglich in die Weite; die Pupille ist stark vergrößert. Die Nasenflügel blähen sich riesig auf. Die Mundwinkel werden so energisch nach hinten gezogen, daß die beiden straff gezogenen Lippen parallel verlaufen. Die Kiefer sind auseinandergerissen. . . Sprachlos, stumm vor Schreck steht der Bestürzte da. Die Kehle schnürt sich zusammen. Eine quälende Beklemmung hemmt die Atmung.“

### **Der herbe Zug**

ist ein Zeichen der Unzufriedenheit, Besorgnis, Geplagtheit, Beängstigung und des Märtyrertums. Zu erkennen ist er an den faltigen Mundwinkeln, die herabgezogen sind. Abbildung Nr. 117. Wir finden ihn bei Magen- und Darmleidenden, bei Melancholikern und Hypochondern. Auch Beethoven war er in späteren Jahren eigen, was auf den bekanntesten Gemälden zwar nicht wiedergegeben wurde. Nur auf einzelnen Skulpturen finden wir ihn. Zu den gesenkten Mundwinkeln bilden die emporgezogenen den Gegensatz. Wir finden sie beim Lächeln des Zufriedenen und Erfreuten und kommen im Kapitel „Lachen und Weinen“ noch eingehender auf sie zurück.

### **Der saure Zug**

kennzeichnet sich durch Breitziehen des Mundes, Anspannung der Nasenflügel und Herabdrücken der Unterlippe. Bei unangenehmen Geschmacksempfindungen wird der Mund immer rasch geöffnet; hochaufgerissen bei bitteren Dingen; in die Breite gezogen bei salzigen und sauren. Namentlich bei sauren nimmt der Mund eine charakteristische Gestalt an, gleichsam als wollte er den Ausläufer einer Rinne bilden, damit der ganze Saft des unreifen Apfels, der Zitrone oder Weinbeere aus dem Munde fließen kann. Abb. 118 zeigt diesen Mundzug nach Sellers prächtiger Modellierung. Mancher Mensch kann längere Erzählungen über saure Speisen gar nicht anhören, weil sich bei ihm augenblicklich saure Geschmackseize einstellen und in seinem

Nr. 117



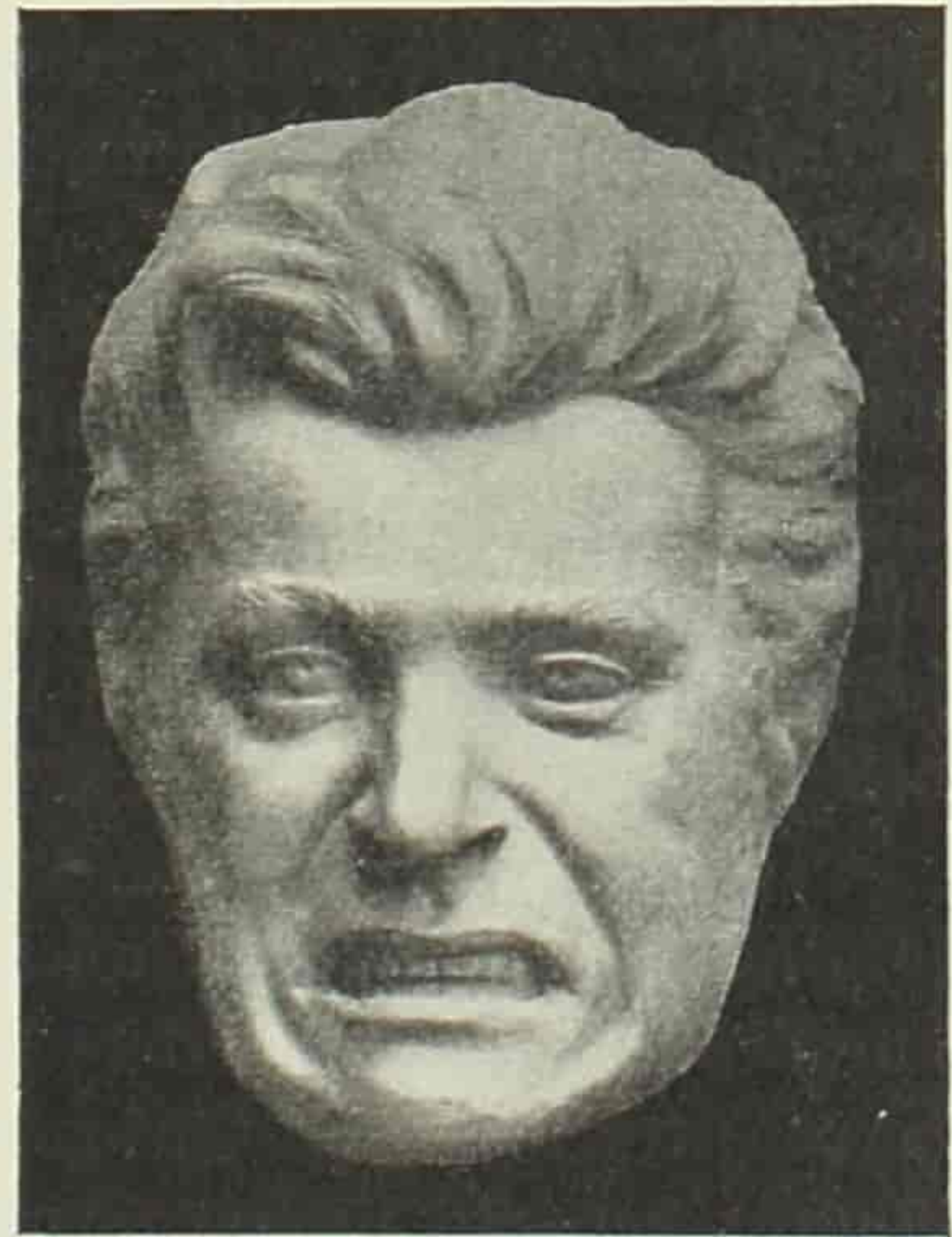


„Munde das Wasser zusammenläuft“. Dieser Zug erscheint im Bereich der Mimik bei widerlichen Erfahrungen, galligen Erlebnissen, essigsauren Erinnerungen. Was sauer ist, pflegen wir zu meiden, vor allem „saure Gesichter und saure Arbeit“. Der in der Fabel geschilderte Fuchs würde die hochhängenden Trauben gerne verzehrt haben und glaubte genügend entschuldigt zu sein, als er sagte: ich mag sie nicht, weil sie sauer sind!

### Die Lippen.

Die Physiognomen früherer Zeiten haben den Mundbewegungen wenig oder geringe Aufmerksamkeit geschenkt und nur an die feste Form sich geklammert. Im sicheren Bewußtsein, daß der Mund viel zum Ausdruck bringt, haben sie enorm viel in ihn hinein und aus ihn herausphantasiert, was der zitierte Ausspruch von Lavater auf Seite 26 ahnen läßt. Wir übergehen hier den Wust von Widersprüchen und beschränken uns darauf, die gesunden Kerne herauszuschälen. Ueber die ästhetischen Gesetze war man im Altertum einig. Der schöne Mund durfte nicht zu kurz noch zu lang geschlitzt, die Lippen nicht zu dick, nicht zu dünn, nicht zu gewulstet, nicht zu flach sein. Die zarte, klar gezeichnete Wellenlinie der Oberlippe, der sogenannte Venus- oder Liebesbogen, galt als schönstes Mundmerkmal. Auch bei der Unterlippe war die deutliche, nicht zerflossene Kontur hoch geschätzt. Vorstehende Unterlippen galten als häßlich und als Zeichen stumpfer und roher Art. In der Tat verleiht die hängende Lippe dem Antlitz etwas Unvorteilhaftes, Gewöhnliches, Ordinäres. Abb. 119. Bei edler Gesichtsbildung beherrscht die obere Lippe die Länge der unteren. (Abb. 25.) Den Lippen jede physiognomische Bedeutung abzusprechen, hieße das Holz im Wald, den Knoblauch in Krotoschin leugnen. Die ältesten Forscher behaupteten bereits, daß Stirn, Auge und Nase mehr

Nr. 118





Rückschlüsse auf die Intelligenz zulassen, die untere Gesichtshälfte dagegen, namentlich der Mund, mehr die Wesensart, das Sinnen und Wollen des trivialen Alltagslebens verrät. Ein vergleichender Blick auf den veredelten Menschentypus der europäischen Rassen und der wilden Völker bestätigt uns das. Der Unterschied ist ein gewaltiger. Dasselbe können wir innerhalb der eigenen Rasse zwischen Gebildeten und Ungebildeten wahrnehmen. So pflegt der einseitige Mund, die schiefe Unterlippe edlen und feinen Naturen nie eigen zu sein, dagegen aber solchen die etwas Gewöhnliches, Gemeines in ihrem Wesen haben, an gemeinen Wizen und Zoten sich ergötzen, sie gerne erzählen und anhören. Hier machen Männer wie Frauen, Stand und Geburt keine Ausnahme, sondern nur Lähmungserrscheinungen, Pfeifen- oder Zigarrenraucher, die den Glimmstengel von früh bis abends im Munde halten. Wer Jahre hindurch aus schweren Pfeifen raucht, und sie nur mit dem Munde festhält, kann den einseitigen Mund auch auf die Kinder vererben. Ebenso erkennt man, wie Reich bestätigt, den lüsternen geilen Menschen in der Regel auf den ersten Blick, einerlei, ob er der Maske der Frömmigkeit sich bedient, brutal ist, oder wirklich kein Wässerchen trübt. Die gewandtesten Verstellungskünstler können die Eigentümlichkeit ihres Mundes nicht ändern. Hier ist ihre Achillesferse. Und mögen sie mit dem geübten Auge noch so erfolgreich heucheln, der Mund verrät sie, an den sie obendrein nicht denken. Intuitive Geister achten unbewußt auf diese Erscheinungen, nur so können sie ihre rasiermesserscharfen Charakterurteile fällen, die jeden verblüffen.

Die sehr fleischige Unter- und schwellende Oberlippe ist, bei lüsternem Blick und stark entwickeltem Hinterkopf, ein untrügliches Zeichen der Sinnlichkeit. Selbstverständlich wird bei Willensstärke und guter Erziehung dieser Trieb eine Dämpfung erfahren und auch im Antlitz sich weniger markieren. Hier immer das Richtige zu treffen, ist eben die Kunst des Physiognomen.

Schmale, eingezogene Lippen lassen die ängstliche, sorgende, sorgenerfüllte Natur erkennen. Diese Erscheinung wird häufig durch ständiges Wiederkehren des bitteren und herben Zuges hervorgerufen. Das Gleiche gilt vom verbissenen, lippenlosen Mund, der als sicheres Zeichen von Kälte, Fleiß, Genauigkeit



und Geiz gilt. Auch dieses konstante Merkmal können mimische Bewegungen im Laufe der Jahre hervorgerufen haben. Sie können! — müssen es aber nicht. Ob diese Charaktereigenschaften irgendwelchen Vorfahren eigen waren und auf das betreffende Individuum samt dem entsprechenden Gesichtsausdruck vererbt wurden, ist ja völlig einerlei, jedenfalls ist das Merkmal da und redet für den Beobachter eine deutliche Sprache. Gerade dieses Beispiel zeigt, gleich tausend anderen, wie falsch es ist die Mimik von der Physiognomik zu trennen.

Feste Lippen kommen dem geschlossenen Mundzug gleich und sind der Ausdruck eines festen Charakters; dicke Lippen kennzeichnen den Schwerfälligen und weiche, leicht bewegliche sind nach Lavaters Ansicht Kennzeichen des schnellen leicht beweglichen Naturells. Den alten Griechen galt die dünne Lippe als Zeichen der Beredsamkeit, was auf ihre einseitige Zeichenbedeutung zurückzuführen ist. Wohl wiesen die namhaften Redner, als übereinstimmendes Merkmal, dünne leichtbewegliche Lippen infolge ihrer Redeübungen auf, aber aus dünnen Lippen das Talent der Rednergabe zu diagnostizieren, war ebenso verkehrt, wie der Schluß, daß Leute mit prächtig entwickelten Waden gute Bergsteiger sein müssen. Vor einseitigen Uebertreibungen kann auf dem Gebiete der Physiognomik nicht oft genug gewarnt werden.

Vom streng diagnostischen Standpunkt betrachtet, scheint es uns, als sei die Oberlippe wirklich die Vertreterin der mehr intelligenten Kräfte, die untere der sinnlich materiellen Neigungen. Wo es um geistiges Leben sich handelt (beim Erschrecken, Zorn und Aufmerksamkeit), wo unangenehme Empfindungen schnell beseitigt und verlöscht werden sollen (bei verdrießlichen Vorstellungen und bitterem Geschmack), reißt man die Oberlippe hinauf zugleich aber auch die Brauen und Lider der Augen. Zwischen Oberlippe und der oberen Augenpartie besteht in der Bewegung, oft auch in der Form und Zeichnung, eine ganz bedeutende Uebereinstimmung. Senkt sich die erstere, so senken sich auch die Augenbrauen und ebenso ist's umgekehrt.

Die Unterlippe spielt beim Genuß, bei der Nahrungsaufnahme die größere Rolle, bei süßen und sauren Geschmacksempfindungen, wobei sie mehr oder minder heruntergedrückt oder



hervorgeschoben wird. Ein Gesicht mit vorstehender und herabhängender Unterlippe läßt gewöhnlich den Träger stumpfen oder rohen Geisteslebens und materiellen Sinnes erkennen. Abb. 119 bringt dies gut zum Ausdruck. Ist das Kinn dabei kräftig entwickelt, das Auge durch festen Blick gezeichnet, dann haben wir den emporstrebenden Menschen vor uns, der sein Ziel kennt und nicht aus dem Auge läßt. (Abb. 95.) Uebrigens wird jedes auch noch so charakteristische Merkmal durch den jeweilige Blick in der Bedeutung verändert.

Nr. 119

Herders poetischer Ausspruch über die Lippen schließt, wörtlich genommen, viel Irrtümer in sich, obwohl er im Grunde den Kern der Wahrheit streift: „Jedermann weiß wieviel die Oberlippe über Geschmack, Neigung, Lust und Liebesart eines Menschen entscheidet; wie diese Stolz und Zorn krümme, die Feigheit spitze, die Gutmütigkeit runde, die schlafe Leppigkeit welke, wie an ihr mit unbeschreiblichem Zuge, Liebe und Verlangen, Fuß und Sehnen hange und die Unterlippe sie umschließe und trage, ein Rosenkissen, auf dem die Krone der Herrschaft ruht. Wenn man etwas artifiziert nennen kann, so ist's die Oberlippe eines Menschen, wo und wie sie den Mund schließt.“ Wo die Entfernung zwischen Nase und Mundspalte groß ist, wird die Nase wahrscheinlich kurz sein und hier gilt dann, was wir auf Seite 118 von der kurzen Nase sagten. Der charakteristische Ausdruck beim Bilde Nr. 66 wird durch dieses Zeichen auch verschärft; gepaart mit der hochgezogenen Unterlippe erkennen wir hier die stolze Aufgeblasenheit des zur Ueberhebung Neigenden in ganzer Größe. Bei kräftiger unedler Nase wird die lange Partie zwischen Oberlippe und Riechorgan dem Gesicht



Nr. 120



einen rohen Zug verleihen. Abb. 120. Blick, Mundbewegungen und Kopfbau werden bestätigen müssen, ob wir auf rohe und gemeine Gesinnung schließen dürfen. Jedenfalls ist Carus Urteil, wie das aller alten Physiognomen, eine lange mit einer Warze „geschmückte“ Lippe sei der Gipfel der Rohheit, völlig unzutreffend und wissenschaftlich unhaltbar. Eine Warze an dieser Stelle macht häßlich; aber welchen Einfluß soll sie auf den Charakter haben?



In Nr. 120 reproduzieren wir das von Carus beschriebene Bild in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt.“

Nach Reich sind schwellende, rosige Lippen Eigentum gesunder, heiterer, lebensfroher, fühlender Menschen, bei denen das Gemüt seine ursprüngliche Frische hat. Dünne, blasse, schmale Lippen kommen vor bei ungesunden, bleichsüchtigen, erwerbenden Menschen mit abgeschwächtem Gefühlsleben oder verzehrenden Eigenschaften, vorausgesetzt natürlich, daß keine anderen Merkmale dagegen sprechen. „Je nervöser, leidenschaftlicher, reflektierender ein Mensch ist“, führt er an anderer Stelle aus, „desto weniger Ansatz von Geweben findet in den Lippen statt, desto größer ist in denselben auch die nervöse Tätigkeit, die Zusammenziehung der Muskeln. Es ist demnach klar, daß dünne, blasse, schmale Lippen auf seelische Eigentümlichkeiten hinweisen werden. . . . Die zehrenden und deprimierenden Leidenschaften wie Geiz, Neid hemmen durch Sympathicus-Wirkung die Blutfülle im Gesicht, somit auch die Ausbildung der Gewebe; natürlich kommt diese Wirkung auch an den Lippen zum Ausdruck.“

### **Zähne und Zunge.**

Beim Öffnen des Mundes fällt unser Blick auf die Zähne und Zunge. Von schwerwiegender Bedeutung für die Charakterdiagnose sind sie nicht. Im Bau herrscht regelmäßig Übereinstimmung mit der Leibesgestalt und Knochenkonstitution. Die leichtbewegliche flotte Zunge wird bei schnell und oberflächlich denkenden und schwatzlustigen Menschen anzutreffen sein und umgekehrt die schwere bei langsameren, trägeren oder tiefer angelegten Naturen. „Je mehr Geist und Gefühl sich vertiefen, desto langsamer ist die Zunge“ behauptet ein Schriftsteller. Natürlich darf man niemals verallgemeinern, es gibt keine Regel ohne Ausnahme und es ist besser für Regeln wissenschaftliche Bestätigungen zu suchen, als nach Ausnahmen zu haschen. Aber selbst geistreiche mit flottem Zungenschlag begabte Journalisten sind selten tief angelegte Naturen. Reich sucht hierfür eine Begründung und gelangt zum Schluß, daß es Individuen mit massiver, schwerer Zunge gibt, „denen das Sprechen Mühe macht, die aber ausgezeichnet denken und erhaben fühlen und in ihren Werken Unsterblichkeit sich verdienen. Hier sind die Zentralorgane des höheren Seelenlebens so intensiv tätig, daß die



Funktion der ausübenden Apparate beeinträchtigt wird, minder stark hervortritt.“ Diese Ansicht ist nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen; sind doch Männer von reichstem Wissen oft gar nicht in der Lage von ihrem Spezialfach mündlich mehr mitzuteilen, als jeder Durchschnittsgebildete mitzuteilen vermag. Schwerfällige Menschen werden in der Regel schwere, plumpere Zungen haben, wie ja auch der leichtbewegliche Süden redseliger als der schwerfällige Norden ist, in dem die phlegmatischen Eskimos den Gipfel bilden.

Störungen der Verdauungswerkzeuge rufen weißen Zungenbelag hervor. Dauernde Störungen werden veränderte Gemütsstimmungen, üble Laune herbeiführen und mit der Zeit merkbar den Charakter beeinflussen. Piderit hat sehr recht, wenn er dieses physiognomische Merkmal mit wissenschaftlicher Geste diesmal nicht abtut, sondern sagt: „Macht man die Bekanntschaft eines Menschen, so sehe man ihm in den Mund, wenn er spricht; hat er eine reine rosenrote Zunge — das Merkmal eines guten Magens — so wird man es in der Regel mit einem umgänglichen Menschen zu tun haben, ist die Zunge aber belegt, so sei man auf chronischen Magenkatarrh und hypochondrische Stimmungen gefaßt. Wie sehr die Zunge das Barometer ihrer Laune ist, wissen solche Unglücklichen selbst nur zu wohl“ usw. Vorübergehender Zungenbelag nach leichten Magenverstimmungen, Katzenjammer usw. hat keinerlei Bedeutung für den Charakter.

Die charakterologischen Merkmale der Zähne sind ebenfalls zahlreich und wertvoll zur Urteils ergänzung der physischen Beschaffenheit eines Individuums. Die Grundbedingung gesunder Zähne ist gesundes Blut. In ungesunden moorigen Gegenden, chemischen Fabriken, Bleibergwerken usw., wo Krankheiten leichter in den Organismus dringen, finden wir Bleichsucht und schlechte morsche Zähne bei Jung und Alt. Schlechte Zähne sind für den Charakter insofern von Bedeutung, als deren Inhaber die Speisen nicht zerkleinern, sie schwerer verdauen, wodurch Verdauungsstörungen eintreten, die schließlich anhaltend bestehen bleiben und den eben geschilderten für die Charakterbeurteilung wichtigen Prozeß hervorrufen.



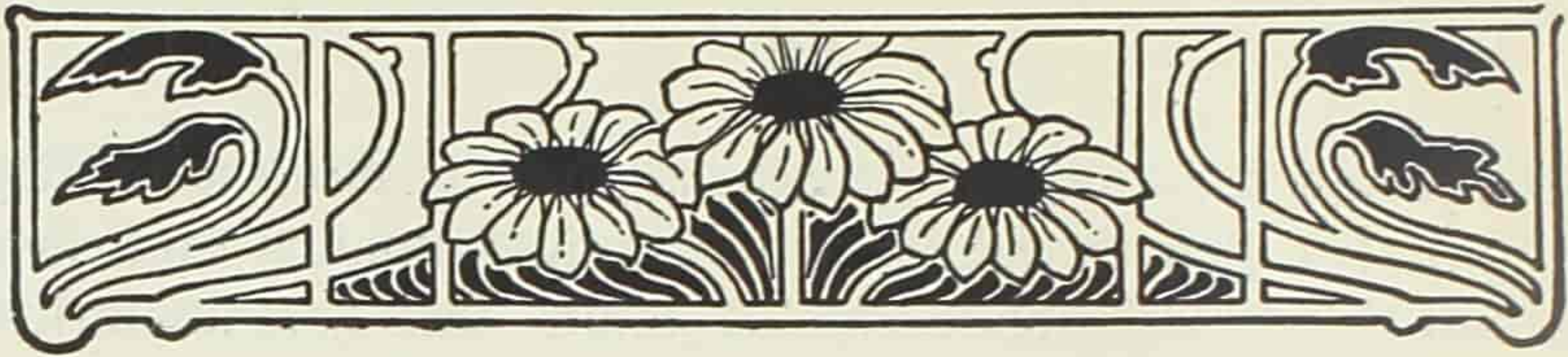
Sobald keine anderen Zeichen dagegen sprechen, wird man bei gesunden Zähnen häufig gute Gemütsstimmung antreffen, die mit fester Gesundheit parallel läuft. Bei hochentwickelten Schädeln ist die Zahnstellung senkrecht, je schiefere die Zähne stehen, desto niedriger ist die Entwicklungsstufe des Schädels, heißt es bei Reich. Dieser Satz gilt für Rassen, Völker und Individuen. Und: „Nicht weil die Achse der Zähne einen schiefen Winkel bildet, zu der Mittellinie der Kiefer, steht das Wesen psychisch auf minder hoher Stufe, sondern das Erstere ist das notwendige Ergebnis des Letzteren und fließt aus dem Kopf, aus dem Gehirnbaue.“ Durch Fall oder Krankheit hervorgerufener Schiefstand ist bedeutungslos.

Weshalb rhachitische Kinder selten vor dem neunten Monat zahnen, gesunde dagegen zwischen dem fünften und siebenten; weshalb die Neapolitaner bessere Zähne als die Berliner haben, das alles und noch mehr fällt nicht in das Bereich unserer Betrachtungen und muß auch mit Rücksicht auf den Umfang der Arbeit unerörtert bleiben.

Vor dem grellen Licht der modernen Wissenschaft konnte die alte Physiognomenweisheit, daß dicke Zähne langes Leben, allzulange Treulosigkeit, kleine Sanftmut und Schüchternheit bedeuten, keine Sekunde standhalten und von Berufenen und Unberufenen wurde das Kind sofort mit dem Bade ausgeschüttet. Die Klugen! Wieviel Nachlässigkeit verraten schon ihre eigenen unreinen Zähne. Welche Schlüsse lassen die schon auf das „gründliche Forschen“ und ihren Charakter zu? Hier zu untersuchen, zu analysieren, zu sondieren, das Wahre vom Falschen, das Brauchbare vom Unbrauchbaren zu trennen, muß weiter unsere Aufgabe sein, weil Herders tiefsinnige Worte nicht grundlos Geltung behalten: „ein reiner, zarter Mund ist vielleicht die schönste Empfehlung im gemeinen Leben.“







## Kinn und Wangen.

Das Kinn bildet den Schlußstein in der Physiognomie. Seine Bedeutung wird von neueren Forschern geleugnet, obwohl die Alten großen Wert darauf legten. Camper wies nach, daß beim Tier der starken Ausbildung des Oberkiefers ein stark zurückweichendes, verkümmertes Kinn entspricht und nur der Mensch durch ein mehr oder minder hervortretendes ausgezeichnet ist. „Aus vielfältiger Erfahrung bin ich gewiß, daß ein vorstehendes Kinn immer etwas Positives, ein zurücktretendes immer etwas Negatives anzeigt“ betont Lavater in seinem schriftlichen Nachlaß. Er prägte auch das Wort: „Je mehr Kinn, desto mehr Mensch“ was die Erfahrung des täglichen Lebens immer mehr erhärtete. Der Bau des Kinnes harmoniert in der Regel mit den individuellen Formverhältnissen des Kopfes. (Abbildungen: 50, 53, 54, 55, 70, 92, 94, 95). Wo das Kinn klein, flach, zurücktretend ist, verrät die ganze Gesichtshysiognomie Mangel an Kraft, Energielosigkeit, Unsicherheit, also etwas „Negatives“, was die Abbildungen Nr. 58, 62, 74, 78, 81 unverkennbar offenbaren. Beim starken, kräftigen, hervortretenden Kinn, wie es beispielsweise in den Abbildungen Nr. 94 und 95 zum Ausdruck kommt, empfinden wir Stärke, Tatkraft, Entschlossenheit; um mit Lavater zu sprechen: etwas „Positives“. Kopieren wir mehrere dieser Bilder ab und zeichnen wir an jedes ein flacheres und kürzeres Kinn, so tritt die Richtigkeit unserer Behauptung ganz deutlich zu Tage, denn die energischen Gesichter werden durchweg schwächeren, zum Teil jämmerlichen Ausdruck erhalten. Als Ausdruck der Energie und unerschütterlichen Entschlossenheit, gilt Napoleons wuchtiges Kinn. Nun kommt Piderit und sagt: „daß aber dieser Knochenform keine physiognomische Bedeutung



beigelegt werden darf, sieht man an dem Profile Friedrich II., welcher ähnliche Eigenschaften (wie Napoleon!), aber ein ungewöhnlich zurückliegendes Kinn besaß.“ Einmal verfällt Piderit in den Fehler aller Zeichendeuter und Mosaikarbeiter, aus der Abwesenheit eines Merkmals auf Abwesenheit einer Charaktereigenschaft zu schließen, oder wie in diesem Falle, aus der vorhandenen Charaktereigenschaft die Wertlosigkeit des physiognomischen Merkmals zu demonstrieren. Schließlich könnte eine ausdrucksvolle kräftige Nase, guter Stirnbau, ein energischer Blick und Mundzug, lebhaftes Mienenspiel, vielleicht auch ein zurückliegenderes Kinn einmal ersetzen. Friedrich war doch ein ganz anderer Charakter wie Napoleon. Wenn seine Fähigkeiten auf kriegstechnischem Gebiet mit Napoleons sich auch berührten, mußte er deshalb in seinem Aeußeren schon bis aufs Kinn mit diesem übereinstimmen? Dann aber hatte der konträrsexuelle Friedrich gar kein „ungewöhnlich zurückliegendes“, sondern ein kräftig entwickeltes, rundes, feingeformtes, mehr feminines Kinn besessen — das bloß nicht vor- sprang — was alle auf sorgfältigen Studien beruhenden Gemälde Adolf Menzels, das viel gepriesene Denkmal von Rauch und auch die Totenmaske beweisen. Piderit fällt sein Urteil auf Grund des schlechtesten Bildes, das von Friedrich bekannt ist, und einer alten Münze entstammt. Vielleicht ist er auch durch Lavaters Ausführungen beeinflusst worden, der seiner Besprechung ein ungeschicktes steifes Bild zu Grunde legte, das aber nicht halb so schlecht wie Piderits ist. Mit rethorischem Hinweis auf dieses aztekenähnliche Bild, demonstriert Piderit auch die Wertlosigkeit der hohen Stirn. Der verdienstvolle Bahnbrecher auf dem Gebiete der Mimik ist für physiognomische Merkmale, soweit sie nicht durch mimische Vorgänge hervorgerufen sind, ganz unempfänglich und verschlossen, sonst wäre ihm diese Widerlegung nicht so mißglückt. Tatsächlich hatten fast alle bedeutenden Männer ein kräftiges Kinn. An unseren Bildern läßt sich das nachprüfen, bei Caesar, Luther, Napoleon, Goethe, Schiller, Bismarck, Moltke, Bebel, Metternich, Kleber, Soult, Talleyrand usw. Hervortreten des Kinnes ist nach Ed. Reich: für alle Fälle eine Folge energischen Lebens in dem Knochensysteme, eine Folge stärkerer Aktion der Gesichtsmuskeln, kräftigerer Respiration und Blutzirkulation, — bedeutet mithin größere Energie im Bereiche



der Nerventätigkeit, ein höheres Maß von Willens- und Tatkraft, mehr Leben in den Zentralorganen der höheren psychischen Qualitäten. Das zurücktretende, schwach ausgebildete Kinn muß notwendigerweise auf entgegengesetzte Verhältnisse hinweisen. Ausnahmen finden selbstverständlich auch hier statt.

Durchaus zutreffende Beobachtungen machte auch Schack in Bezug auf das große Kinn, dessen Träger er Kraft, Willen und Ausdauer zutraut. Zur Begründung führt er aus: „Vielen ist eine große, fast unerschöpfliche Kraft bei rein geistigen Anstrengungen, eine ungemeine Ausdauer bei ihren Studien, bei Büchern, bei ihren Forschungen, in der Fähigkeit Ideen zu verfolgen und festzuhalten, in der Mächtigkeit ihres Denkens und schöpferischen Vermögens eigen . . . . Anderen wieder ist eine Seelenstärke, eine Geduld eigen, die an Stärke nur zuzunehmen scheint, je mehr die Sorgen des Lebens und dessen Bürden sie überwältigen und zu Boden drücken wollen; es sind das Menschen, die mit dem Heldenmut des Märtyrers den Tod und dessen Qualen erleiden würden, ohne daß sie deswegen mit einem großen oder hochfliegenden Geiste begabt wären.“

Neben dem Knochenbau erhält das Kinn noch durch Ablagerungen der Zellstoffe sein Gepräge. Wir kennen das fette „Doppelfinn“ als Zeichen des Wohllebens, das dünne magere als solches des Alterns und des geizigen habfüchtigen Wesens. Das Doppelfinn war in den Jahren der Ruhe Martin Luther eigen. Sehr unruhigen Menschen und dünnen Geizkranken, die sich nichts zu essen gönnen, drückt Mund, Nase und das dünne Knochenkinn den prägnanten physiognomischen Stempel auf. Wie weit die breiten, runden, eckigen und spitzen Kinnformen Charaktermerkmale zum Ausdruck bringen, muß weiteren Forschungen vorbehalten bleiben; darüber sind die Ansichten ungeklärt. Die bekannten Sprichwörter „Spitzes Kinn, böser Sinn“ und „Im spitzen Kinn sitt de Düwel in“ entbehren jede haltbare Begründung.

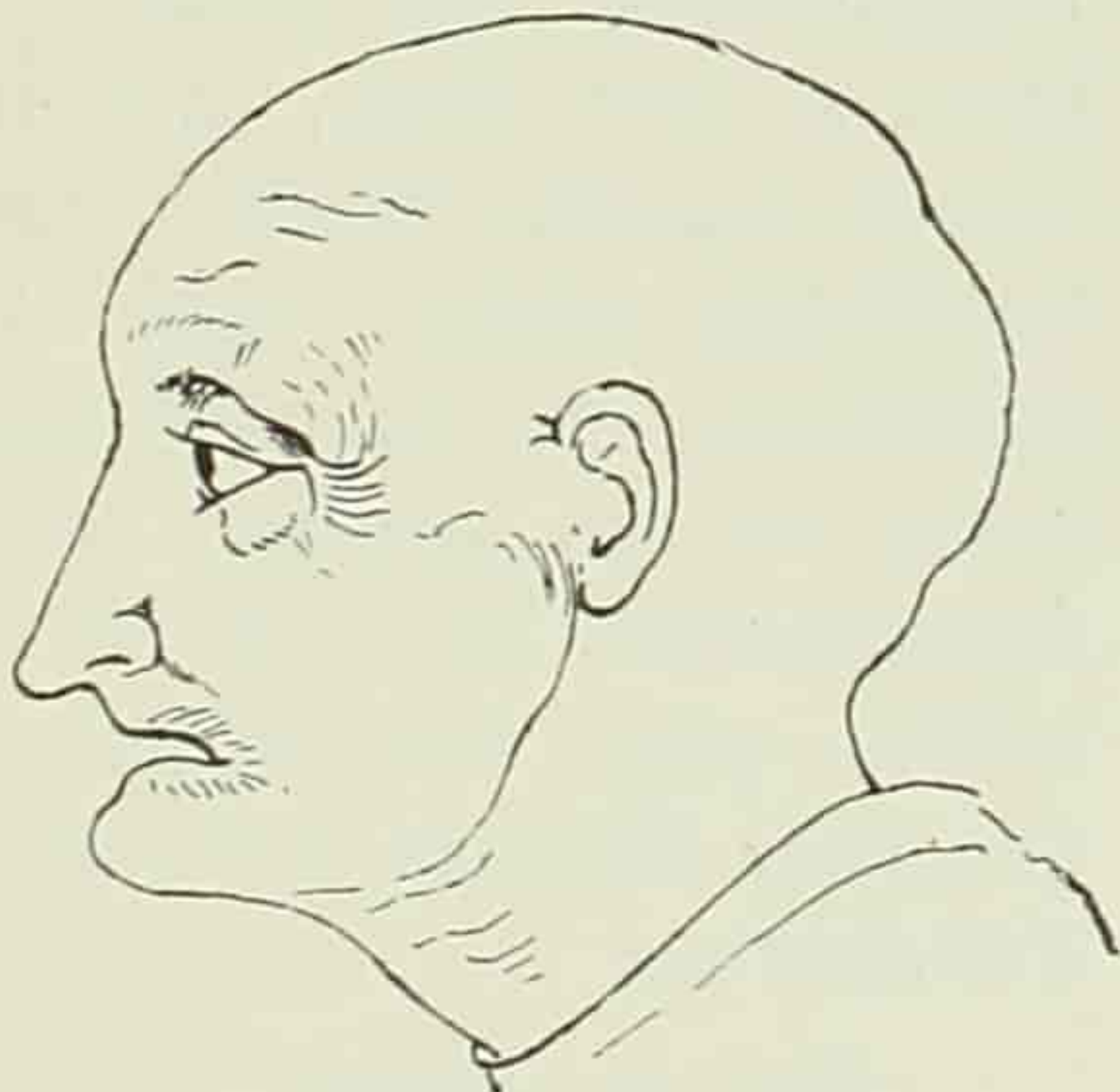
Sobald der Zahnverlust eintritt, Wangen und Zahnfleisch einsinken, das Alter sich bemerkbar macht, erscheint das Kinn flacher, hervorpringender und der Mund erweitert. Der Mund zieht sich wie bei Abb. 121, fast lippenlos zurück, das Gesicht wird kürzer, Nase und Kinn zeigen beim Rauen die Neigung



sich zu berühren, ähnlich wie bei Nr. 100. Diese Zeichen des Alters werden beim Charakterurteil immer berücksichtigt werden müssen, um irrtümliche Deutungen auszuschließen.

Stimmt die stärkere Form des männlichen Kinnes mit dem Gliederbau des Mannes überein, so wird die schöne Wange des Weibes, als ein analoges Zeichen ihrer rundlichen Körperformen zu betrachten sein. Die Rosenwangen sind in erster Linie Repräsentanten der Jugend, Schönheit und Gesundheit. In physiognomischer Hinsicht spielen sie nur als Begleiterscheinung eine Rolle. Blutarme, schlechtgenährte, physisch überanstrengte, psychisch niedergedrückte Menschen weisen fahle, blasse, eingefallene Wangen auf. Verlöschende, ausgebrannte, nervöse Krater, die bei jeder starken Begeisterung, bei eigener warmer Gefühle und großer Spannkraft sind, zeichnen gleich-

Nr. 121



falls faltige, dürre Wangen aus. Solchen Wangen fehlt auch das sanfte Erröten. Schmale blasse Wangen sind aber nicht immer unsittlichem Lebenswandel und wüsten Ausschweifungen aufs Konto zu schreiben. Bei anhaltender Verstandes- und Seelentätigkeit, angestrenzter Geistesarbeit, die mit der Kraftausnützung des Galeerenflaven vollzogen wird, dämpft sich und verlöscht das Rot der Wangen; sie werden fahl, fallen ein. Diese Erscheinung finden wir bei sehr mäßig lebenden, wenig in freier Luft sich bewegenden Geistesarbeitern.

Vollsaftige, üppige Gesundheit, Freude und Heiterkeit, ruhiges Gemüt, wenig Denkfähigkeit verleiht den Wangen Röte, die bei Landmädchen gesunder Gegenden bis zum strotzenden Wangenrot sich steigert. So erklärt es sich zum Teil auch, weshalb die blühendsten Gesichter oft die geistlosesten, ausdruckslosesten und damit uninteressantesten sind. Der geschonte Denkapparat erhält zwar die Frische und Fülle der Jugend, er verleiht dem Antlitz aber auch das nichts sagende Gepräge. Frauen, die vorwiegend geistig tätig sind, haben selbst in ganz



gesundem Zustand, selten mehr als einen leichten Anflug von Röte auf den Wangen.

Blässe und Röte des Gesichts sind von dem Nerveneinflusse innerhalb der Hautorgane abhängig, von der Lungen- und Herz-  
tätigkeit meint Reich. Der Nerveneinfluß innerhalb der Gesichtshaut bezieht sich auf die feinsten Blutgefäße. Die Arbeit der Lungen und des Herzens entscheidet über den Andrang des Blutes nach dem Gesichte. Mangelhafte Herztätigkeit kann auch schuld an der krankhaften Ueberdehnung der Kapillaren sein, wodurch die Wangen mancher Menschen mit unzähligen kleinen Adern durchzogen erscheinen, die beim gesunden Menschen so dünn sind, daß sie nicht wahrgenommen werden können.

Die Wangenform wird durch die Größe der Jochgegend mitbestimmt. Bei zivilisierten Völkern ist das Gesicht relativ schmaler und höher, infolgedessen kommen auch die an den Seiten liegenden Muskeln des Kauapparates weniger zur Geltung, das Gesicht erscheint feiner und edler. Bei mehr als notwendiger Betätigung der Kauwerkzeuge entstehen förmliche Wülste an der Seite, die den „Fresser“ kennzeichnen. Die wilde Energie solcher Kauapparate, die durch die Breitendimension hervorgerufen wird, spricht nicht von verfeinerter Lebensführung. Volle, fette, hängende Wangen bekunden Wohlleben; im höchsten Stadium Schlemmerei.

Auf die Ursache, die Art und Weise des Errötens und Nichterrötenkönnens einzugehen, hieße den engen Rahmen dieser Arbeit überschreiten. Diesen Punkt hat Darwin in seinem Werke „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren“ eingehend behandelt. Wer sich dafür interessiert, findet alles Wissenswerte dort.

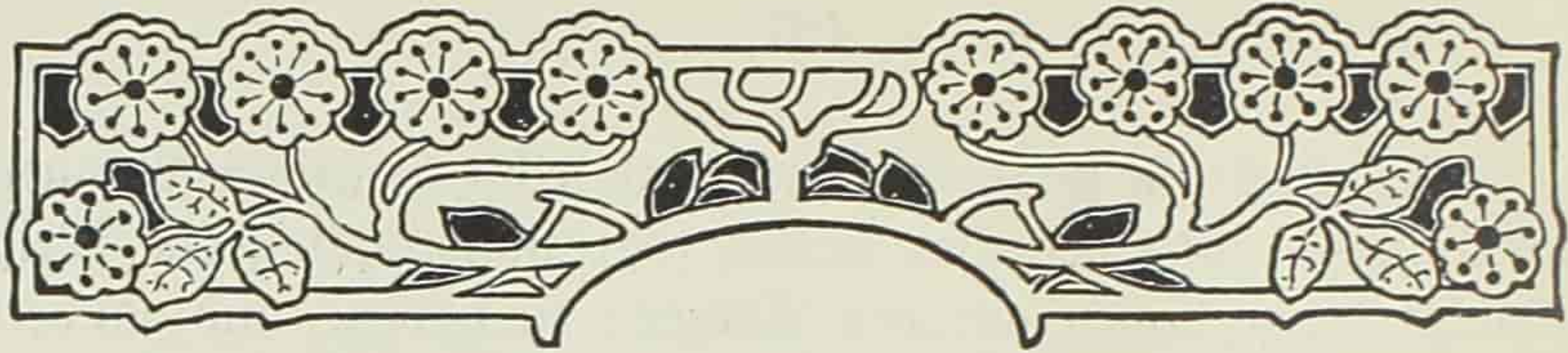
Dem Durchschnittsweibe erscheinen die Wangen als der wichtigste Teil des Antlitzes, darum werden sie wie kein anderer Körperteil gepflegt. Der Glaube, daß örtliche Behandlung Schönheit hervorzaubern und erhalten kann, macht viele Vertreterinnen des zarten Geschlechts zu Märtyrerinnen ihres Aeußeren. Der Eindruck blühender Frauenwangen, bemerkt Reich in seinem Werke über die Frauen, ist ein angenehmer, erquickender, ja entzückender, Liebe erweckender, Liebe nährenden.



Weil dies alle Frauen wissen, und selbst abgetödete Nonnen noch nicht — ganz vergessen haben, darum wünscht jedes Weib möglichst lange Rosen auf den Wangen zu haben, und zaubert dieselben, wenn sie verblüht sind, mit Hilfe der Farbe künstlich hervor. Viele Gimpel gehen auf diese Leimrute und werden zu ihrem Glück oder Unglück gefangen. Ein mit der Physiognomie vertrauter ernster Mann, wird weder von blühenden Wangen, noch von „Korallenlippen“, „Perlenzähnen“ und „leuchtenden Sternenaugen“ sich imponieren lassen, sondern nach wichtigeren Merkmalen Umschau halten, um keine Stadtflatsche zur Lebensgefährtin, keine Gans zur Mutter seiner Kinder zu wählen.







## Das Ohr.

Das Ohr erschließt uns das Reich der Töne, die Sprache der Musik, die Welt des Schalles. Es steht zwar wie ein zurückgeschobener Posten an der Kopfseite, aber für das Äußere ist es gleichfalls von Bedeutung. Seine Beweglichkeit, das Senken, Heben und Zurückschlagen, womit die Tiere ihre Gleichgültigkeit oder Aufmerksamkeit bekunden, haben wir eingeübt. Wir erben die Ohrmuskeln in stark verkümmertem Zustand, weil ihnen unsere Voreltern durch die Reihe der Generationen keine Übung angedeihen ließen. Heute dient die Bewegung des Menschenohres nur der Spielerei, die ohne mimischen Wert ist. Anders ist dies beim Tier. Die verschiedenen Ohrbewegungen entsprechen ganz verschiedenen Stimmungen. Darwin schenkte diesem Punkte große Aufmerksamkeit und wies darauf hin, daß die hängenden Ohren beim Pferde und Hund mit gesenkten Augenlidern, die aufgerichteten mit gespanntem festen Blick parallel gehen.

Der moderne Mensch sucht nur den Gehörsinn zu bilden, der bestimmt ist, die Schalleindrücke der Außenwelt in sein Inneres zu tragen. In seiner Funktion ist das Ohr weniger mitteilend, bekanntgebend, als aufnehmend und trotzdem spricht sein äußerer Teil eine stumme Sprache von größter Wichtigkeit, für die noch immer der rechte Schlüssel fehlt. Merkwürdigerweise machen hier die kleinsten feinsten Degenerationsercheinungen sich bemerkbar. Trinker-Kinder wie -Enkelkinder und solche, deren Zeugung nach einer fröhlich durchlebten Nacht, nach einem Ball, einer Gesellschaft, einer Hochzeit erfolgte, als man voll des süßen Weines war, weisen das angewachsene Ohrläppchen auf. Die Zahl jener, die nachweisbar mehr oder weniger durch den



Alkoholismus geschädigt wurden, könnte man an den angewachsenen Ohrläppchen zählen. Joux geht weiter und behauptet: „Keines der Organe des menschlichen Körpers verpflanze so die Ähnlichkeit des Vaters auf die Kinder, als die Ohrmuschel, und man könne daher aus der Form des Ohres häufig ein Urteil fällen über die Echtheit der Abstammung der Kinder, beziehungsweise die eheliche Treue der Mutter.“ Dieses Urteil ist allerdings übertrieben. Tatsache bleibt aber, daß moderne Kriminalisten der Ohrformation große Aufmerksamkeit widmen, weil hier, neben dem Stirnbau, das zuverlässigste Erkennungszeichen zu finden ist. Wendert sich im Laufe der Jahre auch die ganze Physiognomie, sinken die Wangen ein, treten die Augen in den Höhlen zurück, fällt mit der Zahnlosigkeit der Mund zusammen, furcht sich die Stirn, wird die Nase spitz oder plump, blaß oder glühend rot, das Ohr behält seine ursprüngliche Gestalt und ändert selbst die Farbe nicht. Können wir dem Italiener Lombroso auch nicht folgen, der aus der Form der Ohrmuschel den Charakter des Individuums erkennen wollte, so muß andererseits jeder Mensch zugeben, daß ein normal gebautes schönes Ohr in uns die Empfindung des harmonischen Zusammenhanges der Formen hervorruft, während wir beim ungeschönen eine Art Dissonanz, einen Mißton verspüren. Auch wenn der Kopf sonst schön geformt und das Gesicht frei von Fehlern ist.

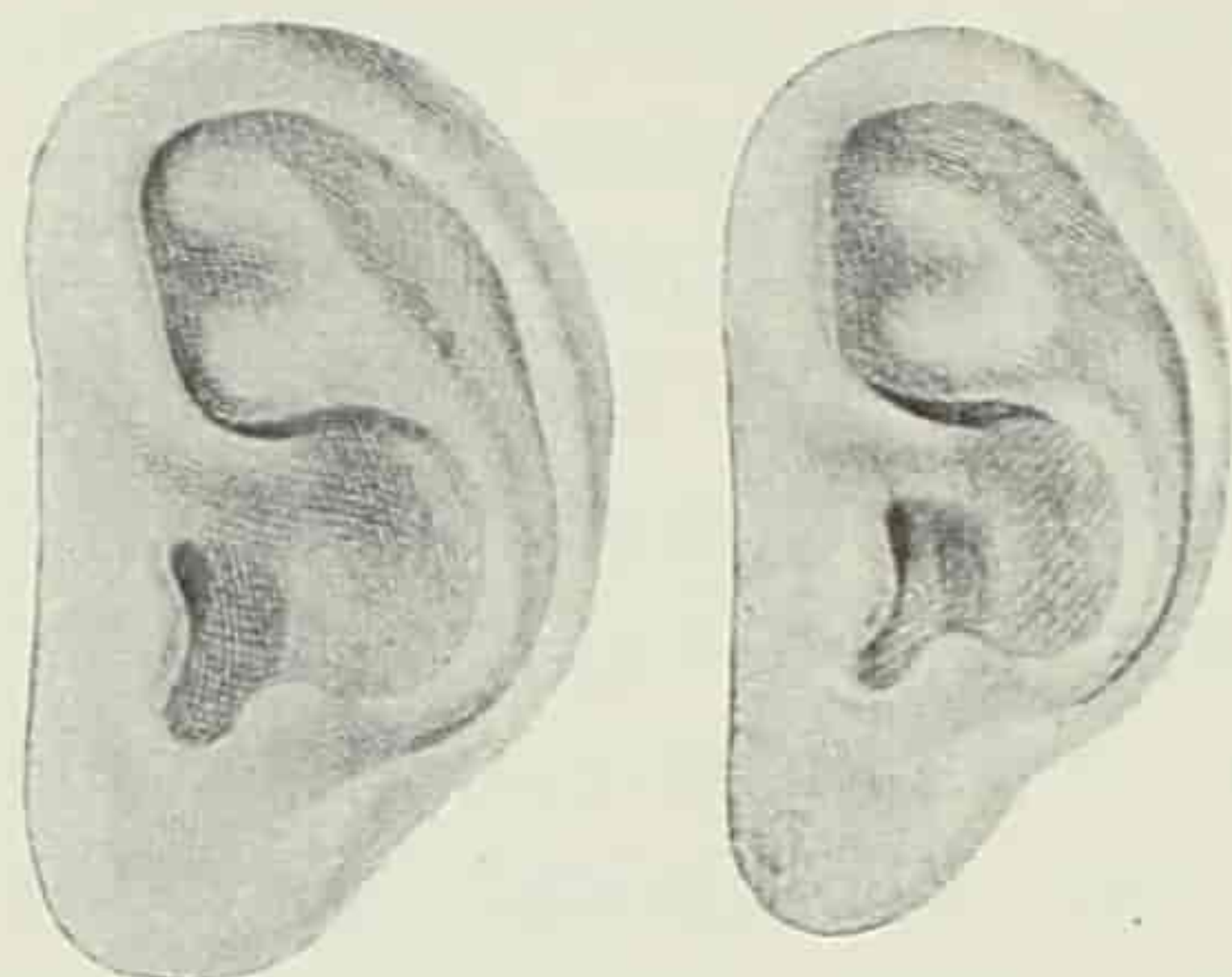
Den eigentlichen Maßstab für die Länge des Ohres gibt die Länge der normalen Nase ab. Die Ohren sollen niemals länger noch kürzer sein als die Nase des gleichen Gesichts. Aber auch der Schädelbau ist hierfür maßgebend. Regelmäßig gebildete Ohren stimmen mit anderen Teilen der Physiognomie meist überein. Lange und schmale Ohrmuscheln finden wir bei hochgebauten, kurze und breite bei runden Köpfen. Wo die Formation von dieser Regel abweicht, werden beim Betreffenden abweichende Nuancen in irgendwelcher Beziehung des Geisteslebens zu finden sein. Bei verkümmerten Ohrmuscheln und ungünstigem Kopfbau können wir auf geringere Grade der intellektuellen Fähigkeiten schließen. Schöngeformte Ohren, mit normaler Größe und richtiger Stellung zum Schädel, werden wieder Zeichen guter Entwicklung der Gehirneorgane und Sinnes-



werkzeuge sein. Freilich nicht deshalb „weil das Ohr so oder anders geformt ist, bemerkt Reich hierzu, sondern weil dessen Gestalt die Folge der nämlichen Verhältnisse ist“, wie die unedlere Gestaltung der Organe bei minderen intellektuellen Fähigkeiten.

Nr. 122

Nr. 123



Männer- und Frauenohr

„Ich habe Gelehrte und Künstler kennen gelernt, führt er zu diesem Punkte weiter aus, welche Außerordentliches leisteten und dabei Ohren hatten, die durch Form ebenso wie durch Größe geeignet waren, Schrecken einzuflößen; was aber diesen Persönlichkeiten meistens fehlte, war Grazie, feiner Schliff, Ritterlichkeit und die kennzeichnende Sensibilität des Genius, ohne welche auch die besten Leistungen etwas Spezielles bleiben.“

Die Größe der Ohren hängt auch vom Geschlecht ab. Frauen haben im allgemeinen kleinere, niedlichere, kindlichere, Männer größere, breitere und kräftigere Ohren. Den Unterschied sehen wir bei den Abbildungen 122 und 123. Allzu kleine Ohren verleihen dem Gesicht etwas Kindliches, Unreifes, sie treten auch mit einem größeren Maß von Sensibilität auf. Zu große Ohren sind Zeichen geringerer Sensibilität, bei edleren Gesichtsformen Zeichen bedeutender Verstandeskräfte, bei unintelligenten dagegen Merkmale der Schwerfälligkeit. Carus sagt: „Ganz kleine Ohren werden immer der Ausdruck der Unentwicklung oder Verkümmernng sein und sehr große ein Zeugnis ablegen für höhere und edlere Entwicklungsfähigkeit des Geistes.“

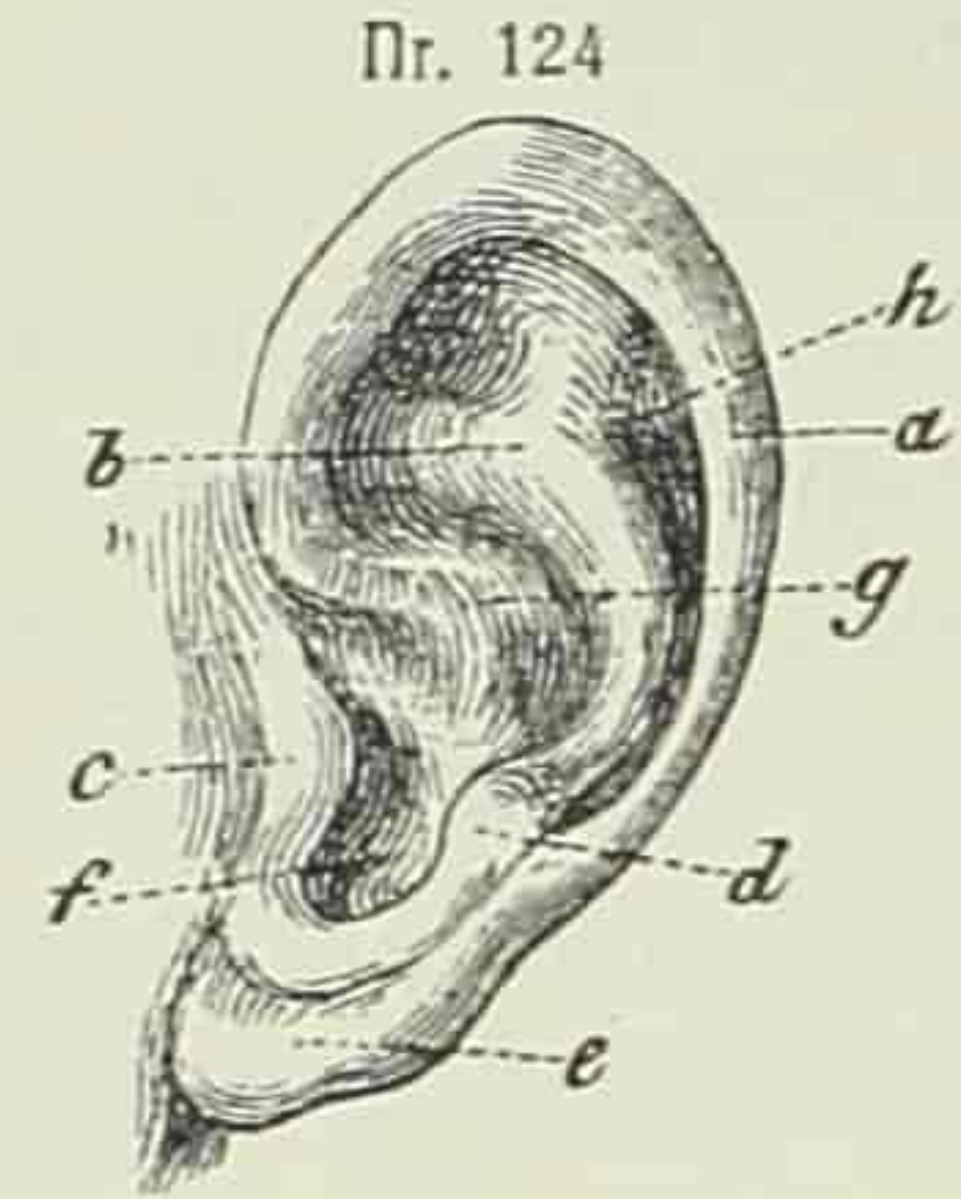
Die alten Physiognomen haben die Deutung der Ohrformation sich sehr leicht gemacht. Verhältnismäßig lange Ohren weisen die Hasen, Kaninchen, Fledermäuse und Esel auf, ergo sagten sie, sind lange Ohren beim Menschen der Ausdruck von Furcht, Unselbständigkeit, Mangel an Selbstvertrauen und Kraft. Von den relativ kleinen Ohren, wie sie bei Löwen, Tigern, Bären und Wölfen anzutreffen sind, schlossen sie auf größere Energie, Mut, Entschlossenheit, Beständigkeit und Willenskraft. Aristoteles nahm das große Ohr aus unbekanntem Gründen noch



schnell in Schutz und pries es als Zeichen eines guten Gedächtnisses. Diese Schlußfolgerungen sind natürlich falsch.

Große Ohren finden wir beispielsweise an Bismarcks dickem Schädel und an dem relativ hohen Moltkes. Feige, kraftlos, unentschlossen war aber keiner von beiden.

Hier werden spätere Forschungen genauere Aufschlüsse geben. Wie es selten einen sogenannten „Normalmenschen“ gibt, so finden wir selten ein ganz normales Ohr. Wir können seine Form auch nur annähernd bestimmen, wie wir den Normalmenschen nur annähernd bestimmen können. Die Variationen sind zahllos, endlos. Die Abbildung

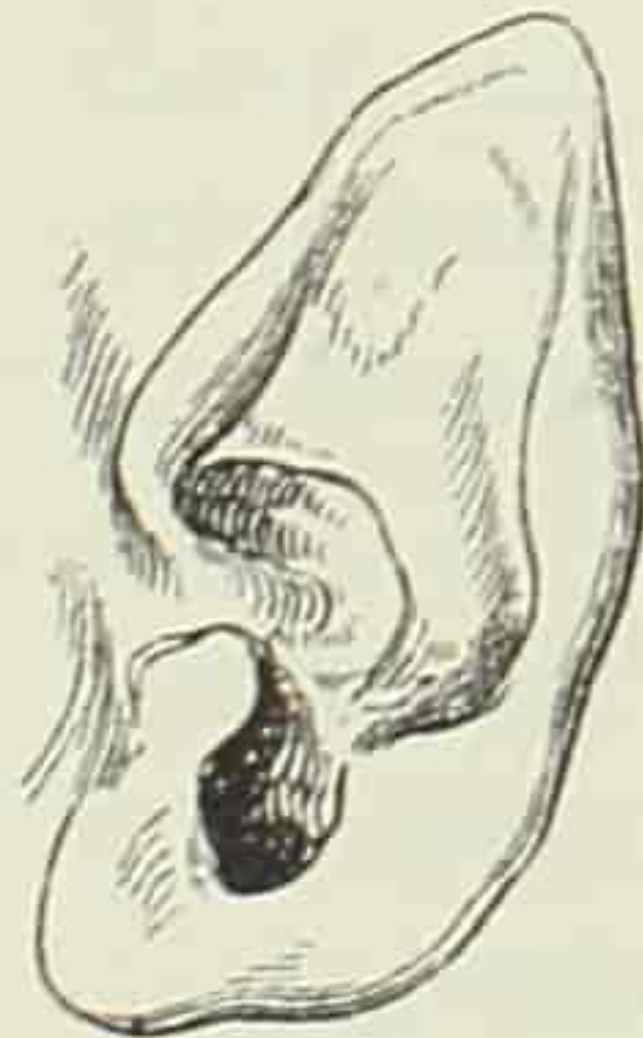


des gut ausgebildeten nebenstehenden, Ohres entnehmen wir dem mehrfach genannten Werke von Carus. Wie unvollkommen, verbildet oder übertrieben sind bei den verschiedenen Ohrformen die Ohrkrempe (a), der sogenannte Anthelix (b), die vordere Ohrklappe (c), die hintere Ohrklappe (d), das Ohrläppchen (e), der Ohrausschnitt (f), die Muschel (g) und die Rahngrube (h). Ein vergleichender Blick auf die Abb. Nr. 124 bis 127 sagt uns mehr als Worte sagen können. Wir fühlen zwar selbst das unproportionierte und Disharmonische zwischen den Affen- (Nr. 125), Faun- (Nr. 126) und Vöfelohren, obwohl wir noch außerstande sind, Merkmale zu nennen, die für plebejische Eigenschaften charakterloser Fisch-, Markt- und Schiffswreiber sprechen. Erst eine spätere Zeit wird uns für die jeweiligen

Nr. 125



Nr. 126



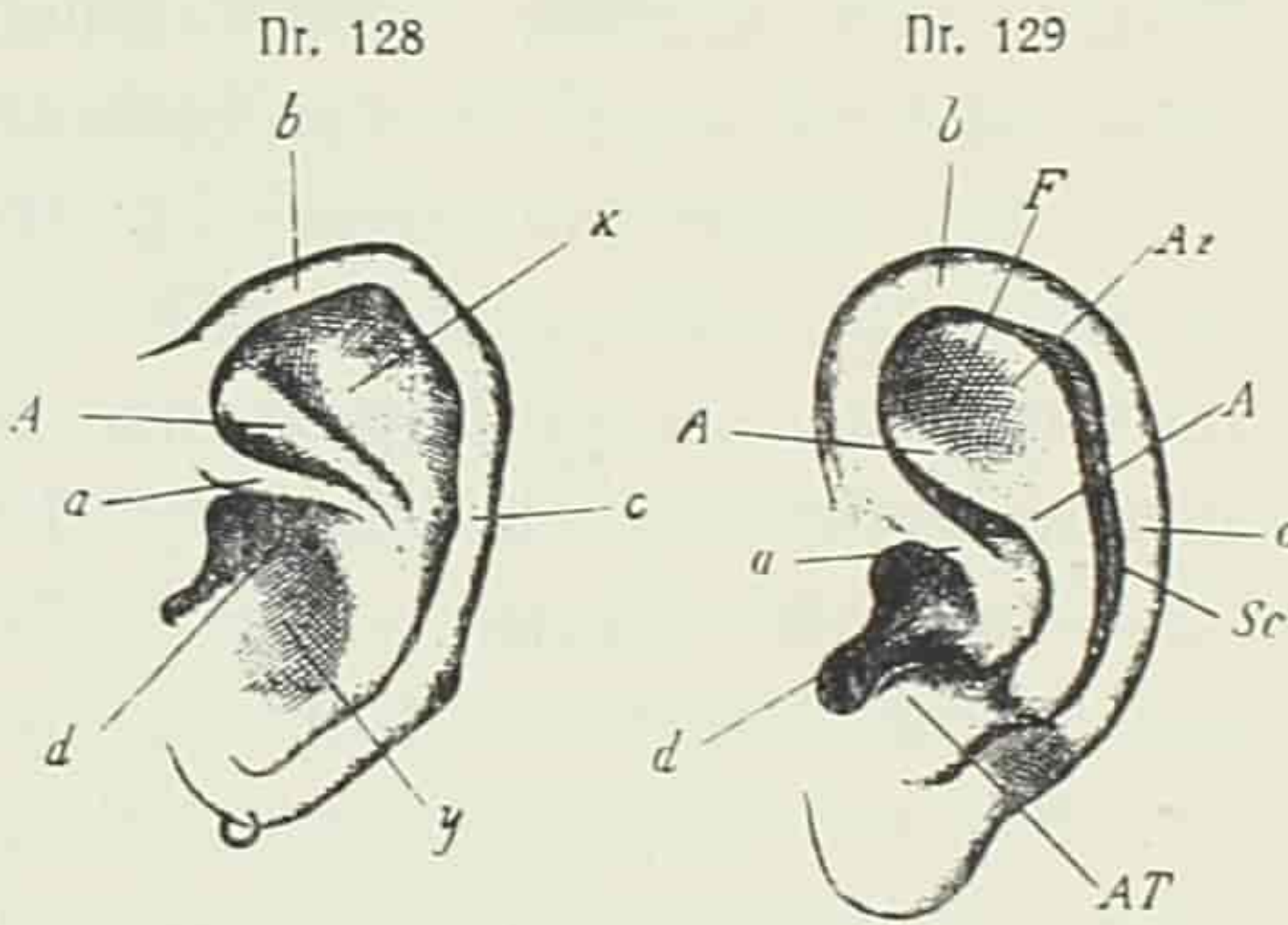
Nr. 127



Stärkeverhältnisse der verschiedenen Teile zueinander und ihrer charakterologischen Bedeutung wertvolle Aufschlüsse liefern. Heute wissen wir nur, daß ungleich entwickelte Ohren, namentlich wenn das eine nur einen schwachen verkümmerten Ansatz auf-



weist, Zeichen der Degeneration sind. In zweifelhaften Fällen wird immer dem Kopfbau besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden sein, der bei der Beurteilung den Ausschlag geben muß, weil verkümmerte Ohren mit der prächtigsten Schädelformation gemeinsam auftreten können. Bei guter Kopfbildung würden verkümmerte Ohren nicht als Zeichen niederer Entwicklung, sondern als solche der Degeneration zu betrachten sein. In abnormen Fällen werden wir auch abnorme Züge im Wesen ihres Trägers wahrnehmen. Zum Beweis sei Mozart angeführt, der alles, nur kein gleichmäßiger, ruhiger, harmonischer Charakter war. Sein seltsames Ohr sehen wir auf dieser Seite einem normal entgegenübergestellt. Hören wir, was Prof. Gerber in Königsberg darüber sagt\*): „Schon dem Laien wird die sonderbare Gestalt auffallen. Die äußerste Begrenzung des Ohres, der Ohrrand (b c), der für



gewöhnlich in einer schön geschwungenen Bogenlinie verläuft, deren auf- und absteigender Teil ein untrennbares Ganze bildet, ist nämlich bei Mozarts Ohr mehrfach stumpfwinklig geknickt. Von all den charakteristischen Leisten (A, A2, At) in der

Ohrmuschel ist bei ihm fast nichts vorhanden. Die hohle Ohrmuschel stellt nur eine glatte, fast garnicht weiter modellierte Ebene dar, die der Muschel ein dürftiges, charakterloses Aussehen gibt. Wie der knorpelige, weicht auch der fleischige Teil des Ohres von der Norm ab; denn das dem Menschohr sonst eigentümliche Lappchen fehlt Mozarts Ohr vollkommen. In dem kleinen Rest, der wohl vorhanden ist, trug der Meister einen Ring. In seiner Gesamtform gehört das Mozartsche Ohr zu den Breitohren. Anthropologisch steht das Breitohr tiefer als das Langohr, das die kaukasische Rasse auszeichnet, während niedrigere Menschenrassen (Neger u. a.) breitohrig sind. Mozarts Ohr muß also auf einer niederen Entwicklungsstufe stehen geblieben (oder ein Degenerations-

\*) Deutsche med. Wochenschrift Jahrg. 1898 Nr. 22.



zeichen, Anm. des Verf.) sein, es zeigt eine Mißbildung, die wir als sehr unschön empfinden. Eine eigentümliche Ironie des Schicksals hat

Nr. 130



dem Manne, dessen innerliches Ohr sozusagen die höchste menschliche Entwicklung erreicht hat, ein zurückgebliebenes, mißbildetes äußeres Ohr gegeben."

Für die Begünstigung des Gehörs scheint ein Winkel von etwa 45 Grad erforderlich zu sein, unter welchem die Ohren vom Kopf abstehen. Diesseits und jenseits dieser Grenze bleiben die auf das Ohr auftreffenden Schallwellen wirkungsloser. Aus diesem Grunde suchten einige

Schriftsteller Beziehungen zwischen Ohrstellung und Gehör zu konstruieren. So sagt einer: „Ein Individuum mit geräumiger, weit abstehender Ohrmuschel wird scharf, wird vorzüglich, aber im allgemeinen nur wenig psychisch hören. Die Veredelung des Hörens besteht in der Steigerung der Qualität; daher findet man das psychische Ohr bei den noblen Organisationen, das somatische Ohr bei den plebejischen

Nr. 131

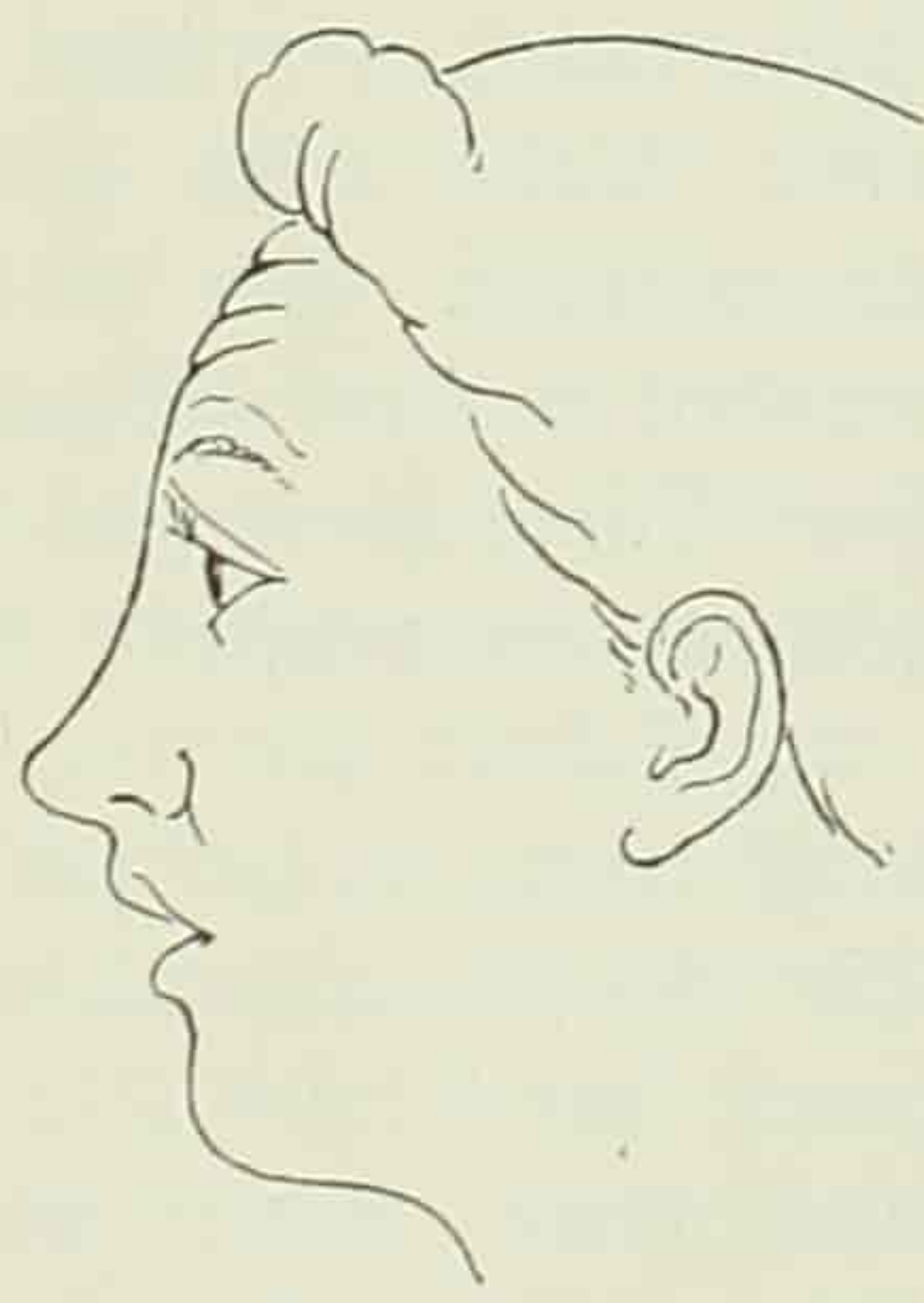


Träger Blick und offener Mund

Polizeispionen,

Dickessern,  
Biertrinkern,  
Materialisten  
des Geldsacks,  
unharmonisch  
angelegten Ge-  
lehrten und  
Künstlern, bei  
den Bauern  
und Phi-  
listern.“ Er-  
wiesen ist, daß

Nr. 132



Ueberraldung

schwerhörige Personen einen düsteren Gesichtsausdruck annehmen, wie er auch bei Beethoven in den letzten Lebensjahren zu finden war.



Versteckt, mißtrauisch ist der Blick, faltig die Stirne, verbissen der Mund, forschend, horchend die Gebärde des Schwerhörigen. Er legt die Hand ans Ohr, schüttelt den Kopf, ist unruhig, unbefriedigt und erscheint zuweilen erzwungen teilnahmslos. Wie weit Schwerhörigkeit mit erhöhter Sehschärfe aufzutreten pflegt, ist nicht klar gestellt, darüber gehen die Meinungen auseinander.

Zum Gehörsinn stehen darum auch die Mundmuskeln in Beziehung, was im Kapitel „Der Mund“ schon gestreift wurde. Beim Lauschen im Theater, in der Volksversammlung, beim Vorlesenlassen usw. bleibt der Körper bewegungslos, im letzten Falle senkt sich sogar der Blick, um unabgelenkt hören zu können. Bei längerem Horchen hebt er sich und „wer aufmerksam horcht, sagt Piderit, wer auf ein undeutliches Geräusch lauscht, öffnet den Mund, um die Schalleindrücke möglichst vollständig, d. h. nicht allein durch das Ohr, sondern auch durch den Mund aufzunehmen und auf sich einwirken zu lassen. Dabei läßt man die Unterkinnlade schlaff heruntersinken, sodaß in der Profillinie des Gesichts die Unterlippe merklich gegen die Oberlippe zurücktritt.“ Bei Abb. 130 sehen wir, wie der Mund zur Steigerung der Schallwahrnehmung geöffnet, die Augenlider gehoben, die Nasenflügel gespannt sind. Dauern erhalt sich dieser Gesichtszug nur bei Ewigneugierigen, Schwerhörigen und Schwachsinnigen. Die letzteren stoßen immer auf Dinge, die ihnen unbegreiflich sind, die ersteren erfahren immer etwas neues, die Schwerhörigen müssen fortwährend horchen und lauschen. Auf diese Weise wird das Aufsperrn des Mundes schließlich zur Gewohnheit. Die drei Gattungen können trotzdem leicht unterschieden werden. Dem Neugierigen wird vor allem der lebhafteste, dem Schwachsinnigen der müde träge (Abb. 131), dem Schwerhörigen der prüfende Blick eigen sein.

Sobald die träge Aufmerksamkeit ein unerwartet schneller Eindruck trifft, malen sich im Antlitz die Zeichen der Ueberraschung. Die schlaffen Augenlider werden hochgerissen, der Unterkiefer sinkt herab, der Mund öffnet sich, Stirnfalten treten auf. Abb. 132. Auch diese Miene ist ein Zeichen schwachen Hirns und der Gedankenlosigkeit. Vorübergehend tritt sie in mehr oder minder häufigem Wechsel bei jedem Menschen auf und ist am leichtesten und dauerndsten in Puppen- und Zaubertheatern bei Dorf-



bewohnern wahrzunehmen. Sie empfangen die angenehmsten und tiefsten Eindrücke durch Augen, Mund und Ohren.

Einen höheren Grad stellt das Erstaunen dar. Zutreffend bemerkt Hughes hierzu: „Je weniger sich die Sinnesorgane dem Reize gewachsen zeigen, umso stärker erscheint das Erstaunen d. h. die plötzlich auftretende, erhöhte Aufmerksamkeit.“ Hier werden Mund, Lider, Brauen außergewöhnlich aufgerissen, dadurch entstehen kräftige Stirnfaltungen, der Blick ist starr, sprachlos der weitgeöffnete Mund. Abb. 133.

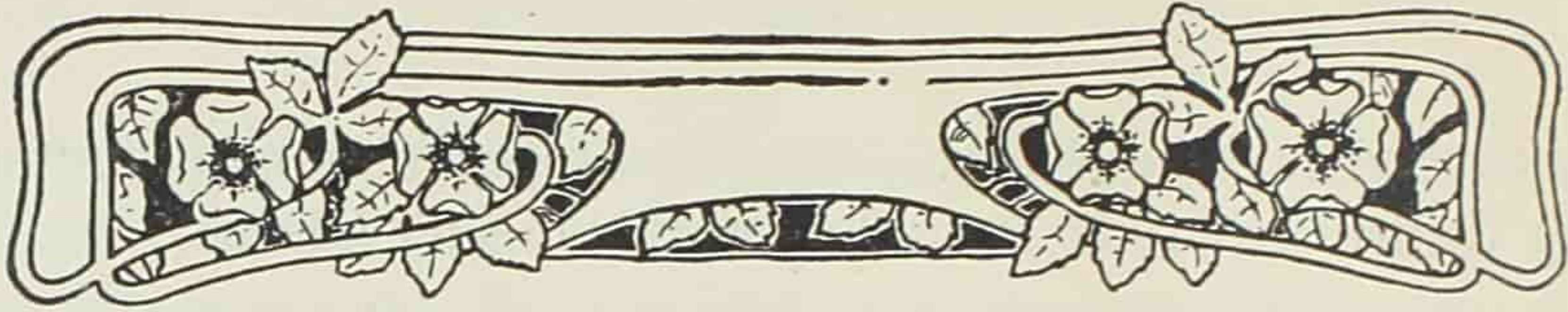
Der offene Mund ist aber auch ein bekanntes Greisenmerkmal. Sobald die Lebenskraft nachläßt, vermindert sich die Energie der Muskelspannung, der Mund bleibt offen. Hierzu trägt noch der späte und rasche Zahnverlust viel bei. Fallen die Zähne erst in hohem Lebensalter und in rascher Folge aus, dann gewöhnt sich der Greis nicht mehr an das feste Schließen des Mundes, die Lippen schrumpfen zusammen, der Mund erscheint geöffnet, obwohl er bei vollständigem Zahnersatz es nicht sein würde. Siehe Seite 165 Abb. Nr. 121. Das prächtige Greisenantlitz macht darum auch den Eindruck geistiger Beschränktheit.

Nr. 133



Das Ohr führt uns also nicht nur in das beglückende Reich der Töne ein, seine zahlreichen Besonderheiten in Bezug auf Größe, Umriß und Modellierung geben dem jeweiligen Träger nicht nur ein eigenartiges persönliches Gepräge, sondern es steht auch mit mimischen Vorgängen in Beziehung. Im Ohre werden uns einst, bei der nötigen Vorsicht und Berücksichtigung aller Nebenumstände, zuverlässige Ergänzungsmerkmale für die Wesensbeurteilung der Menschen zur Verfügung stehen. Welch ein Unterschied herrscht nur, ganz oberflächlich betrachtet, zwischen mangelhaft gebildeten, großhändigen, derben Frauen mit ungeschlachten Ohren und ihren zartorganisierten, klein- wie schönohrigen, feinangelegten Töchtern und Ehemännern! —





## Lachen und Weinen.

Den augenblicklichen Gemütszustand offenbart das Lächeln, Lachen oder Weinen. Die leiseste Regung dieser mannigfachen Reflexbewegungen gewährt den tiefsten Einblick in das Innere des Menschen. Durch sie erhält das Antlitz erst den vollendeten mimischen Ausdruck. Lachen und Weinen sind überaus komplizierte Erscheinungen, an denen die Atemmuskeln, Gesichtsmuskeln und Tränendrüsen Anteil nehmen. Mit den Entstehungsursachen haben sich namhafte Männer beschäftigt, sind verschiedene Theorien aufgestellt worden, um die vielverzweigten und verwickelten Formen zu erklären. Für unsere Betrachtungen sind die langatmigen theoretischen Erörterungen belanglos. Eingehend beschäftigt sich damit Darwin, Bell, Hecker, Wundt, Piderit; gute Ausführungen finden wir bei Schopenhauer, Th. Vischer, Cuno Vischer, Wackernagel und Hermann Heller. Der angehende Physiognom muß die Arbeiten dieser Männer selbst zur Hand nehmen.

Dem Lachen sowohl als dem Weinen liegen ausgesprochene Seelenstimmungen zu Grunde. Beide sind Reaktionen auf äußere oder innere Reize, obwohl sie gegensätzlichen Ursachen entspringen und gegensätzlich im Ausdruck sind. Das Lachen entspringt dem Wohlbehagen, erfolgt auf den körperlichen Reiz des Kitzelns und durch Vorstellungen an freudige Eindrücke. Dieser Anschauung entspricht das alte Sprichwort „Wer gern lachet, der kitzelt sich selbst“. Große Freude wirkt erregend, antreibend auf das Nervensystem und erweckt das Bedürfnis des Lachens. So erklärt sich auch die Wirkung des Witzes und des Komischen. Vom Witz, sagt Piderit, wird „unerwartet eine Vorstellung wachgerufen“, ein „imaginäres Kitzelgefühl“ ver-



ursacht, das „umso intensiver wirkt je plötzlicher“ die Vorstellung auftritt. Das Weinen beruht auf Unlustgefühlen und tritt bei körperlichem Schmerz und schmerzhaften Vorstellungen auf.

Das Lachen ist der Ausdruck der Freude. Je reiner diese Freude ist, je unvermuteter sie auftritt, umso heftiger, hinreißender, ansteckender und herzlicher ist das Lachen. Wenn die Freude intensiv ist, heißt es bei Darwin, „so führt sie zu verschiedenen zwecklosen Bewegungen, zum Herumtanzen, Indiehändeschlagen, Stampfen usw. und zum lauten Lachen. Das Lachen scheint ursprünglich der Ausdruck bloßer Freude oder reinen Glückes gewesen zu sein. Wir sehen es deutlich bei Kindern, wenn sie spielen und dabei beinahe unaufhörlich lachen. Wenn Leute, die schon aus der Kindheit heraus sind, recht ausgelassen sind, so hört man von ihnen immer viel sinnloses Lachen. Das Lachen der Götter wird von Homer beschrieben „als der Ausdruck ihrer himmlischen Freude nach ihren täglichen Gelagen.“ — Dieses herzhaftes homerische Gelächter, das wie ein Gebirgsquell aus reiner Kehle sprudelt, unterscheidet sich doch wesentlich vom wilden Lachen aus vollem Halse, von dem bäuerischen Lachen, bei dem der innere Mensch eigentlich nicht mitlacht, bei dem keine freundliche Spur mehr auf den Zügen sich findet, sobald das Lachen vorüber ist. Das ist das Lachen der Geistesarmen, denen die Beherrschung fehlt, die nach dem Bauernwort „a dicke Löbe und an dünne Verstand“ haben. Beim Lachen können wir mitunter sehr rasch die Bildungsstufe, das angeborene oder anerzogene Taktgefühl und seine Beherrschungsfähigkeit erkennen.

Jeder Mensch hat sein besonderes Lächeln und Lachen: der Verständige, der Stolze, der Gezierte, widerlich Affektierte, der Oberflächliche, der scharfsinnig Denkende, der Heimtückische, der Boshafte, der Ironische, der Idiot und der Narr. Sie alle lachen in ganz charakteristischer Weise und in den verschiedensten Tonarten. Es wird gefächert, geschmunzelt, geschrien, gequieft, geheult, gebrüllt, ja selbst gewiehert und gemedert. Das Lachen wirft unverkennbare Lichtblitze aus den verborgensten Tiefen des Charakters in den Kreis unserer Wahrnehmungsmöglichkeiten, unseres Untersuchungsfeldes. Die Lachtöne werden einer späteren Zeit als Fundgrube für charakterologische Studien dienen. Doch



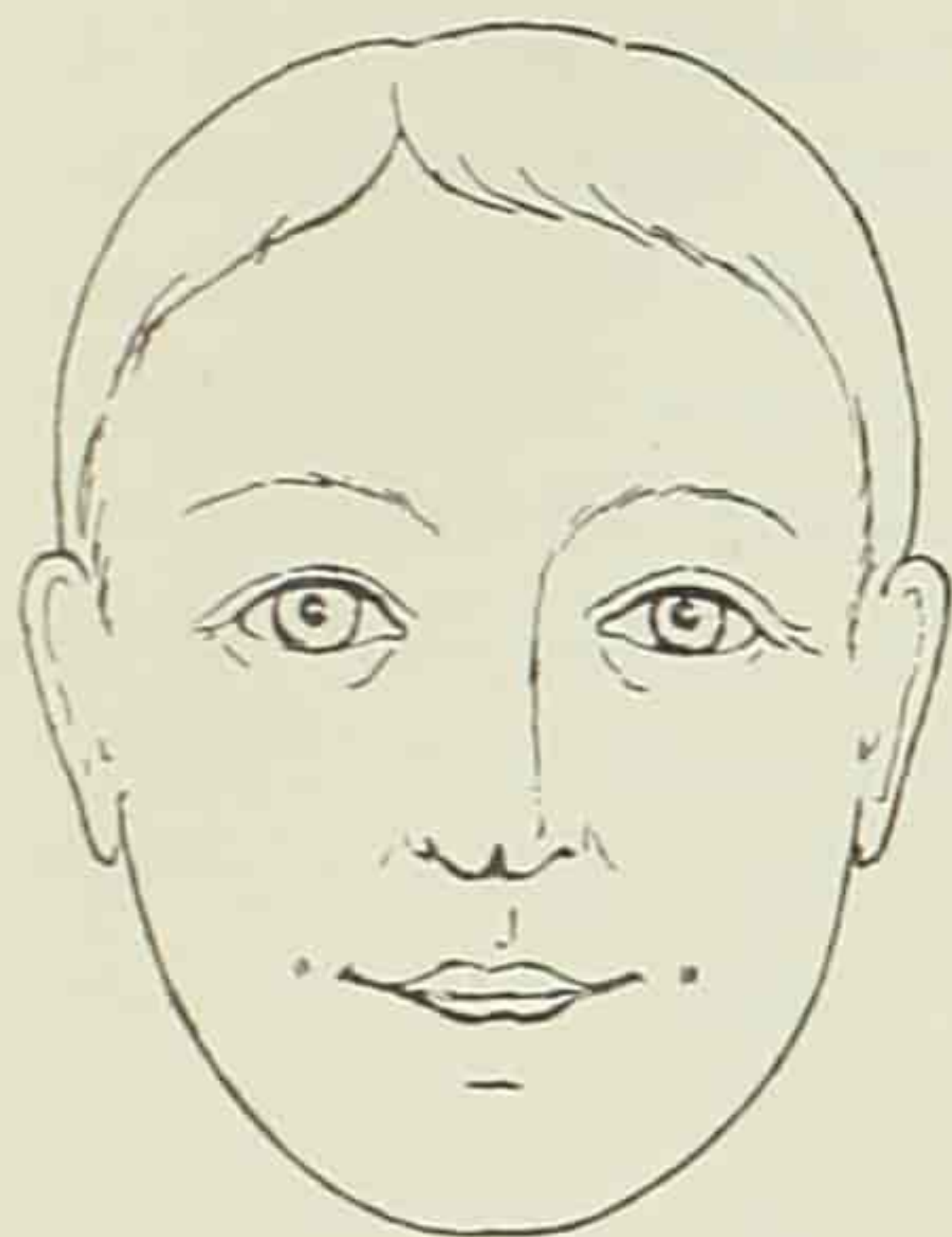
erst mit der Verbesserung und Verbilligung des Gramophons werden wir hier Fortschritte machen. Solange bleibt uns die ganze Tiefe dieses lautsprudelnden Bornes verschlossen. Abbé Damasceni ging sicher zu weit, wenn er die Temperamente an den Endvokalen ihres Lachers erkennen und die Hahahalacher als Choliker, die Hehehe als Phlegmatiker, die Hihhi als Melancholiker und die Hohoholacher als Sanguiniker bezeichnete. Wären die vier Temperamente damals nicht stereotyp gewesen, würde er auch einen Huhuhucharakter genannt haben. Aber ein wahrer Kern läßt sich auch hier nicht leugnen. Allgemein stimmen die Beobachtungen überein, daß junge Mädchen meistens auf hihhi kichern, Frauen lachen auf hehe, hihhi und laut auf haha, Männer dagegen lassen ein kräftiges haha oder hoho ertönen. Es ist auch nicht Zufallsache, daß Karl Julius Weber von Napoleon schreiben konnte, „das Lachen des Helden meiner Zeit war ein tiefes, heiseres Lachen, das schon allein das Vertrauen scheuchte.“

Die günstige Eigenschaft des Lachens für die Gesundheit wurde von den ältesten Gelehrten anerkannt und kann hier übergangen werden. Nicht unerwähnt soll ein Ausspruch des geistvollen Engländers Dr. Arbuthnot bleiben, der im 18. Jahrhundert in einer Abhandlung den Satz aufstellte: „Ein Bühnenkomiker, der in einer kleinen Stadt seiner Zuhörerschaft acht Tage lang einen tüchtigen Lachkursus bereitet, macht sich in dieser kurzen Zeit um ihre Gesundheit mehr verdient, als alle anfassigen Aerzte im ganzen Jahre.“ Die gesundheitliche Seite bei unserer Betrachtung ist deshalb von Wert, weil der grimmige, magenverstimmte Hypochonder garnicht oder nur selten lachen und der Lustige nicht nur über fortgesetzt gute Stimmung, sondern auch über guten Stoffwechsel verfügen wird. Der Stoffwechsel beeinflusst die Stimmung und die vorherrschende Stimmung schafft dementsprechende Charaktermerkmale. Selbst der düstere Nießsche mußte die wohltätige Macht des Lachens anerkennen und sagte: „Das Lachen sprech' ich heilig, vergeßt mir das Lachen nicht, — lernt mir lachen.“

Die Stufen der freudigen Stimmung sind: gute Laune, Heiterkeit, Freude und Ausgelassenheit. Der Ausdruck des Wohlbehagens nach einem guten Essen, erfrischenden Spaziergang, bei völliger Schmerz- und Sorgenlosigkeit zeigt die gute



Nr. 134



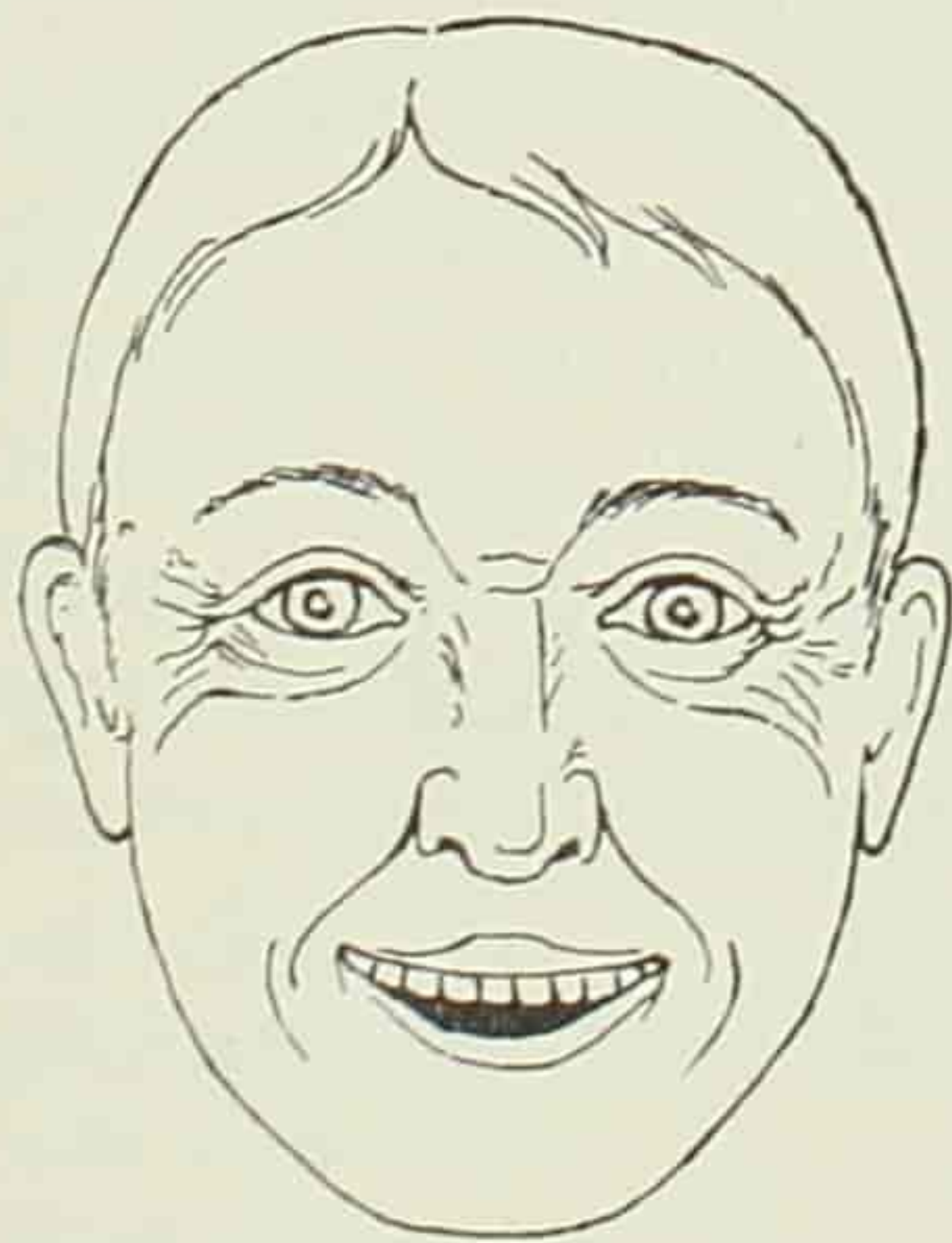
Laune an. Man macht den Eindruck wohl aufgeräumt zu sein, die Augen glänzen, die Mundwinkel sind etwas gehoben, und zwanglos, aus offener Seele gibt man sich dem vollen Genusse der Unterhaltung, des Spieles oder anderen Beschäftigungen hin. Gutgenährte Personen schmunzeln behaglich in dieser Stimmung.

Eine Steigerung der guten Laune ist die Heiterkeit, die mit leichtem Lächeln auftritt. Hier ist der Blick

rascher, die Lider sind gehoben, die Stirne glatt, wir sagen, sie ist heiter. Um die Mundwinkel tritt ein leises Zucken auf. Wo einige Fasern der Lachmuskeln mit der Wangenhaut verwachsen sind, künden leichte Wangengrübchen die gehobene Stimmung an, die dem Gesicht einen anmutigen Ausdruck verleihen. (Abb. 134.) Wangengrübchen treten bei blühendem Ernährungszustand intensiver in Erscheinung. Geht das Lächeln ins Lachen über, dann verschwinden die Grübchen, und es kommen die fürs Lachen charakteristischen Wangenfalten zum Vorschein. Diese laufen mit der von den Nasenflügeln bis zum Mundwinkel sich bogenförmig ziehenden Mundfalte in ihrem unteren Teil parallel. Die langen Mund- und kürzeren Wangenfalten sehen wir deutlich auf Abb. Nr. 135. Mundfalten sind ferner zu sehen bei Nr. 1, 2, 4, 39 und auf Luthers Bild auch Wangenfalten.

Während beim Lächeln der süßliche Zug vorherrscht und der Mund geschlossen ist, werden beim Lachen unter der breitgezogenen Oberlippe die Zähne sichtbar, und mit den Wangenfalten treten, namentlich bei älteren Gesichtern, an den äußeren Winkeln der Augen die Systeme von Fältchen in Erscheinung, die man „Krähensfüßchen“ oder „Hahnenpfötchen“ nennt. Durch das gewohnheitsmäßige Zusammen-

Nr. 135





ziehen dieser Partien bleiben sie, wie die emporgezogenen Mundwinkel, den älteren, faltigen Gesichtern dauernd eigen. Dieses gleichmäßige leichte melodiose Lachen zeigt uns bereits den Zustand gesteigerter Freude, Lustigkeit und des Vergnügens an. Bevor wir jedoch dieses Stadium genauer bezeichnen, müssen wir noch einzelne Formen des Lächelns betrachten.

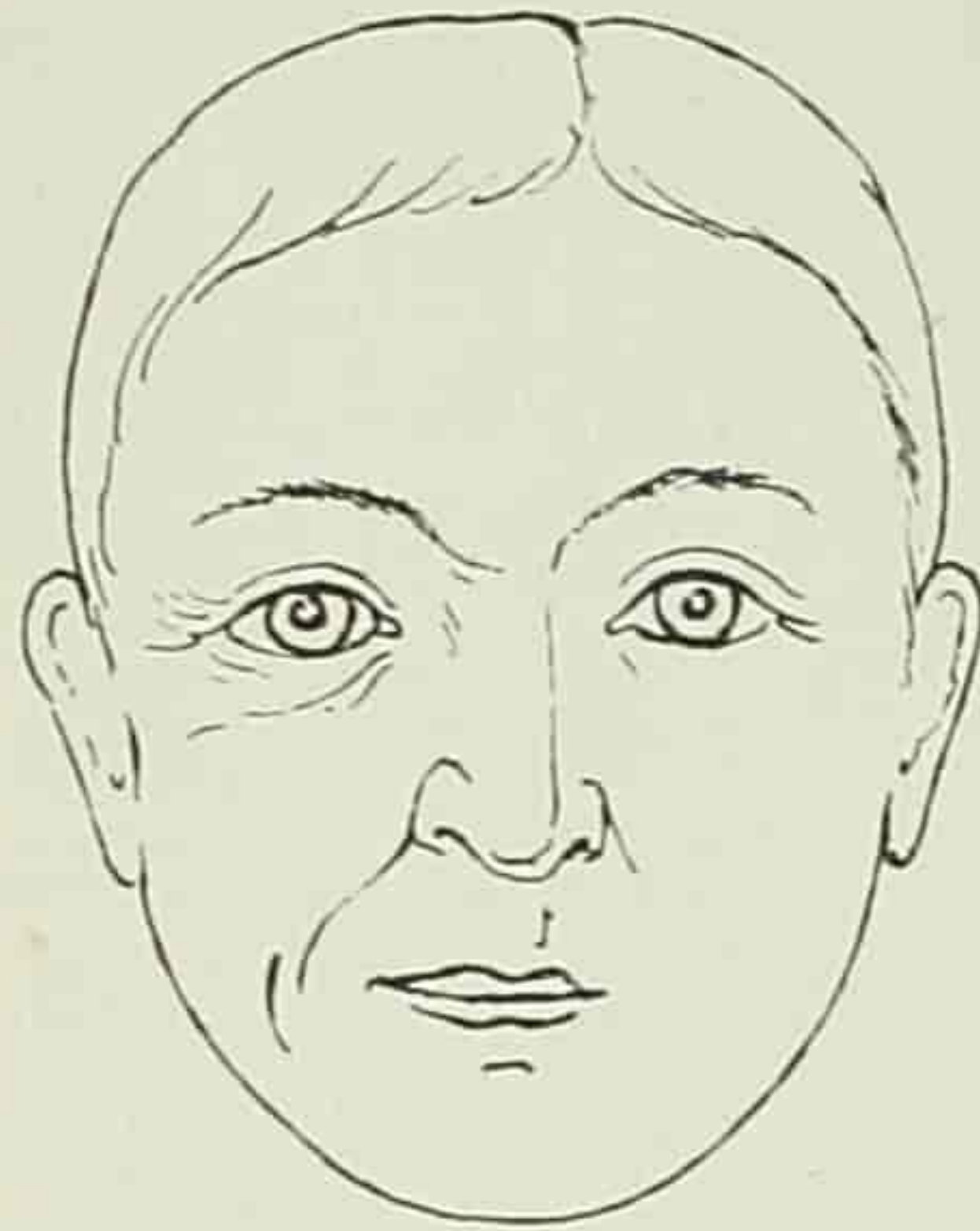
Höhere Kultur, verfeinerte und verschlimmerte Sitten schufen das Kunstlachen. Dieses ist vom Naturlachen so himmelweit entfernt, wie das unschuldige Lächeln des Kindes von dem geschulden, vom Spiegel kontrollierten Lächeln der alternden Buhle, der Höflinge und Diplomaten — so verschieden, sagt Weber, „wie die Schminke der Damen von den Rosen der Landmädchen.“ Naturlachen bringt das Innere in vollster Offenheit zum Ausdruck, Kunstlächeln meist das Gegenteil. Hier gilt dasselbe wie bei der bekannten Redensart, „dazu lache ich nur“. Der Betreffende gibt zwar vor zu „lachen“, obwohl er mitunter lieber weinen möchte. Diplomaten, Staatsmänner und Weltleute sind Meister in dieser Kunst. Ihr künstliches, angenommenes Lächeln bringt nie zum Ausdruck, was der keusche Busen hegt. Für Talleyrand war nicht nur die Sprache dazu da, die Gedanken zu verbergen, sondern auch das Lächeln. Murat, der spätere König von Neapel, sagte von ihm: „wenn dieser Vater der Heuchelei und Lüge einen Fußtritt von hinten bekäme, so würde der vor ihm Stehende keine Spur in seinem lächelnden Gesicht bemerken.“ Es gibt Menschen, die es in der „Kunst des Höflichkeitsgrinsens“ zur seltenen Vollendung brachten, stundenlang diesen Ausdruck beibehalten und jeden über ihre Absichten täuschen können. Dieses Lächeln beruht auf Uebung.

Zu diesen Beherrschungsarten gehört das „in sich hinein“, das „sich ins Fäustchen lachen.“ Wir finden es mit „Bauernschlaubeit“ gepaart, ebenso bei Geizhalsen und Wucherern. So gibt es zahllose Variationen des Lächelns, bis zum teuflischen Schurkenlächeln, von dem Shakespeare den Hamlet über den König sagen läßt, als er seines Vaters Geist gesprochen:

O Schurke! lächelnder, verdammtter Schurke!  
Schreibtafel her, ich muß mirs niederschreiben,  
Daß einer lächeln kann, und immer lächeln,  
Und doch ein Schurke sein.



Beim gezwungenen Lächeln tritt die Mundbewegung oft nur einseitig auf. Das Gesicht verrät die Zweifel, ob man lachen soll oder nicht. So pflegen verwirrte, verlegene, unschlüssige und blasierte Menschen zu lächeln. Die eine Gesichtshälfte verharrt in Ruhe, die andere zeigt die charakteristischen Merkmale des Lachens wie Abb. 136. Kehren diese Züge regelmäßig wieder, so haben wir es mit Schüchternheit und Unsicherheit zu tun. Dieser Ausdruck kann auch zu falschen Schlüssen Anlaß geben. Es gibt Menschen, die beim Lächeln einen Mundwinkel stärker verziehen, wenn die Ausbildung der Mundmuskeln eine ungleichmäßige ist. Wie ein Auge, ein Ohr oder Bein stärker entwickelt sein kann, so auch die Gesichtsmuskeln der einen oder anderen Seite.



Hinter dem „nichtsagenden“ Lächeln verbirgt sich außerdem Interesslosigkeit, Lauheit und Unwissenheit. Das letztere sehr oft hinter dem „gnädigen Lächeln“ der Reichen und Mächtigen dieser Erde. Gewisse Formen des Lächelns sind verpönt, sie verletzen und gelten als Verstöße gegen gute Umgangsformen. Zwei dieser Arten geißelt Heine, indem er seinem Atta Troll folgende Worte in den Mund legt:

Mich verletzte stets am meisten  
 Jenes sauersüße Zucken  
 Um das Maul — ganz unerträglich  
 Wirkt auf mich dies Menschenlächeln!

Weit impertinenter noch,  
 Als durch Worte offenbart sich  
 Durch das Lächeln eines Menschen  
 Seiner Seele tiefste Frechheit.

Schopenhauer erteilt den Rat,\*) die Aufrichtigkeit eines Freundes mit einer uns widerfahrenen Unannehmlichkeit zu prüfen. Fährt bei der Schilderung ein Lächeln über seinen Mund, dann ist er sehr schadenfroh, folglich unehrlich, unaufrichtig.

\*) Paränesen und Maximen.



Die gesteigerte Freude tritt mit gesteigerten Muskelbewegungen, lautem herzlichen, schallenden Lachen auf. Die Phantasie arbeitet schneller, die Gedanken sind reger, der Kreislauf ist stärker. Hughes charakterisiert dieses Lachen mit den Worten: „beim Anblick einer vollen Tafel oder einer Flasche guten Weines schwelgt der Epikuräer in Wonne und Seligkeit.“ (Abb. 135.)

Dauernde Freude nennen wir Frohsinn, den A. J. Weber als Lebensbalsam bezeichnet, welchen die Natur ihren Lieblingen schenkt, als wahren Fallschirm im gefährvollen Luftballon des Lebens, denn, so folgert er, „Heiterkeit gibt Zu-



Nr. 137

lachender Idiot

trauen zu sich selbst, Zutrauen gibt Mut und Mut Glück.“ Bei der eigentlichen Freude setzen auch die verschiedenen Lachtöne ein. Schopenhauer bemerkt hierzu: „Je mehr ein Mensch des ganzen Ernstes fähig ist, desto herzlicher kann er lachen. Menschen, deren Lachen stets affektiert und gezwungen herauskommt, sind intellektuell und moralisch von leichtem Gehalt, wie denn überhaupt die Art des Lachens und andererseits der Anlaß dazu charakteristisch für die Person ist.“ Zur gleichen Ansicht kam Schack; sich über denselben Punkt verbreitend und weiter folgend, sagt er: „Wie leer und klanglos tönt nicht jenes unnatürliche, affektierte oder verlegene Lachen, das sich ausnimmt als allerdevotester, pflichtschuldiger Tribut an die brühwarmen, aber sehr gnädigen und herablassenden Einfälle, die Seine Exzellenz vom Stapel gelassen, oder das einem leeren, aber bereitwilligen Gemüte entspringt, welches, arm an Geist, einen passenden Verlegenheitsausweg darin sucht, getreulich miteinzustimmen, so oft andere lachen.“ Lachen bei geringfügigen Ursachen gilt als Albernheit, Leichtsinns und Hanswurstigkeit; daher die verschiedenen Sprichwörter wie „am Lachen und Plarren

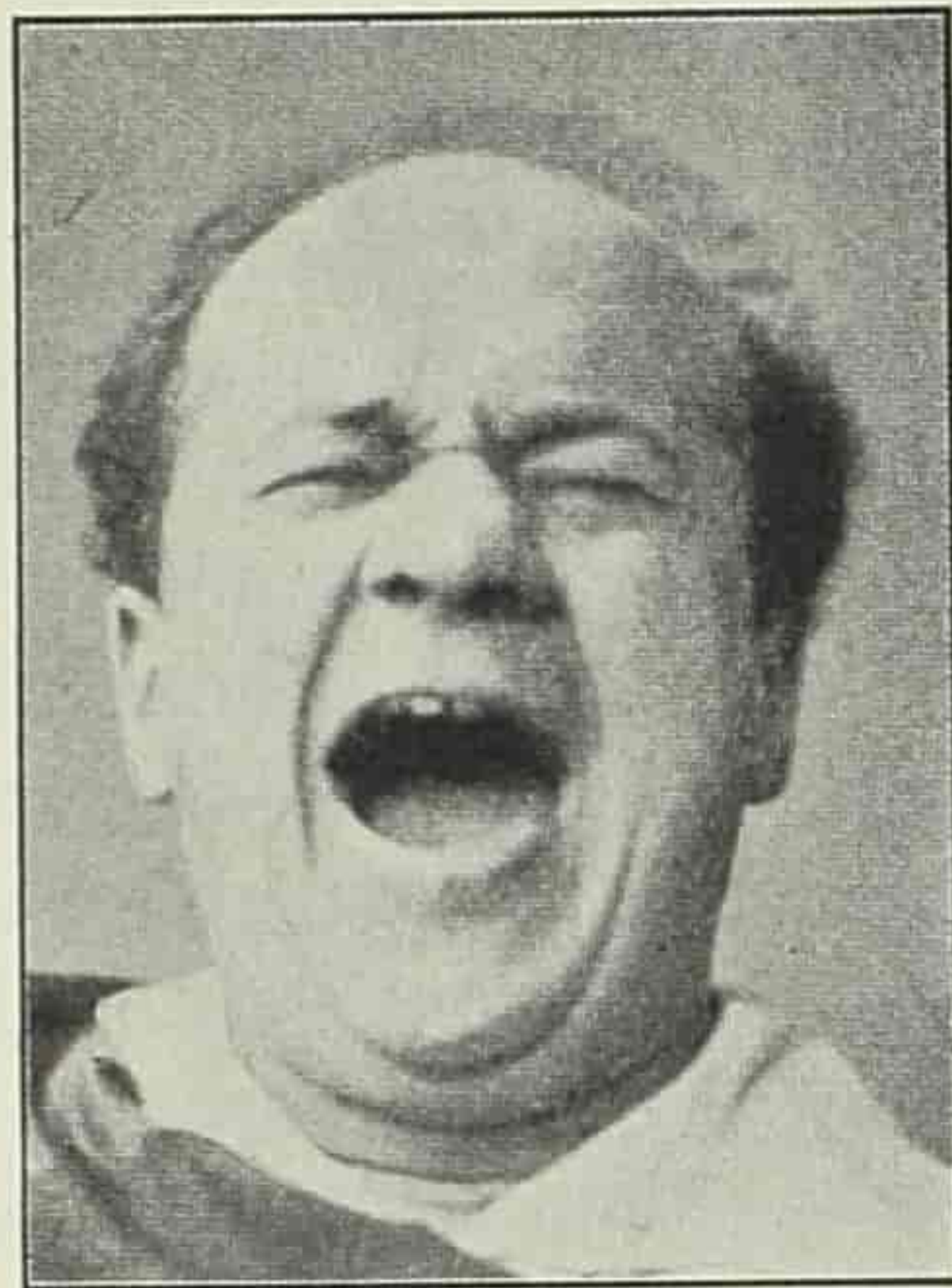


erkennt man die Narren“ usw. Abb. 137 zeigt das grundlose feelenlose Lachen des Idioten.

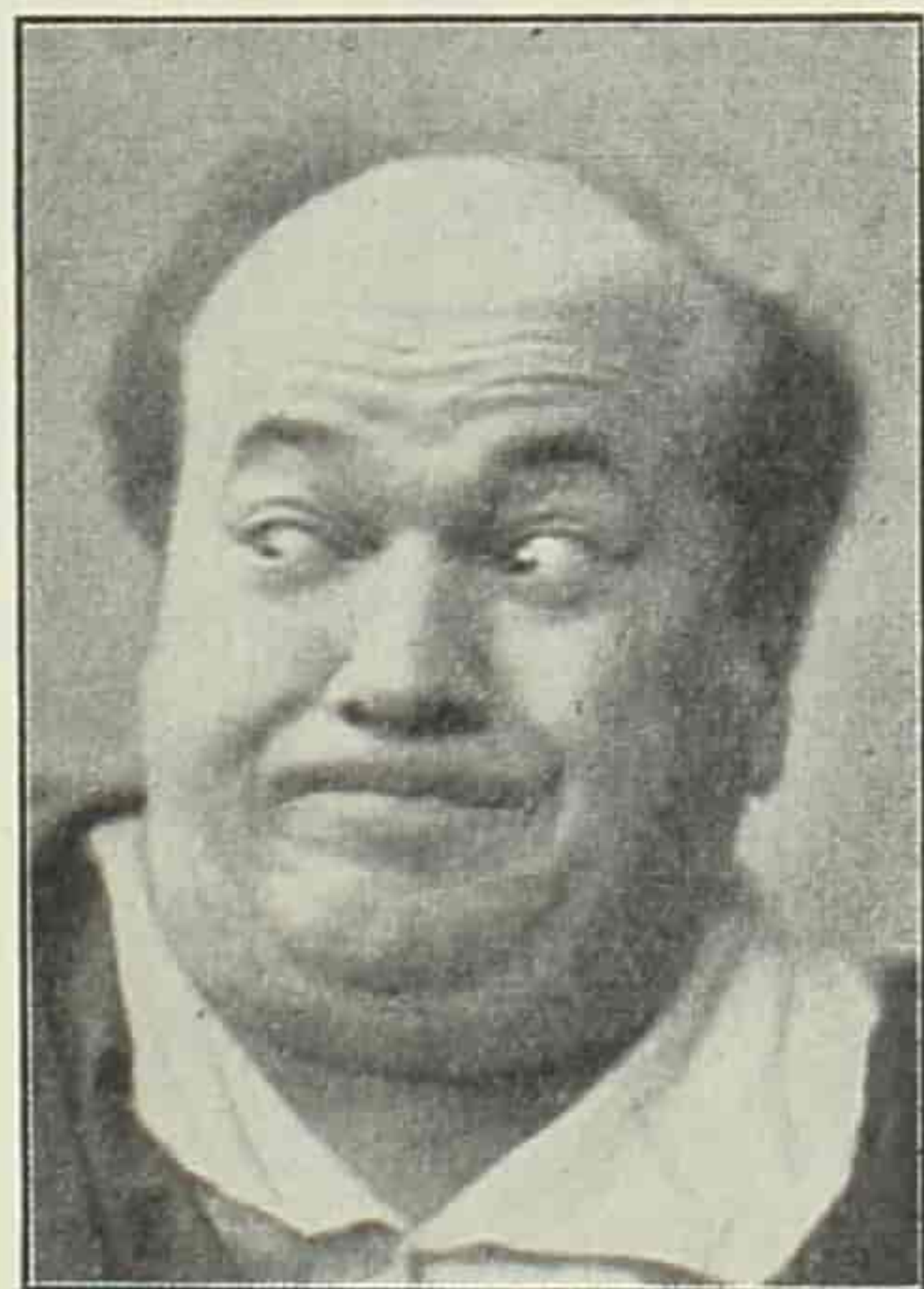
Steigert sich die innere Erregung, so setzt ein erhöhter Bewegungsdrang ein, man klatscht in die Hände, klopft dem Nachbar auf die Schulter, schlägt sich auf die Schenkel, haut auf den Tisch, man schwätzt, jubelt, jauchzt und lärmt unter heftigem Gelächter; man kann sich nicht recht beherrschen und befindet sich im Stadium der Ausgelassenheit. Hält dieses Lachen eine Weile an, so „schüttelt man sich vor Lachen“, „lacht sich krank“, lacht sich fast „zu Tode“, man stemmt sich die Seiten, Korpulente den Bauch, um die Schmerzen des Unterleibes zu lindern. Das Gesicht nimmt den Ausdruck des Mißbehagens an, zeigt den bitteren Zug und große Ähnlichkeit mit dem Weinen. (Abb. 138.) Die senkrechten Stirnfalten, die zusammengekniffenen Augen, die rollenden Tränen vervollständigen das Bild. Dieses krampfhaftes Lachen erweitert bei manchen Frauen sogar den Blasenhals.

Hughes unterscheidet noch ein höheres Stadium des Lachens, er bezeichnet es zwar als „höchstes Glück“, aber für den praktischen Physiognomen kommt es garnicht in Frage, weil es dem Lachkrampf der Hysterischen ähnelt, pathologisch ist und für die Charakterbeurteilung keinen Wert hat.

Das Lachen und Lächeln läßt unzählige Kombinationen mit anderen Zügen zu, die uns im täglichen Leben fast auf Schritt und Tritt begegnen und nicht immer leicht zu deuten sind. So gibt der versteckte, schwärmerische und hochmütige Blick, der süße, verachtende und saure Mundzug mit dem Lachen



Nr. 138. Lachen aus vollem Halle



Nr. 139. Unterdrücktes Lachen



verbunden, immer ein anderes, mitunter sehr kompliziertes Bild. Biderit zeigt, wie durch den versteckten Blick bei zusammengekniffenen Lippen das Lächeln schelmisch wird. Wie „seliges Entzücken“ durch den Zutritt des entzückten Blickes, höhnisches, spöttisches Lächeln durch den verachtenden Mundzug entsteht. Heller beschreibt wieder das unterdrückte Lachen. Diese Miene erscheint, wenn der Wille das starke Lachbedürfnis energisch unterdrückt. Die Lippen sind zusammengekniffen, die Wangen mächtig gebläht, die Augen glänzend, die Stirn gefurcht, der Kopf abgewandt. Abb. 139. (Die beiden prächtigen Abbildungen auf Seite 183 stammen aus Albert Borees Werk.)

Sind Mund und Augen aufgerissen, die Stirnfalten horizontal bei lachendem Mund, dann haben wir den „höchsten Grad freudigen Erstaunens oder gespannter freudiger Aufmerksamkeit“ nach Biderit. Abb. 140. Nach seiner Ansicht hängt es auch nicht von äußeren Umständen ab „ob ein Mensch häufig lacht oder lächelt“, sondern „vielmehr von seiner individuellen Disposition, vermöge welcher er leichter als andere zu heiteren Stimmungen oder komischen Vorstellungen angeregt wird.“ Dasselbe gilt natürlich auch vom Weinen.

Für die traurige Stimmung hat Hughes auch eine stufenmäßige Einteilung geschaffen. Im Kindesalter ist die Ausdrucksform jeglicher Freude das Lachen, jeglichen Leids das Weinen. In reiferen Jahren halten wir damit zurück, zum Teil aus Sitte, zum Teil aus Berechnung. Wir unterdrücken das Weinen selbst dann, wenn wir keine Lust dazu verspüren. Aus welchem Grunde? Weil wir instinktiv ein Zeichen der Schwäche darin sehen, weil wir uns vom Schmerz nicht hinreißen lassen wollen, um nicht offenherzig das Innerste zu entblößen. „Tränen erleichtern“ heißt es, sie durchbrechen aber auch jede Selbstbezwangung, enthüllen unfreiwillig unseren Seelenzustand, schwächen unser Ansehen und untergraben unser Selbstvertrauen. Deshalb unterdrückt sie der erfahrene Weltmann, dessen Antlitz kein Kummerfältchen beschleicht.

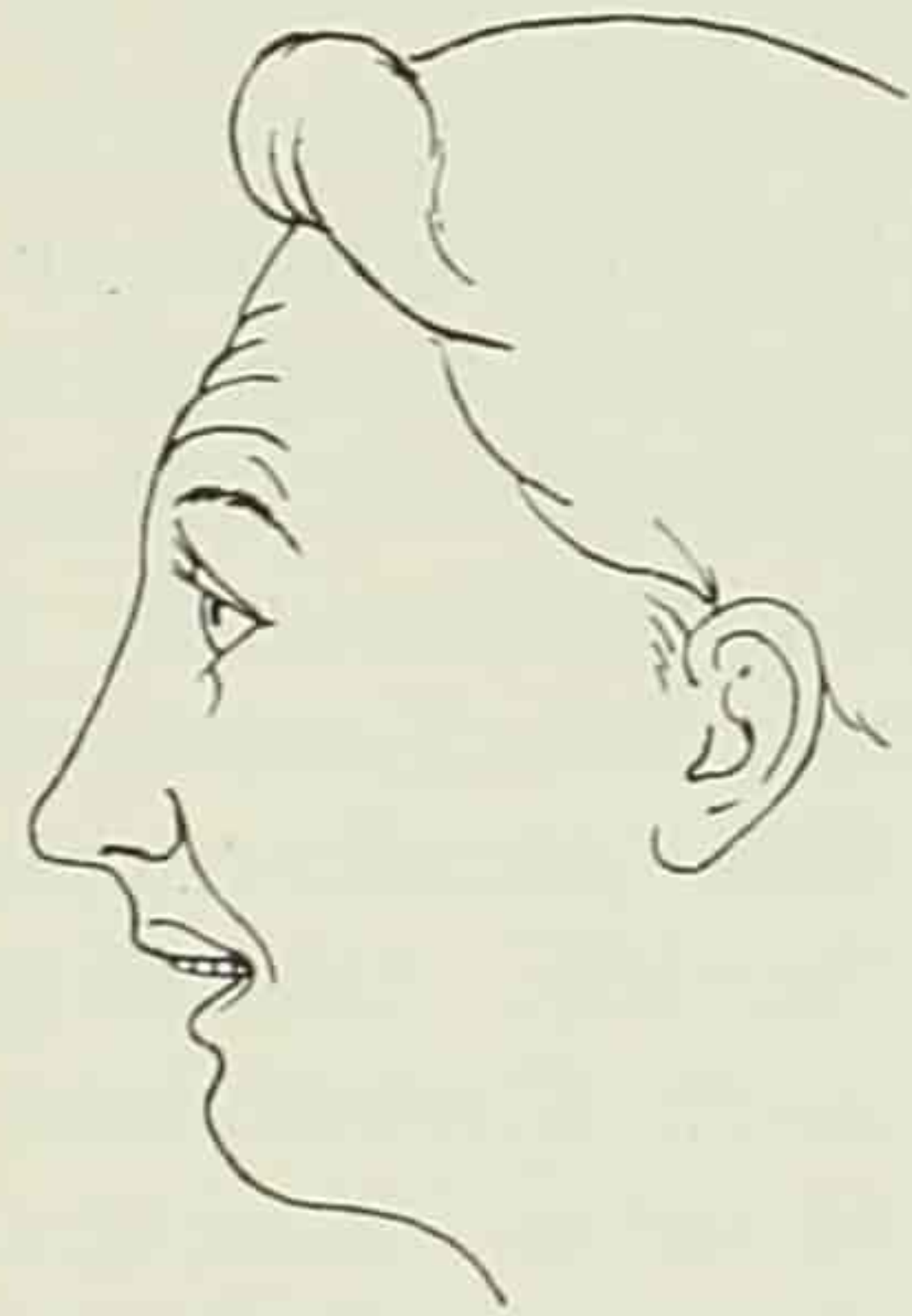
Der guten Laune bei den Lustgefühlen, steht die üble Laune der schlechten Stimmung gegenüber. Die Unzufriedenheit drückt sich durch gesenkte Mundwinkel, senkrechte Stirnfalten, unstätten, bösen Blick aus. In dieser Stimmung stößt man



alles zur Seite, wirft alles drunter und drüber, zankt, schimpft und flucht, selbst wenn der gleichgültigste Gegenstand gesucht wird.

Ein weiteres Stadium ist die Niedergeschlagenheit. Der traurige Eindruck beherrscht unser ganzes Sinnen und Denken, wir fühlen uns niedergedrückt, niedergebeugt, überwältigt. Hier ist der Blick müde, die Augäpfel tränenumflort, Mundwinkel, Wangen, selbst der Unterkiefer herabgesunken. Schlaflosigkeit, Unlust zur Arbeit tritt ein, namentlich zur Geistesarbeit. Doch lassen wir Hughes selbst sprechen: „Unwillkürlich sucht der Traurige durch tiefe lange Atemzüge, durch Seufzen der Beklemmung abzuhehlen. Die Stimme ist schwach und klanglos; wegen der geringen Spannung der Stimmbänder erschallen lange und tiefe klagende Töne. Am liebsten sitzt der Betrübte still und schweigend in sich versunken. Es kostet ihm Mühe und Anstrengung, Handlungen vorzunehmen, die sonst mit Leichtigkeit auszuführen waren. Die Bewegungen der Glieder geschehen nur träge und schlaff, mit Unlust und Ueberwindung, sie werden auf das mindeste Maß eingeschränkt. Die Hände, welche bald offene, bald gedeckte Stellung zeigen, werden ab und zu über die Brust oder auf die Stirn gelegt, wie um zur Stütze zu dienen; öfters fahren sie durch die Haare, gleichsam um eine Last abzuwälzen. Der Gang ist langsam und schleppend, wankend und schwankend, mit schlaff herabhängenden Armen.“

Nr. 140



Kummer und Gram prägt schon ausgesprochenen Schmerz aus. Wir kämpfen mit letzter Kraft gegen die quälenden Unlustgefühle an, bis wir ihnen unterliegen und in Tränen Erleichterung finden. „Je mehr Tränen je leichter das Herz.“ Die Stirn ist gefurcht, die Augenfältchen vermehrt, die Absonderung der Nasenschleimhaut sehr gesteigert. Das heftige Schluchzen wird durch lautes Klagen unterbrochen. Der Mund ist halb geöffnet, die Unterlippe dem sauren Zug entsprechend in die Quere, die Mundwinkel vielfach hinabgezogen. Ein bekanntes Scherzspiel läßt durch einen einfachen Strich, ein



lachendes Gesicht zu einem weinenden werden. In Deutschland ist es unter der Bezeichnung „Napoleon bei Austerlitz“, „Napoleon bei Waterloo“ bekannt. Im ersten Falle werden die Enden des sichelförmigen Mundes aufwärts, im andern abwärts gefehrt. Der erzielte Ausdruck entspricht tatsächlich dem Lachen und Weinen und wird in der Karikatur wirkungsvoll verwendet. Der mit der Physiognomik sich Beschäftigende darf aber an so billigen Scherzen und oberflächlichen Beobachtungen nicht haften bleiben. Piderit wies nach, daß dieser Zug keineswegs der wesentliche Unterschied des Lachens und Weinens ist, oft garnicht in Erscheinung tritt, was der kontrollierende Apparat des Photographen täglich bestätigt. Würden wir bei lachenden oder weinenden Menschen die Partie vom Auge bis zum Mund bedecken, so wäre jeder im Zweifel, ob er ein lachendes oder weinendes Gesicht betrachtet, umsomehr als ja die Tränen auch Begleiterscheinungen des Lachens sind. Das einzige zuverlässige Unterscheidungsmerkmal sind hier die abwärts gezogenen Nasenflügel und die Mundfalten, die nicht wie beim Lachen direkt zu den Mundwinkeln hinablaufen, sondern erst nach außen einen Bogen beschreiben, um dann nach unten sich zu wenden. Man betrachte aufmerksam die Abb. Nr. 141 und vergleiche sie mit Nr. 135. Piderit hat hier so sehr das Richtige getroffen, daß F. K. Messerschmidt ein interessantes Experiment an zwei Büsten vornahm, die sich im Budapester Nationalmuseum befinden. Von diesen berichtet Heller, daß sie gegen die herkömmliche Art in geradezu demonstrativ opponierender Weise den angestrebten Ausdruck aufs Allertrefflichste befunden, trotzdem der Lachende gesenkte, der Weinende erhobene Mundwinkel hat; also umgekehrt verfahren wurde.

Daß übermäßige Trauer das Bedürfnis zum Lachen hervorruft, und Trauernde häufig der unheimlichen Gefahr ausgesetzt sind, in ungebührliches Lachen zu verfallen, dürfte wenig bekannt sein. Von glaubwürdiger Seite wird versichert, was auch Darwin berichtet, daß die der größten Lebensgefahr ausgesetzten deutschen Vorposten vor Paris, eine auffallende Neigung zeigten, bei geringfügigen Anlässen in wieherndes Gelächter auszubrechen. Umgekehrt erzeugt übermäßige Freude den Hang zum Weinen, daher auch das Sprichwort: „Wer viel lacht, wird bald weinen.“



Die in Trauerkutschen sichtbaren Trauergesichter prägen selbstverständlich ebenso oft reine als geheuchelte Empfindungen aus. Sie sind nicht selten nur so einzuschätzen wie die Tränen Alexanders und Caesars über Darius und Pompejus. Die konventionelle Sitte verlangt bei gewissen Gelegenheiten das Weinen, wie sie andererseits das Lachen verlangt. Der intelligente junge Beamte muß wenigstens traurig erscheinen, wenn er dem Leichnam seines allzu alt gewordenen Vordermannes folgt, wie der Nefte am Grabe des reichen Oheims, die junge Witwe an der Bahre ihres wohlhabenden Greises. Bitterliches Weinen erkennt jeder aus der täglichen Erfahrung. Seufzen, Jammern, Stöhnen, Wimmern und Winseln sind seine Ausdrucksformen, die Stimme klingt leise, schmerzerfüllt, schmerzdurchdrungen.



Ausdruck des Weinens \*)

Als letzter Grad der traurigen Stimmung sei die Verzweiflung angeführt. Der Versuch den Schmerz zurückzudrängen, mißlingt in diesem Stadium vollständig. Der ruhelosen, qualvollen Pein folgt die Ueberanstrengung, die Erschöpfung und schließlich der Verlust der Selbstbeherrschung. Arme und Beine versagen den Dienst, der Kopf sinkt herab. Religiöse Naturen wenden den Blick von Zeit zu Zeit in die Höhe und ringen hilfeslehend die Hände, andere schlagen um sich her „alle Gliedmaßen, so führt Hughes aus, erzittern unter Verzerrung und Zuckung. In rhythmischer Folge schlagen Hände und Arme, pendelt Kopf und Rumpf. In seiner Pein stampft er mit dem Fuß und scharrt den Boden. Ziellos geht der Geängstete auf und ab, zwecklos läuft der Verzweifelte hin und her. Alsdann bricht Zorn und Wut gegen umstehende Personen los; er stößt Vermünschungen und Flüche aus, bedroht im Wortschwall Anwesende oder Abwesende.“

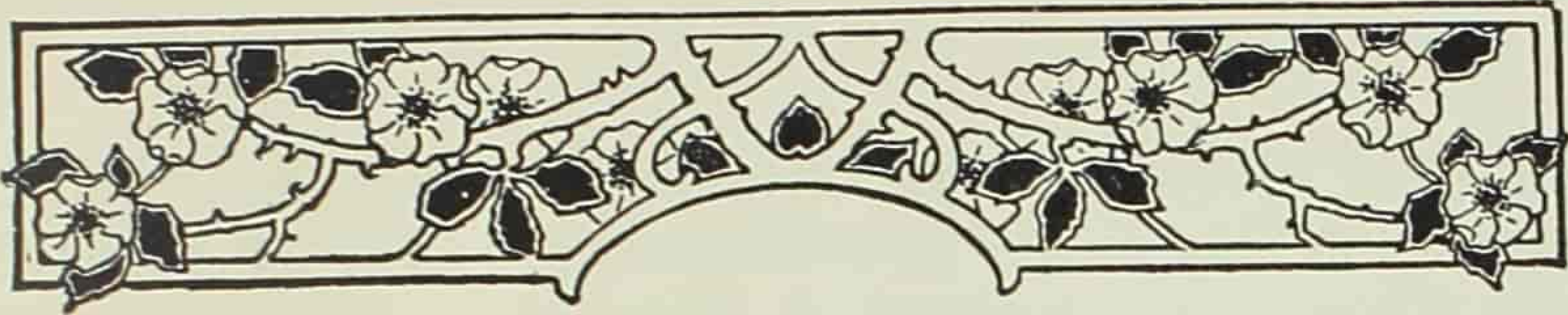
\*) An einer Stelle wird auf das letzte Bild dieses Kapitels hingewiesen. Das betreffende Bild um das es sich handelt steht auf Seite 182, weil andere Bilder noch nachträglich hinzukamen.



Wie bei den Lustgefühlen hat Hughes auch hier ein allerletztes Stadium bezeichnet, das mit Ohnmacht einsetzt, Starrkrampf und Lähmung endigt. Auch dieser Zustand gehört ins pathologische Gebiet. Nur eine Sorte von Tränen sei noch genannt, die als „des Weibes beste Waffe“ bezeichnet und als erlaubte Erpressungsmittel angewandt werden. Sie sind nicht immer echt. Es gibt Frauen, die fähig sind, jeden Augenblick die vollen Schleusen ihres Gefühlbassins zu öffnen. Tränen rühren mehr als Worte, deshalb sind ihnen von Dichtern viel schöne Worte geweiht worden; so sagt Shelley: „Nichts Heiligeres gibt es auf der Welt, als eines Weibes Träne — wenn sie echt“; und Charles Blunt: „Die Tränen sind die Edelsteine des Herzens. Aber leider gibt es mehr falsche, wie echte und fast immer werden sie von unseren Frauen zur Schau getragen.“







## Das physiognomische Charakterbild.

Ein physiognomisches Portrait soll das Spiegelbild einer Persönlichkeit sein. Objektiv wird es nur dann ausfallen, wenn der Beurteiler objektiv zu sein vermag, wenn er fähig ist allen ihm sympatischen und unsympatischen Charakterzügen gerecht zu werden. Jedes physiognomische Charakterurteil ist das Portrait einer Individualität, von einer anderen Individualität gesehen. Jeder Mensch wird darum von den verschiedenen Menschen verschieden beurteilt.

Der Eindruck den die zahlreichen Gesichter auf den Laien machen, ist meist ein gefühlsmäßiger. Wir wissen aber, daß bestimmte Abweichungen und charakteristische Erscheinungen auf dem Gesicht auch bestimmte Grundursachen haben. Wir wissen nicht nur, daß die Tätigkeit der Gesichtsmuskeln, zum Aeußeren des Anlizes sich so verhält wie der Zeiger zum Uhrblatt, der Mechanismus eines Pianinos zu den erzeugten Tönen, sondern wir wissen diese Bewegungen auch zu deuten, wie wir die Töne und Zeigerbewegungen zu deuten verstehen. Nicht auf die Kenntnis des inneren Mechanismus kommt es an, wie diese Zeiger in Gang gebracht werden, wie die technischen Vorgänge vom Anschlag bis zur Tonerzeugung im Gehäuse sind, welcher Muskel die bestimmten Erscheinungen auf dem Gesichtsbblatt hervorruft — das sei den Fachleuten überlassen, — sondern lediglich auf das Wissen, daß bestimmte Seelenzustände ganz bestimmte Veränderungen in der Physiognomie zur Folge haben.

Wer tiefer in das Wesen der Materie eindringen will, wird freilich nicht umhin können, auch mit den Muskelbewegungen intime Bekanntschaft zu knüpfen. Wer Positives leisten will,



muß seine Waffen aus den Arsenalen der Anatomie, Anthropologie und Psychologie zusammentragen. Ohne psychologische Kenntnisse wird man, selbst im günstigsten Falle, kaum den Durchschnittscharakteren gerecht. Kompliziertere Naturen dagegen, die einer dem Beurteiler fremden psychologischen Kategorie angehören, werden gar nicht verstanden und infolgedessen grundfalsch beurteilt werden.

Ferner wird es angezeigt sein Lavaters Rat Folge zu leisten, sich eine Bildersammlung anzulegen. Im Zeitalter der Photographie ist das leicht, umsomehr als in den Städten fast jeder zehnte Mann selbst photographieren kann. Zunächst knipse man solche, in möglichst vielen Situationen, die uns bekannt, deren Charaktereigenschaften uns vertraut sind. Dann vergleiche man die einzelnen Physiognomien, die Zorn, Trauer, Erstaunen, Stolz usw. zum Ausdruck bringen, und notiere sich den Grad der Intensität. Den stärksten Ausdruck bezeichnet man beispielsweise mit 4, den schwächsten mit 1. So wird das Auge geschult und für die raschen Aenderungen beim lebenden Objekt vorbereitet. Angeschautes ist das Einzige was dem Gedächtnis wirklichen Inhalt gibt.

Ein weiteres, sehr wichtiges und hochanzuschlagendes Mittel zur Bildung des Auges ist das Zeichnen. Wer nur einige Anlagen hat, lernt das für den Physiognomen notwendige Zeichnen von Augen, Nasen, Mund, Stirnen, Ohren usw. in wenigen Wochen. Damit setzt man sich in den Stand, Gesehenes festzuhalten, das dunkle Chaos menschlicher Seelenzustände und Leidenschaften unauslöschbar zu verewigen. Zeichnungen sind der reinste Quell der Erinnerungen, die dem Menschenbeobachter die ältesten Eindrücke in ursprünglicher Kraft und Lebendigkeit ins Gedächtnis rufen. Sie bewahren ihn vor nebelhaften Vorstellungen früherer Erlebnisse, die dunkelumrissen in der Phantasie schwimmen und schließlich andere Gestalt annehmen oder ganz verlöschen. Der zeichnende Beobachter hat auch vor dem Photographen manches voraus. Die interessantesten, lehrreichsten Affekte sind die unerwarteten. Was plötzlich eintritt kann nur das Gedächtnis fassen und der Zeichenstift festhalten; außerdem ist es nicht immer möglich und ratsam, jedem den Knipskasten vor die Nase zu bringen, wenn er im Affekt sich befindet.



Sobald man seine Kenntnisse genügend fundiert hat, gebe man sich schrankenlos dem Menschenstudium hin. Das lebende Objekt ist das lehrreichste. In der Volksversammlung, im Konzertsaal, in der Gesellschaft und Kirche, im Gedränge auf Bahnhöfen, beim Zusammenlauf auf der Straße, bei Unglücksfällen, bei Freunden und Bekannten bleibe man sich immer bewußt, daß jede Berührung mit anderen eine Fundgrube der Menschenkunde ist, an der wir nicht ungenützt weilen dürfen. Aus jedem Umgang muß Material und Nutzen für die Menschenkunde geschöpft werden. Besonders empfiehlt es sich zurückhaltende und sich verstellende Naturen zum Erzählen oder Spiel zu bewegen, gleichgültig ob es um Geld oder bloß die Ehre gilt. Wie sie am Spieltisch die kleinen Zufälligkeiten des Schicksals hinnehmen, so werden sie bei den großen Ereignissen des Lebens sich verhalten. Hier werden sie bald ihre Arglosigkeit oder Schlaueit, ihre Gutmütigkeit, ruhigfühlende Berechnung oder die kleinen Bosheiten an den Tag legen — und die Mienen werden eine reiche Fülle mimischen Stoffes darbieten. Die charakterologischen Jagdreviere, diese Kunstgriffe und „Pfiße“ muß jeder Physiognom sich selbst heraussuchen, wie jeder Mensch seine bestimmte Methode hat andere auszuhorchen. Jede Methode ist gut, wenn sie geschickt angewandt wird.

Die Kunst des Durchschauens ist ein überaus wichtiger Bestandteil beim Studium der Physiognomie. Hier werden gutes Beobachtungs-, Ahnungs- und Schlußfolgerungsvermögen die besten Dienste leisten. Der Physiognom muß über ein gutes Gedächtnis, rasche scharfe Auffassungsgabe verfügen und mit den sich oft widersprechenden flüchtigen und wildbewegten Seelenzuständen vertraut sein. Der welt- und menschenerefarene Mann, unterstützt von einem feinen intuitiven Gefühl, wird hier die größten Erfolge erzielen. Das Wichtigste ist, den Ursachen jeder Seelenregung nachzuspüren, sie in ihren feinen Anfängen erfassen zu lernen, statt in dem Tausenderlei ihrer Wirkungen sich zu verirren. Darum ist das Studium der Psychologie von größtem Nutzen, von notwendiger Erfordernis. Mitten im pulsierenden Leben muß der Menschenbeobachter seine physiognomischen Fühlhörner ausstrecken und unter den seltsamsten und entgegengesetzten Charakteren seine Kenntnisse bereichern. Er soll nicht wie Schack



sagt: „einseitig den Schlechten meiden, etwa deswegen, weil er mit den Klugen und Tüchtigen sich vertraut zu machen wünscht, sondern soll durch häufigen Umgang und häufige Unterredungen mit den verschiedenartigsten Menschen, mit dem Loren wie mit dem Philosophen, mit dem schlichten, unverdorbenen Manne des Volkes wie mit dem tiefsinnigen, hochbegabten Menschenkenner, bestrebt sein, mitten in die geistige Peripherie des Lebens sich zu stellen, um von da aus auf eben so bequeme als sichere Weise zu unbegrenztem Stoff für seine Erkenntnis und Ueberzeugung zu gelangen!“ Aber niemals soll er im Freundes- oder Familienkreis, noch weniger in Gesellschaften ein physiognomisches Urteil abgeben. Selbst auf die herzlichsten Bitten schöner Frauen, blau- oder braunäugiger Mädchen nicht. Davor ist dringend zu warnen. Auf Grund einer flüchtigen Beobachtung ist der Naivste und Tiefste nicht zu erkennen. Man erkläre sich dagegen bereit an irgend einem interessanten Antlitz die Grundsätze der Physiognomik, ihre Merkmale und deren Deutungen zu erläutern. Diesen Rat erteilt Busse sogar bei der Graphologie, um wievielmehr ist er hier angebracht. Jedes Fehlurteil macht lächerlich. Erklärt man auch noch so bestimmt, nach kurzer, ungenügender Beobachtung könne man sich täuschen, so wird man nach Fehlurteilen trotzdem höhnisch ausgelacht, als hätte man behauptet: ich täusche mich nie! Solche Erfahrungen mußte Lavater schon machen und seine Mahnung ist jedem Physiognomen auf den Lebensweg zu geben. Wenn wir aber die Grundlagen der Physiognomik an irgend einer markanten Persönlichkeit erläutern, wecken wir nicht nur Interesse für die Sache, sondern geben auch Belehrung von bleibendem Wert.

Sobald eine Charakteranalyse hergestellt werden soll, müssen wir erst den allgemeinen Eindruck beachten, den ein Mensch auf uns macht. Wir müssen den Eindruck der Harmonie oder Disharmonie eines Gesichts auf uns wirken lassen. Betrachten wir einige Abbildungen. Goethes Antlitz zeigt den Ausdruck weltüberschauender Ruhe und Abgeklärtheit, was von dem, auf den prunkvollsten Thron sitzenden, im Zenith seiner Weltmacht stehenden Napoleon nicht gesagt werden kann. Den Ausdruck der Disharmonie weisen die Abbildungen Nr. 31 und Nr. 44 auf und in schärfster Form Nr. 54. Harmonie kann aber auch bei nichts-



sagenden Gesichtern zu finden sein und wird namentlich bei mädchenhafter Puppenschönheit wie zufriedenen Philistern angetroffen werden. Hier spielt der individuelle Charakter des Beobachters eine große Rolle, darum ist Harmonie oder Disharmonie bis zu einem gewissen Grade auch als Sache des Geschmacks zu betrachten.

Es gibt Menschen die eine wunderbare Harmonie in ihren Schaufenstern zeigen, während es im inneren des Ladens ganz unharmonisch zugeht. So steht es auch mit den Wechselbeziehungen zwischen Gesicht und Innerem. Aus allen diesen Gründen müssen wir mit veralteten Anschauungen und vergilbten Vorurteilen über Leidenschaften, Gefühle und Weltanschauungen zunächst bei uns selbst aufräumen, weil die undurchdringbare, übertäubende Schaar von Einzelheiten unsere Begriffe sonst verwirren würde, und vollkommen schiefe Charakterurteile müßten das Ergebnis sein.

Eine weitere Aufgabe ist die gewissenhafte Prüfung aller Einzelheiten. Die vorherrschenden, dominierenden Züge müssen in der bunten Masse der Neigungen, Tugenden und Laster erkannt und notiert werden. Weder wohlwollender Optimismus, noch kritischer Pessimismus dürfen uns hierbei leiten. Bei zuvorkommendem Lächeln dürfen wir nicht ohne Weiteres auf einen Engel schließen, bei reservierter Zurückhaltung nicht eine Maske wittern, hinter der Schalkhaftigkeit oder Unehrllichkeit sich verbirgt. Wir werden ferner die verschiedenen Einzelheiten der Stirne, Nase, des Auges und Mundes feststellen und die Stärkeverhältnisse in denen sie zu einander stehen. Wir werden den Kopf prüfen, ob er groß oder klein, länglich oder rund ist; ob die Stirn hoch oder niedrig, schmal oder breit erscheint. Beim Auge werden wir achten ob es glänzend oder matt, ob der Blick lebhaft oder träge, nervös oder ruhig, fest oder unstät zu nennen ist.

Bei der Nase wird das Augenmerk mehr darauf zu richten sein, ob sie lang oder kurz, nach außen oder innen gebogen ist und wo die Kurve am stärksten auftritt. Auch bei dem nach innen gebogenen Rücken haben wir auf den Verlauf der Kurve zu achten. Die stärkere Biegung am Nasenende ist von anderer Bedeutung als an der Nasenwurzel.

Als weiteres Moment kommt der Mund in Betracht.



Hier müssen wir feststellen ob er ruhig oder bewegt, fest- oder offenstehend ist. Auch dem Ohr und Sinn muß Aufmerksamkeit geschenkt werden. Ein starkes oder schwaches, breites oder spitzes, hervor- oder zurücktretendes Sinn wird gleichfalls verschieden zu beurteilen sein.

Ist das alles festgestellt, dann folgt die genaue Bestimmung in welchem Verhältnis die einzelnen Teile zu einander stehen, wie es oben schon bemerkt wurde. Sind die Verstandeskräfte gut ausgebildet bei einer nach innen gebogenen Nase, bei schwärmerischem Blick und süßen Mundzug, dann haben wir den vielleicht geistvollen Schwärmer, der den Mädchen gut gefallen, mit Bollendung Süßholz raspeln wird, der aber trotz seiner Fähigkeiten für einen Posten, der Tatkraft und Initiative erfordert, ganz ungeeignet ist. Weist der Kopfbau nur mäßige Entwicklung auf, bei gutentwickelter Nase, energischem Sinn, festen lebhaften Blick, senkrechten Stirnfalten (nicht Zornesfalten), dann haben wir einen zielbewußten Menschen vor uns, der genau weiß was er will, unbeirrt seinen Weg gehen und seine Pläne auch erreichen wird.

Wenn alle Merkmale auch daraufhin untersucht sind, wie jedes einzelne entwickelt ist, ob stark oder schwach oder nur leise angedeutet, ob es in den Mienen häufig wiederkehrt, gleichmäßig oder in verschiedenen Stärkegraden auftritt, erst dann beginnen wir mit der vorsichtigen Zusammenfassung aller Einzelheiten. Dann erst beginnt das vorsichtige Abwägen, das sorgfältige Abmessen, das sich vertiefen, sich hineindenken, sich hinein fühlen in die fremde Individualität, um sie nachzuschaffen, ihre inneren Widersprüche gleich einem Kristallisationsprozeß restlos zu lösen. Und das ist sehr schwer. Der Anfänger glaubt alle Hindernisse überwunden zu haben, wenn er verschiedene Merkmale erkannt und sie mit Erklärungen versehen hat. Aber die einzelnen Züge erkennen bedeutet noch nicht das Können. Sie stellen bloß das Alphabet dar, das in unzähligen Variationen uns entgegentritt. Sie trotz aller Widersprüche richtig zu erfassen ist die Kunst die nicht gelehrt und gelernt werden kann. Von den einzelnen Zeichen gilt das, was Goethe von der Phrenologie sagte: „Das Buchstabieren und Syllabieren ist noch nicht das Lesen, noch weniger Genuß und Anwendung des Gelesenen, es führt aber dazu“.



Beim Abwägen, Ausgleichen und Kombinieren muß er-  
wogen werden, welche Charaktereigenschaft durch andere Eigenheiten  
ergänzt, verstärkt oder verändert wird, wie wir es bei den zwei  
verschiedenen Kopfformationen taten, die durch die begleitenden  
Umstände zu entgegengesetzten Resultaten führten.

Die Anlagen sind nicht immer der Mensch. Was die Natur  
rein aussprach kann durch Erziehung, Erfahrung, durch äußere  
Umstände irgend welcher Art verschoben, aufgehoben, veredelt  
oder verdorben werden. Samen des Unkrauts kann bei Nebel  
und Feuchtigkeit empormuchern, unter den sengenden Strahlen  
der Sonne vertrocknen. Newton, Nelson, Napoleon wären viel-  
leicht nur Räuber geworden, wenn sie unter den wilden Horden  
des Balkans geboren und erzogen worden wären.

Ein bestimmtes Merkmal, das einen bestimmten Charakter-  
zug offenbaren soll, kann nur dann Geltung haben, wenn  
auch andere Merkmale dies unzweideutig offenbaren. So  
kann beispielsweise die Nasenform Nr. 70 den Schluß auf Energie  
zulassen und dieses Merkmal kann nun unterstützt werden durch  
festem energischen Blick, festgeschlossenem Mund, gutem Kopfbau,  
senkrechten Stirnfalten, kräftig hervortretendem Kinn usw. Wenn  
wir außerdem auf keine Merkmale stoßen die unstätes, ungleich-  
mäßiges, schlaffes, gleichgültiges Wesen verraten, dann dürfen  
wir mit Bestimmtheit „erhebliche Energie“ als Grundzug des  
Charakters bezeichnen. Aber bei den Schlüssen sei man vor-  
sichtig. Selbst wenn wir in einem besonderen Fall das Be-  
nehmen eines Menschen eigensinnig nennen dürfen, so sind wir  
noch lange nicht berechtigt, ihm Eigensinn als ein Merkmal  
seines Charakters anzudichten. Wir dürfen auch nicht schlankeweg  
„bestimmen“, daß einer ein leichtsinniger, ein liebloser, ein unver-  
träglicher Charakter sei. Das wäre ungerecht, weil es unzu-  
treffend ist. Jeder Mensch hat Vorzüge, hat Fehler, Unvoll-  
kommenheiten hier oder dort. Achilles war unverwundbar bis  
auf die Ferse eines Fußes. Die Menschen sind eben nicht wie  
eine systematische Botanik oder Zoologie zu bestimmen, wo ge-  
wisse Merkmale jede Verwechslung ausschließen.

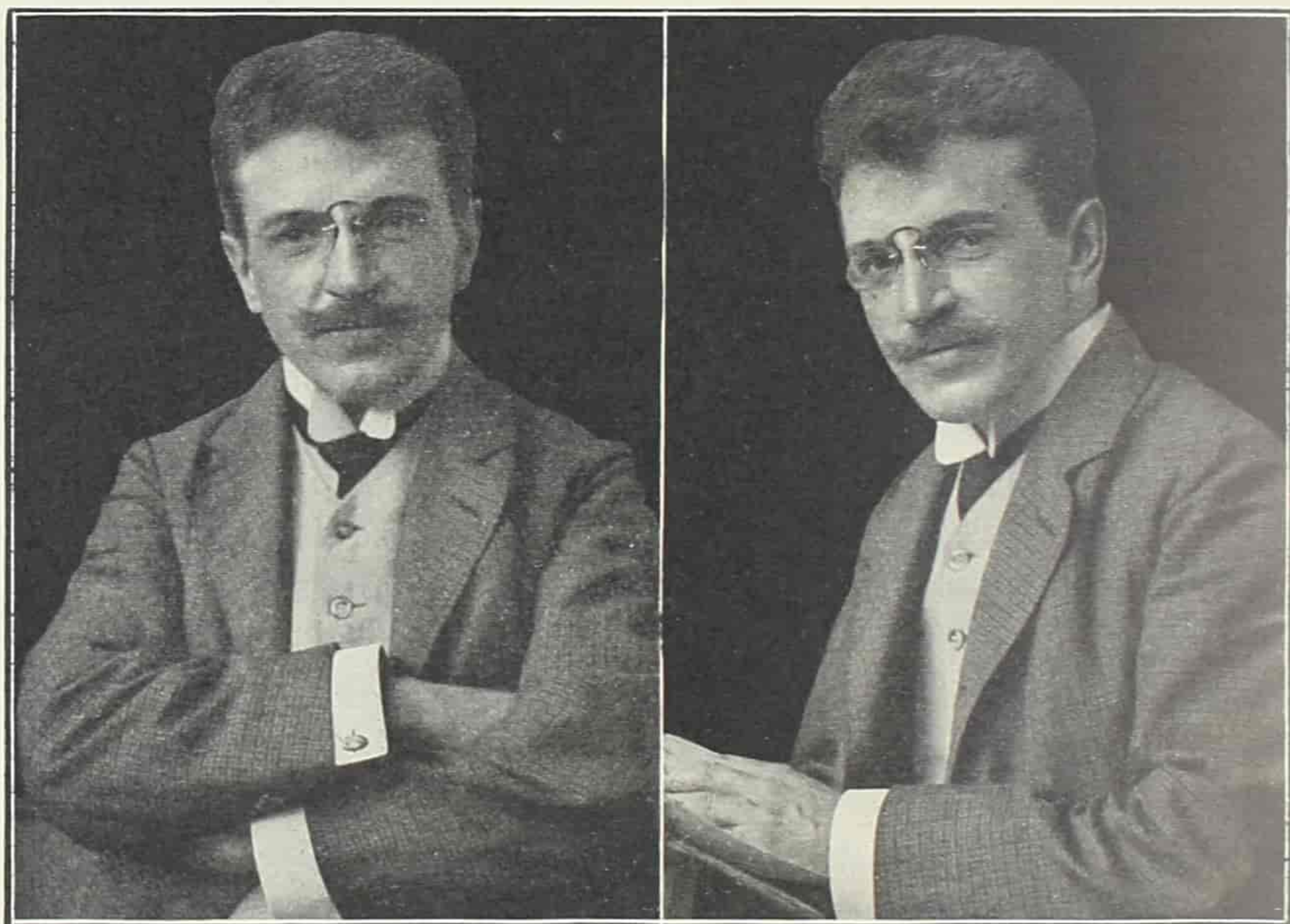
Der Physiognom darf nichts übergehen. Er muß viel  
genauer wie der Arzt sein Objekt studieren, die unscheinbarsten  
Einzelheiten erfassen und durch kein hervorstechendes Symptom



zu voreiligen Schlüssen sich verleiten lassen. Die Gesamtheit aller Symptome ergeben das Fundament, wie das Charaktergebäude, sei es nun einfach oder kompliziert. Die Charakterbestimmung einer Persönlichkeit soll nicht ins Blaue hinein, sondern methodisch vorgenommen werden. Dieses Verfahren führt, wenn auch nicht schneller so doch sicherer zum Ziel. Die Art wie einer an die Ausarbeitung geht, ist ganz gleichgültig, die Hauptsache ist, das Urteil trifft zu. Da bis zur Stunde

Nr. 142

Nr. 143



noch kein Buch existiert, das eine Anleitung zur methodischen Charakterbestimmung auf physiognomischen Gebiete gibt, wollen wir hier die physiognomischen und mimischen Merkmale und Charakterzüge nach unserer Art zergliedern und zwar eines Mannes, der uns auch bekannt ist. Die Abbildungen Nr. 142 und 143 zeigen sein Antlitz von vorne und von der Seite. Die Aufnahmen fanden an zwei verschiedenen Tagen statt. Die Stimmung war also nicht ganz die gleiche.

Zunächst sind zwei wichtige Hauptfragen zu stellen, die sich meist auf den ersten Blick durch das Gefühl des Physiognomen



beantworten lassen. Ist der zu Beurteilende sympathisch oder unsympathisch? Zeigt der Gesamteindruck Harmonie oder Disharmonie? Das notieren wir uns. Wir nehmen ein Blatt Papier, teilen es durch eine Linie in zwei Teile, notieren links die physiognomischen, also die unveränderlichen Kennzeichen des Antlitzes und rechts die physiognomische Bedeutung derselben.

### Charakter-Analyse :

Sympathisch?	ja.
Harmonisch?	ja.
Gestalt ist klein. Kopfform relativ groß und länglich.	Harmonie in Anlagen u. Fähigkeiten. Erhebliche Intelligenz; leichte Auffassungsgabe.
Stirn schmal; mittlere Höhe, überragt gut den Gesichtschädel.	Gute Entwicklung der intellektuellen Organe. Gutes Denk- und Schlußvermögen.
Starke Krähenfüßchen.	Ueber 30 Jahre. Bewegtes Leben.
Nase kräftig.	Energie. Kraft und Nachdruck bei Leidenschaften.
Breite Nase und mittelstarker Nasenvorsprung.	Vorteilhafte Zeichen der Kraftäußerung des Mutes und der Energie.
Nase einwärtsgebogen.	Zurückhaltung, Empfindlichkeit, Beeinflußbar.
Nase unten zurückgezogen.	Selbstbeherrschung, Taft, Ueberlegung.
Unterlippe stark gewulstet.	Starke sinnliche Anlage.
Kinn kräftig, hervortretend.	Energie. Fähigkeit ein Ziel unverrückbar festzuhalten.
Ohr normal groß.	Harmonie in Anlage und Entwicklung.
Haar in reicher Fülle. Leicht gewellt.	Keine erhebliche Konstitutionskrankheiten. Künstlertyp. Außere Erscheinung Idealist.
Zähne nicht ganz gesund.	Physische Beschaffenheit nicht ganz tadellos, nicht unverwundlich.



Diese Merkmale können wir bei der ersten Zusammenkunft wahrnehmen, sie sind an der Photographie zu erkennen und würden selbst nach der zwanzigsten Beobachtung immer dieselben bleiben. Anders ist es naturgemäß mit den mimischen Zügen. Hier spielen die Ereignisse des Tages, die kleinen erwünschten und nichterwünschten Zufälligkeiten des Lebens eine Rolle. Sie beeinflussen manchen Menschen außerordentlich und manchen gar nicht. Der eine spricht seine zornigen Empfindungen sogar offen aus, beim anderen zeigen nur die bewegten Stirnfalten die innere Unruhe, obwohl er mündlich das Gegenteil behauptet. Er versichert uns ruhig zu sein und ist doch aufgeregte. Der Blick sagt's, das nervöse Zucken des Mundes bestätigt's, die sich zusammenziehenden Brauen verraten's.

Einmalige Beobachtungen würden in jedem Falle zu negativen Ergebnissen führen, denn der Gutmütigste und Heiterste kann einmal stark erregt sein und da er uns seine Gründe hierfür nicht offenbart und selbst den veränderten Seelenzustand bestreitet, müssen wir ihn wiederholt beobachten. Nehmen wir dagegen in größeren Zwischenpausen, gleichgültig ob von 1 bis 2 Wochen, oder 2 bis 3 Tagen, drei bis vier Beobachtungsgelagenheiten wahr, so werden wir die Möglichkeit haben den Betreffenden in verschiedenen Stimmungen zu sehen.

Jede wahrgenommene Miene notieren wir uns auch hier, und numerieren wieder das Geschaute je nach der Stärke des Ausdrucks und der Regelmäßigkeit der Wiederholung mit 1 bis 4. Tritt ein Zeichen einmal nicht in Erscheinung, so machen wir einen Strich. Zu diesem Zwecke zeichnen wir uns eine Tabelle. An vier Beobachtungstagen nehmen wir die verschiedensten sich widersprechenden mimischen Züge wahr, die auf den nachstehenden Seiten verzeichnet sind. Aus den stark entgegengesetzten und verschiedenen Graden der Stimmungen, aus der Begeisterungsfähigkeit, dem Lachen, Zorn, der Verstimmung und der Sorge ist zu ersehen, daß wir keine gleichmäßige, infolgedessen keine harmonische Natur vor uns haben, was wir in der Charakteranalyse auf Grund der Abbildungen Nr. 142 und 143 bejahten. So bewahrt uns die wiederholte Beobachtung vor Irrtümern und läßt auch einen komplizierten Charakter, wie es der hier zu analysierende ist, deutlich erkennen. Seine Verschlossenheit zeigt



Merkmale	Bedeutung derselben	Beobachtungsgelegenheiten				Durchschnittliche Stärke des Merkmals	Bemerkungen
		I.	II.	III.	IV.		
Dauernde und plötzliche senkrechte Stirnfalten.	Unbefriedigter Eifer Geschäfte zu verbessern, emporzukommen.	3	4	4	3	3—4	Tritt sehr häufig auf.
Dauerndes verstimmtes Schauen.	Zeitweise Tätigkeit bei offenem Feuer. Kurzsichtigkeit.	2	2	2	2	2	
Horizontale Stirnfalten.	Aufmerksamkeit, Empfänglichkeit; offener Wille des Geistes.	3	—	4	2	3	
In Gesellschaft plötzliches Auftreten von horizont. und senkrecht. Falten.	Bereitschaft mit Gründen zu widerlegen. Ueberlegenheit zu zeigen.	4	—	—	3	3—4	
Rascher Blick.	Begeisterung.	4	2	3	3	3	
Sanfter Blick.	Teilnahme, mitfühlend.	3	1	—	—	2	
Unangenehmes mit großer Schonung mitteilend; sanfter Blick mit ins Auge des anderen gerichteter Blickrichtung.	Feinfühliges verständiges Wesen.	4	3	4	4	3—4	Eine häufige Erscheinung. Wir können 4 annehmen.
Versteckter Blick mit horizontalen Stirnfalten.	Außergewöhnliche Vorsicht und Mißtrauen.	1	3	4	—	2 <sup>2</sup> / <sub>3</sub>	Stärkegrad ist fast 3.



Merkmale	Bedeutung derselben	Beobachtungsgelegenheiten				Durchschnittliche Stärke des Merkmals	Bemerkungen
		I.	II.	III.	IV.		
Fester Blick. Senkrechte Stirnfalten und darauf folgende „Aufsteigerung“ der Stirn.	Klage Nachgiebigkeit.	3	4	4	3	3—4	
Zusammengepreßter Mund.	Berschlossenheit.	3	4	3	4	3—4	Tritt häufig auf.
Prüfender Zug.	Kritische Beobachtung.	3	—	3	—	3	Kritische Beobachtung ergeben noch andere Merkmale in diesem Fall.
Fröhliches Lächeln mit raschem Blick.	Freierheit.	2	1	—	1	1 <sup>1/3</sup>	
Sautes Aufklachen.	Ehrliches offenes Naturlachen. Sich gehen lassen.	3	1	—	—	2	Kam nur 2mal vor.
Herzliches Lachen.	Besteigerte Freude.	3	—	—	—	3	Kommt nur selten vor.
Lächeln und verachtender Mundzug. Spöttisches Lächeln.	Schalkhaftes Wesen.	4	2	2	3	2 <sup>3/4</sup>	Tritt relativ oft in Erscheinung.
Rascher Blick. Senkrechte Stirnfalten.	Born. Zähornige Reizbarkeit.	—	4	4	—	4	Tritt selten, aber immer stark auf.
Starrender Blick.	Bersunkensein. Vorsichtsbreiten.	—	2	2	1	1 <sup>2/3</sup>	



Merkmale	Bedeutung derselben	Beobachtungsgelegenheiten				Durchschnittliche Stärke des Merkmals	Bemerkungen
		I.	II.	III.	IV.		
Tiefgesetzter Blick.	Stummer. Niedergeschlagenheit.	—	2	3	3	2 <sup>2/3</sup>	
Zusammengepreßter Mund u. senkrechte Stirnfalten.	Strebjamkeit. Fester Wille aus Sorgen hinaus und emporzukommen.	—	4	3	—	3—4	
Verbissener Zug.	Wunsch sich zu beherrschen.	—	3	4	—	3—4	
Verbissener Zug mit senkrechten und horizontalen Stirnfalten.	Born in höchster Form.	—	4	4	—	4	Tritt sehr heftig auf.
Verachtender Zug mit senkrechten Stirnfalten.	Verabschennung.	—	3	2	—	2—3	
Herber Zug.	Unzufriedenheit. Besorgnis.	—	1	2	3	2	Unterdrückt oft die innere Stimmung.
Zudende Mundwinkel. Unterdrücktes Lachen.	Beherrschung.	—	3	3	—	3	
Gesenkte Mundwinkel.	Ueble Laune. Schlechte Stimmung.	—	3	2	3	2 <sup>2/3</sup>	
Schläfriger Blick.	Geistige und körperliche Ermattung infolge angestrengter Tätigkeit.	—	—	—	3	3	



beispielsweise den durchschnittlichen Stärkegrad 3 bis 4; seine zeitweilige Offenheit offenbart sich nur ab und zu beim Lachen, und auch nur in einer Durchschnittsstärke von 2 Grad. Bei einer solchen Natur wird also nicht Offenheit, sondern Verschlossenheit der vorherrschende Zug sein. Da außerdem noch dreimal „außergewöhnliche Vorsicht“ beobachtet wurde, wird vorsichtige Verschlossenheit, Verschlossenheit aus Berechnung, aus diplomatischen Gründen konstatiert werden müssen.

In dieser Weise müssen nun die einzelnen Rubriken, bei der Analyse der physiognomischen und mimischen Zeichen, durchgegangen werden, damit Ueberflüssiges und sich gegenseitig Aufhebendes ausgeschaltet wird. Auf diesem Wege wird manches Zeichen in seiner Herbhheit gemildert, manches noch verstärkt.

Wollen wir ein wirkliches Charakterbild schaffen, so dürfen wir uns keineswegs mit der Feststellung begnügen, daß das zu beurteilende Objekt ein wenig so oder so ist. Das geringe Wissen, einer sei sehr zornig, selten heiter, oft verstimmt und meist von Kummer geplagt, ergibt noch kein Charakterbild. Der Charakter ist keine Mosaikarbeit, die aus winzigen Teilchen besteht und zusammengesetzt wird. Er ist etwas Ganzes, Unzertrennbares, Unauflösbares. Darum muß auch sein Spiegelbild umfassend und doch wie aus einem Guß sein. Aus den notierten Ergebnissen und den persönlichen Eindrücken durch die Unterhaltung müssen die Grundzüge des Charakters dargestellt werden. Um diese Grundzüge zu bestimmen, werden wir einige Fragen aufwerfen müssen, deren Beantwortung die Zusammenfassung des Charakterurteils sehr erleichtert.

Soweit die Verstandesbeschaffenheit in Betracht kommt ist zu fragen:

Ist die Auffassung eine leichte oder langsame?

Gehört der Betreffende zu den Intelligenten oder Unbegabten Naturen?

Sind seine Anschauungen klar oder verworren?

Ist die Phantasie arm, lebhaft oder ungezügelt?

Daß er von „leichter“ lebhafter Auffassung ist, ergibt die „Empfänglichkeit des Geistes“, die „starke Begeisterungsfähigkeit“ und die schnelle „Bereitschaft mit Gründen zu widerlegen“.

Für erhebliche Intelligenz spricht sein „guter Kopf- und



Stirnbau". Daß seine Verstandesanlagen entwickelt sind, geht aus der Charakteranalyse, dem „kritischen Vermögen“ und dem „Willen zum Emporkommen“ hervor, der zwar nicht gleichmäßig sondern nur ruckartig, dann aber in hohen Stärkegraden in Erscheinung tritt. Erhebliche „Intelligenz“ ergibt die persönliche Unterhaltung.

Da er jedes Thema gründlich erschöpft, von vielen Seiten behandelt und kein überschwenglicher Phantast ist, ja zuweilen in Begleitung eines Lächelns Bemerkungen zum Vorschein bringt, die blitzschnell und blitzhell „praktische Nüchternheit“ offenbaren, wird er kein verworrener, sondern ein „klarer Kopf“ sein.

Ein flüchtiger Blick auf die Abbildungen 142 und 143 zeigt uns den „Künstlertyp“, was auch bei der Analyse festgestellt wurde. Ohne „Schönheits Sinn“ und „Idealismus“ gibts keinen echten Künstler. Das Vorhandensein dieser Eigenschaften kommt in der Unterhaltung sehr stark zur Geltung, und wo sie vorkommen, kann Phantasie nicht fehlen.

In Bezug auf die Gefühlsbeschaffenheiten ist zu fragen:

Ist er sinnlich und welchen Grad erreichen die moralischen Gefühle?

Sind die ästhetischen Gefühle ausgeprägt?

Wie sind die Stimmungen? heiter, trübe, abwechselnd?

Ist der Allgemeinsinn oder Egoismus stärker?

Offener oder verschlossener Charakter?

Ueberlegenheits- und Selbstbewunderungsgefühle?

Auf „Sinnlichkeit“ deutet der „Schönheits Sinn“ und die „jähzornige Reizbarkeit“. Ehrgeizige Leidenschaftlichkeit kann dieses Merkmal verstärken. In hervorragendem Maße spricht die Unterlippe dafür. Da aber „ausgeprägter Idealismus“ vorhanden ist, „unbefriedigter Eifer“, „Kummer“ und „Nieder geschlagenheit“ sich geltend machen, wird lodernde Sinnlichkeit niedriger Art nicht festzustellen sein.

„Güte“ und „Kraft“ ergeben „Wohlwollen“; namentlich bei höherer geistiger Entwicklung. Das Kraftgefühl ist hier nur zeitweise vertreten. Für „Selbstlosigkeit“ spricht seine opferwillige Betätigung an ideellen Unternehmungen und die reife Vernunftentwicklung ergibt „Mitgefühl“. Seine moralischen Gefühle erreichen aber nicht den Grad der „Aufopferungsfähig-



feit". Verständige, flug nachgiebige Menschen mit „argwöhnischer Vorsicht“ geben sich den reinen Gefühlswallungen nie so dauernd hin, wie das zur Aufopferungsfähigkeit nötig wäre.

Die ästhetischen Gefühle prägen sich bei Nr. 143 in der Ordnung, in Bezug auf Kleidung, Erscheinung, Kopf- und Barthaar aus. Diese Eigenschaft wird, neben der „Wertschätzung des Aeußeren“, durch den „Idealismus“ und der „feinfühligem verständigen Art“ verstärkt. Ein weiteres unterstützendes Moment bietet seine Umgebung, seine Wohnung. Selbst der geringste Wandschmuck läßt hier Schlüsse auf ästhetisches Formgefühl zu.

Die Stimmungen kennen wir schon als rasch wechselnde. Daß Heiterkeit nicht vorherrscht ergeben die Durchschnittszahlen. Humor, lustigen Spott, Reizbarkeit, übermäßigen Ernst finden wir hier in buntem Gemisch.

Der zur Beurteilung Stehende ist zu feinfühlig, taktvoll, gemütvoll und mitfühlend um „egoistisch“ zu sein. Auch der „ausgeprägte Idealismus“ ließe dies schon gar nicht zu. Aber der „ Ehrgeiz, empor zu kommen“, der Wunsch, Kraft der angeborenen Intelligenz über den anderen zu stehen, verrät eine egoistische Ader, die dem „Allgemeinsinn“ nur ein sehr begrenztes Betätigungsfeld überlassen wird.

Da die „egoistischen Gefühle“ nicht allzustark entwickelt sind, hätte er nicht viel zu verbergen und dürfte „offen“ sein. Die ausgesprochene „Feinfühligkeit“ wird ihn zwar an seiner logischen Freimütigkeit nicht hindern, aber auch vor verletzender Offenheit schützen. Sein „Mißtrauen“, seine „außergewöhnliche Vorsicht“, sein verständig „fluger Sinn“ schließen es aber aus, sich offen zu geben, der Zunge ungehemmten Lauf zu lassen. Er legt ferner „Wert auf äußere Erscheinung“, vielleicht auch auf Formalitäten, will also einen besonderen Eindruck machen; er ist nie „überschwenglich“, ist „kritisch“ veranlagt, kann sich „beherrschen“, darum wird er im Grunde seines Wesens von „undurchdringlicher Verschlossenheit“ sein und „diplomatisch“ vorgehen. Die letzte Eigenschaft wird durch seine „jähzornige Reizbarkeit“ nicht allzuhoch angeschlagen werden dürfen, denn bei stärkeren Gefühlen reißen die Zügel der Leidenschaft, die in wilder Rasender Hast die besten Vorsätze vernichten.



Für „Ueberlegenheitsgefühl“ spricht schon das „spöttische Lächeln“. Das „feinfühliges Wesen“ schließt aber jeden Hochmut aus. Gerade in diesem Punkt ist der Träger von den Abbildungen 142 und 143 ein höchst komplizierter Charakter. Er ist „höflich“, „schweigsam“, „einfach“, „nachgiebig“, „gemütvoll“, „vorurteilsfrei“, liebt die „Beschaulichkeit“, alles Eigenschaften, die „große Bescheidenheit“ erkennen lassen und trotzdem ist er ein „stolzer Mensch“. Stolz und Bescheidenheit schließen einander nicht unbedingt aus. Man kann anderen Personen gegenüber äußerlich zurücktreten und die rein innerliche Wertschätzung seines Ichs hochhalten, ja betonen. Dieses Charaktermerkmal ist bei klugen und strebsamen Menschen recht oft zu finden.

Von der Temperamentsbeschaffenheit müssen wir wissen ob der zu Beurteilende

Ruhig oder lebhaft ist?

Begeisterungsfähig, heiter oder resolut?

Oberflächlich oder umständlich?

Ein Blick auf unsere Tabelle (S. 199—201) zeigt uns: „wechselnde Stimmungen“, „Bereitschaft zum Widerlegen“, „Begeisterungsfähigkeit“, woraus der Schluß auf Lebhaftigkeit zulässig ist, wenn auch die „Bescheidenheit“ für eine gewisse Ruhe spricht. In der persönlichen Unterhaltung nahmen wir je nach der Stimmung, Ruhe oder Lebhaftigkeit wahr. Beide Eigenschaften waren gleichstark vertreten.

Die „Begeisterungsfähigkeit“ ist uns in diesem Falle aus der tabellarischen Aufzeichnung bekannt. „Schönheitsinn“ und „Idealismus“, die gleichfalls konstatiert wurden, erhöhen ganz bedeutend diese Eigenschaft.

Die „Heiterkeit“ kennen wir auch. „Hinreißungsfähigkeit“ erzeugt sein starker Idealismus, aber die „Feinfühligkeit“ und „kluge Nachgiebigkeit“ entwindet ihm die Kraft um „resolut“ zu sein.

Gute „Verstandesgaben“ und ernste „Strebsamkeit“ lassen keine „Oberflächlichkeit“ aufkommen. Schicksalsschläge und dauernde „Niedergeschlagenheit“ machen jedoch gleichgültiger, zaghafter und lassen, trotz des Wunsches empor zu kommen, den Menschen zuweilen umständlich erscheinen. Wir betonen erscheinen. Es ist wichtig dies sorgfältig zu erwägen.



In Bezug auf den Willen muß gefragt werden:

Ist er nachhaltend, durchgreifend, beständig?

Hartnäckig oder eigensinnig?

Mutlos, feige oder rücksichtslos entschieden?

Der Wille ist nicht gleichmäßig kräftig und nachhaltend. Er tritt hier und da spontan auf, entschlossen drängend, stoßartig, aufwallend, ungestüm. Es wäre demnach „entschlossener Wille“ zu konstatieren, dem die Macht zur durchgreifenden Tätigkeit fehlt. Dieser Mangel an Nachdrücklichkeit und Zähigkeit kann hier aber auch eine Folgeerscheinung zahlreicher und herber Schicksalsschläge sein. Die Nase spricht nicht für Angriffslust.

Die „jähzornige Reizbarkeit“ könnte auf „Eigensinn“ deuten. Ein sehr „verständiger“, „feinfühlig“, „taktvoller“, „bescheidener“ und „strebamer“ Mensch wird aber nie so launenhaft sein um anderen gegenüber auf seinen Stimmungen und Ansichten eigensinnig zu beharren.

„Hartnäckigkeit“ setzt „Schroffheit“, „ehrzeizige Tatkraft“ und „Mangel an feinen Gefühlen“ voraus. Diese Eigenschaften fehlen hier, darum auch die Hartnäckigkeit.

Das Verlangen anderen seine „Ueberlegenheit“ zu zeigen, die stark ausgeprägte „Bereitschaft mit Gründen zu widerlegen“, der Eifer seine Lage zu verbessern, erfordern schon ein erhebliches Maß von „Mut“. Die „jähzornige Reizbarkeit“ und „Verabscheuung“ werden ihn, in Fällen wo persönliche Interessen auf dem Spiele stehen, bewußt „rücksichtslos“ gestalten. Aggressiver Mut, der den Feind aufsucht und auf jede Gefahr angreift, wird, des hochentwickelten Gefühlslebens wegen, nicht festzustellen sein. Auch der Dulder-Mut, der da leidet ohne zu klagen, kann bei so zielbewußten, an sich glaubende Menschen sich nicht entwickeln.

Wenn wir uns über die Grundzüge eines Charakters so genaue Rechenschaft legten, ist die Zusammenfassung des Charakterbildes nicht mehr schwer, jedenfalls wird auf diesem Wege auch der Anfänger von größeren Irrtümern bewahrt bleiben. Unter Fortlassung der Nebensächlichkeiten wird die Charakterfizze nun lauten:

Eine Persönlichkeit: deren Grundzug seltener Lebensernst ist, die im schalkhaft-faunistischen Humor für die Nachtseiten des Lebens eine Erlösung, eine Befreiung sucht und findet. Los-



gelöst von den engen Fesseln der Schablone geht sie gerne ihre eigenen Wege und strebt voll regen geistigen Lebens nach harmonisch künstlerischer Ausgestaltung dessen, was ihr als Ideal vorschwebt. Im Busen heißbrennende Begier nach Schönheit, Wahrheit und Vollkommenheit und als Sehnsuchtsbefriedigung verlieh ihr die Vergangenheit ein Füllhorn widriger Schicksalsschläge. Dieser Kontrast zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Sehnsucht und Erfüllung schafft die Disharmonien in der reichveranlagten Natur. Das Seelenleben gleicht einer unruhigen See. Wogen wallen und fluten, und wirbeln, und sprudeln, und branden — und fluten wieder zurück; . . . Impulse Antriebe, Begeisterungen, Einfälle, . . . Hemmungen, Bedenken, Abneigungen, . . . stete Unruhe — sind zu konstatieren.

Die ästhetischen Gefühle sind ganz hervorragend entwickelt. Ausgeprägter Schönheits- und Formensinn paart sich mit Phantasie und peinlich genauer Beobachtungsgabe, und ergibt den ätzend-scharfen Kritiksinn, der auch die gelegentlich rücksichtslos offenen, schlagfertigen Unzufriedenheits-Äußerungen beeinflussen wird.

Aber nichts trägt den Stempel der Kleinigkeitskrämerei. Unangenehm ist diese Natur im Zorn, unzugänglich bei Fehlschlüssen im Augenblick, groß noch im Haß, und in der Verehrung des vermeintlich Würdigen groß. Hervorzuheben ist das künstlerische Taktgefühl, die kluge lebenswürdig-gewandte Anpassungsfähigkeit im engen Kreis des geselligen Lebens.

Trotzdem neigt diese Natur nicht zur offenen Hingabe an andere. Sie besleißt sich förmlich einer äußerlich strengen Zurückhaltung. Menschen die das Wissen und die seltenen Vorzüge dieser Persönlichkeit, namentlich die logische Freimütigkeit ihres Urteils schätzen müssen, werden ihr, der Verschlossenheit und eisigen Reserviertheit wegen, seelisch doch nicht näher kommen. Mancher wird nicht nur nicht angezogen, sondern enttäuscht oder gar abgestoßen sich fühlen. Auf andere wird diese Reserve umgekehrt wirken. Diesen Menschen achtet, ehrt, würdigt und schätzt man mehr, als man ihn liebt. Als Ursache ist die schwerverständliche Komplikation des Charakters zu nennen. Und doch enthält er einen seltenen Reichtum (den der Physiognom im ganzen Umfang ahnen und konstatieren kann), den aber nur jener kennt dem sein Träger sich ganz erschließt.



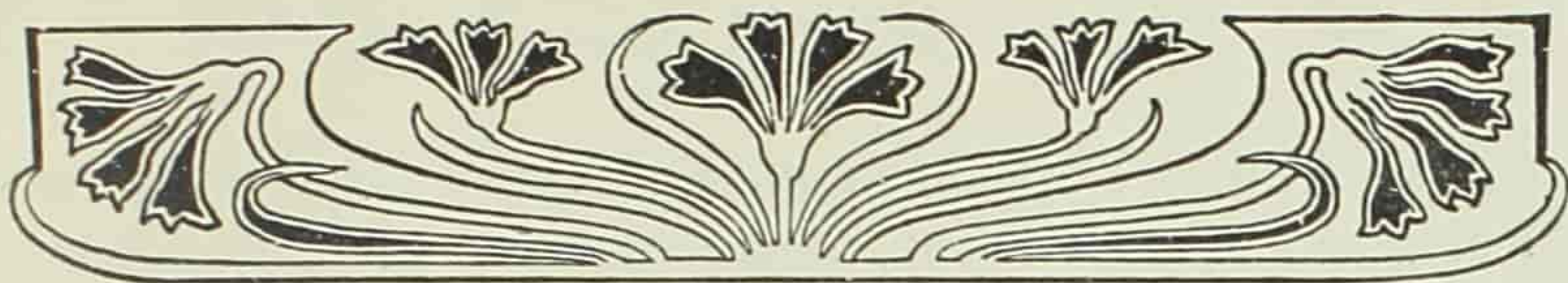
Diese wilde Feuerseele ist sehr einfach, fleißig, anspruchlos im Leben und legt an sich wie an andere strenge Maßstäbe an. Der stark entwickelte Schönheitsinn verlangt unausgesetzt nach Befriedigung und hat einen großen Hang zur Natur entwickelt. Die Neigung zum Grübeln findet hier willkommene Muße und Nahrung, die ihm aber zwischen den vier Wänden selbstquälerisch die besten Stunden verdirbt. Darum flieht er die dumpfe Zimmerluft und hat hiervon den Nachteil, daß kein peinigender Ehrgeiz nennenswerten Wissensdurst erzeugt, der mit zwingender Gewalt an den Studiertisch bannt.

Dem zeitweiligen Pessimismus steht ein starkes Selbstgefühl gegenüber, das an Stolz grenzt und die Persönlichkeitsqualitäten zur Ursache hat. Eitelkeit ist vorhanden, wie bei allen künstlerisch veranlagten Menschen.

Eine harmonische Ausgeglichenheit ist bei diesem komplizierten Charakter bis jetzt noch nicht erreicht. Noch gärt's und kocht's zu sehr in ihm. Das Denken vollzieht sich rasch, bei klarer Schärfe und unbeeinflussbarem Unterscheidungsvermögen. Dem Willen fehlt aber, trotz zeitweisem ruckartigen Aufrassen, der andauernde Nachdruck, der im Jammer des Alltagslebens leichter zermürbt. Im Gemüt wogt und tobt es zu stark, um bei den unsicheren Erwerbsverhältnissen einer heiteren, olympischen Ruhe Platz zu machen.







## Vom praktischen Wert der physiognomischen Kenntnisse.

Alltäglich begegnen wir Männern und Frauen die uns weder fesseln noch sympatisch erscheinen, mit denen wir aber notwendiger Weise verkehren müssen. Der Umgang mit ihnen ist gar nicht zu vermeiden, wie der Mensch ja berufen zu sein scheint, geselligen Umgang zu pflegen. Kenntnis der anderen, und sei sie noch so gering, ist darum für jeden unentbehrlich. Niemand käme sonst mit den nervösen, konfuseu, leicht verletzbaren Charakteren aus. Jeder muß anders angefaßt, anders behandelt werden. Welche Lehre, welche Methode, welches System bietet uns im Augenblick die schnellste, sicherste, leichteste Handhabe hierzu? Nur das Betrachten von Angesicht zu Angesicht — die Physiognomik. Sie ist das älteste Mittel im Dienste der Menschenkenntnis. Ihr Studium gehört zu den lehrreichsten und nützlichsten Beschäftigungen des Menschen. Bei Lavater heißt es schon: Der würdigste und interessanteste Gegenstand der Beobachtung ist der Mensch.

Im wechselvollen Strom des Daseins reiben und schleifen sich die Charaktere wie Kiesel im brausenden Bergbach. Wer als Einspänner dahinzieht, die Gesellschaft meidet, Wesen und Ausdruck anderer nicht studiert, bleibt roh und eckig, wie der Granitblock im einsamen Wald. Alle Kultur dankt der Mensch nur sich. Ohne Umgang mit anderen bleibt ihm die schönste Blüte des Umganges, die Freundschaft verschlossen, die vielen das höchste Erdenglück bedeutet. Aber auch bei diesen feinen, erhabenen Empfindungen macht er von physiognomischen Kenntnissen wichtigen Gebrauch. Freundschaft sowohl als Liebe ver-



lieren die feinsten Reize schon im Knospenlenz, falls man nicht schnell „vom Auge ablesen“, Falten auf der Stirn wahrnehmen und wegwischen kann. Was die Stimme zum Ausdruck bringt, verlegt bereits, sei es durch den Ton oder das Wort. Wo das ungeübte Auge des Unaufmerksamen nichts vermutet, erschließen dem geübten sich reiche Quellen der Erkenntnis. Nur der Gesichtsfundige versteht diese unwillkürliche bedeutungsvolle Natursprache, die in allen Ländern und Zonen gesprochen wird. Selbst die gewiegten Verstellungskünstler, Lügner und Diplomaten werden ihm mehr verraten, als sie zu verraten glauben; die aus Nützlichkeitsgründen weder vor Scham erröten noch vor Zorn erblaffen. Er versteht sie im Gesichte jener, die selbst nicht wissen, daß sie auf diese Art offenkundig sprechen.

Wer mit Hochbegabten die gleiche Bahn verfolgen muß, wird stets der Gefahr ausgesetzt sein, zu unterliegen, unterdrückt oder im Laufe gehemmt zu werden. Jeder sucht seinen speziellen Lebenszweck so zu erreichen, indem er den anderen über seine Absichten täuscht, seine Pläne zu erfahren sucht, um sie zu durchkreuzen, um den Konkurrenten zu überbieten. Alles zielt darauf hin, dem Nebenmanne so viel als möglich zu verbergen, zu verschleiern, aus den Augen zu rücken. Das machen viele instinktmäßig und keiner weiß ob nicht ein anderer die gleichen Zwecke mit ihm verfolgt. Der eine Fall bringt Nutzen, der andere unermesslichen Schaden. Hier beginnt das Spiel des Truges, der Heuchelei, Schmeichelei und Verstellung in den Umgangsarten der großen Welt. Einer täuscht den anderen und oft versammeln sie sich blos um einander gegenseitig zu täuschen. Nur der Gesichtskenner kann die Falschmünze der Heuchelei, die als gesellige Tugend ausgegeben wird, auf ihren Wert zurückführen, die Vergifter menschlicher Wohlfahrt brandmarken, dem betrogenen Volk die zerfetzte Maske zeigen.

Den Wert der Physiognomik für den Arzt, auch nur anzudeuten würde ein weiteres Kapitel erfordern. Hier hat bereits Baumgärtner in seiner „Krankenphysiognomik“\*) die Wege gewiesen und seitdem ist man rüstig fortgeschritten. Polizeibeamte, Staatsanwälte und Richter werden gleichfalls großen Nutzen aus

---

\*) Zweite Auflage Stuttgart 1842.



dieser Lehre ziehen und nicht auf intuitive Urtheile angewiesen sein. Richter und Deliquent führen oft ein interessantes Duo vor den Schranken des Gerichtes auf, sagt Schack, und führt dem Sinne nach aus: weil sie auf Grund physiognomischer Wahrnehmungen ineinander einzudringen und ihr Terrain vorzubereiten suchen. Der Richter pflegt während des Kreuz- und Querganges im Verhör, den verstockten Sünder bald mit milden versöhnenden Ton zu erweichen, bald mit kraftvollen donnernden Worten zu verwirren und zu schrecken, um so den Eindruck seiner vorbereiteten Ueberraschung zu prüfen. Auf diese Weise sucht er seine moralische Ueberzeugung zu befestigen, ob der Angeklagte wahr oder unwahr in seinen Angaben und Zugeständnissen ist. Auf der anderen Seite sucht wieder der gewiegte vielersfahrene Sträfling, im jeweiligen Ausdruck der richterlichen Physiognomie, den Maßstab dafür, wie viel er entgegenen, in welchem Tonfall er sprechen darf. Auf beiden Seiten geht man oft mit größtem Scharfsinn vor, und der kundige talentvolle Richter, kommt der Wahrheit durch die Merkmale der Physiognomie oft viel näher, als durch äußerliche juridische Formeln und Indicien.

Geistliche, Erzieher und Lehrer jeder Art, werden bei genauer Kenntniss des Seelenlebens und seiner Aeußerung, weniger unwillig sich zeigen, nie die Zügel ihres Temperamentes schießen lassen, weil sie selbst die feinsten Regungen des Verwirrtseins, der Angst und Erregung oder der Gleichgültigkeit beim Schüler erkennen werden. Dasselbe wäre über Eltern und Kinder, Hausfrauen und Dienstmädchen, Geschäftsinhaber und Angestellte zu sagen. Unbestreitbaren Wert kündigt als Ermunterungsruf auch das Dichtermort:

Tröstlich ist es, an berühmten Weisen,  
Angestaunten Helden zu entdecken  
Zwischen ihrem Götterglanz die Flecken,  
Die uns ihre Sterblichkeit beweisen.





## Inhalt-Verzeichnis.

	Seite
Physiognomie und Alltagsleben . . . . .	5
Geschichtliches . . . . .	21
Die Gesichtszüge und ihre physiognomischen Merkmale .	34
Der Kopf . . . . .	45
Die Stirn . . . . .	58
Das Auge . . . . .	71
Die Nase . . . . .	110
Der Mund . . . . .	136
Ninn und Wangen . . . . .	162
Das Ohr . . . . .	168
Lachen und Weinen . . . . .	176
Das physiognomische Charakterbild . . . . .	189
Vom praktischen Wert der physiognomischen Kenntnisse .	209





Von Carl Noghe erschien ferner:

Preis 1.20 M.

## Ob sie zu einander passen?

Die Grundzüge der wissenschaftlichen Graphologie  
mit besonderer Berücksichtigung der Handschriften  
::: Verliebter, Verlobter und Verheirateter :::

100 Schriftproben. Napoleons Unterschriften aus allen Lebensstagen. Namenszüge von hervorragenden Männern und Frauen und ihre Erklärungen, u. a. Philosophen: Rousseau, Hegel, Nietzsche. — Historiker: Mommsen, Treitschke. — Dichter: Schiller, Goethe, Uhland, Rosegger, Ibsen, Zola, Hauptmann. — Kunstmaler: Menzel, Böcklin. — Musiker: Mozart, Beethoven, Wagner, Strauß. — Feldherrn: Gneisenau, Blücher, Moltke. — Gefrönte Häupter: Wilhelm I., Wilhelm II., Ferdinand von Bulgarien. — Staatsmänner: Talleyrand, Bismarck. — Parlamentarier: Windhorst, Richter, Bebel. — Männer der Revolution: Hochinteressant! Mirabeau, Danton, Marat usw. Hochinteressant!

Die Handschriften Verliebter werden besonders besprochen.

Die Seelenstimmung blickt uns aus jeder Zeile entgegen —

==== **drum prüfe, wer sich ewig bindet!** =====

## Süte dich,

wenn die Schrift dich warnt!

Aber du mußt ihre Zeichen kennen! □

**D**ie Schrift erschließt Ihnen Wesen, Charakter und Gemütsverfassung jedes Menschen, von dem Sie einen Brief besitzen. Kein Heucheln hilft, keine Verstellung nützt. — Das Gesicht, das Wort, eine Tat selbst kann täuschen, die Schrift aber verrät alles und läßt Sie in der Seele :: :: Tiefen blicken. :: ::

## Der Charakter im Spiegel der Handschrift

Lehrbuch der Graphologie und Einführung in die Kunst der Schriftdeutung

von Carl Noghe

Mit vielen erklärenden Schriftproben  
Preis 1.50 M., eleg. gebd. 2 M.

Die Handschriftendeutung oder Graphologie ist wissenschaftlich längst anerkannt. Nur wenige jedoch wissen, daß sie von jedem leicht erlernbar ist und mit Sicherheit ausgeübt werden kann. Noghes Buch ermöglicht ohne langes Vorstudium die Charaktererkennung. Viele Danksayungen. — Glänzende Anerkennungen der Fachpresse.

Die Bücher sind durch alle Buchhandlungen sowie durch den  
Orania-Verlag, Oranienburg, zu beziehen.



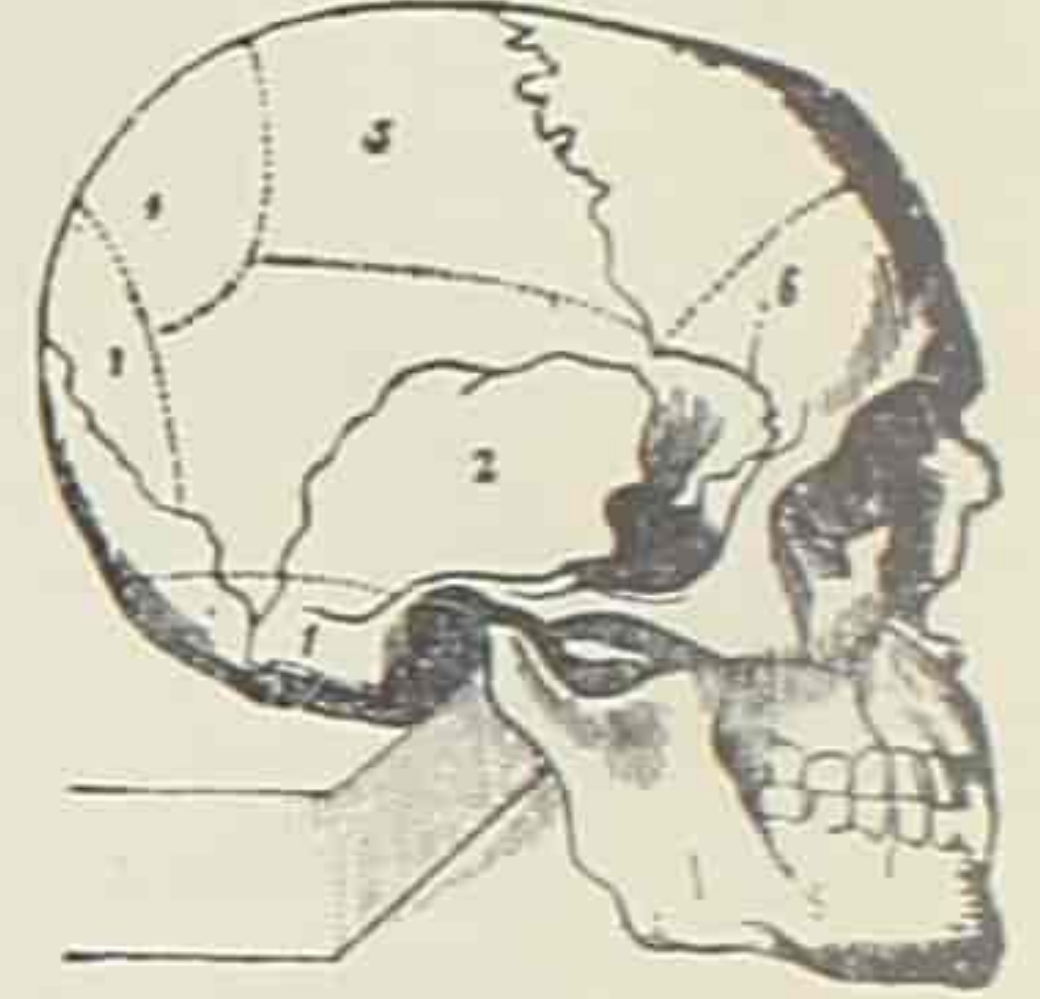
# Phrenologie

die Kunst, aus der Kopfform Begabung und Charakter des Menschen mit Sicherheit zu erkennen

Mit ca. 100 erläuternden Abbildungen  
Von Prof. Dr. H. Schmidt

Preis 2.40 M.

(Mit phrenolog. Charakterbild Kaiser Wilhelms II.)



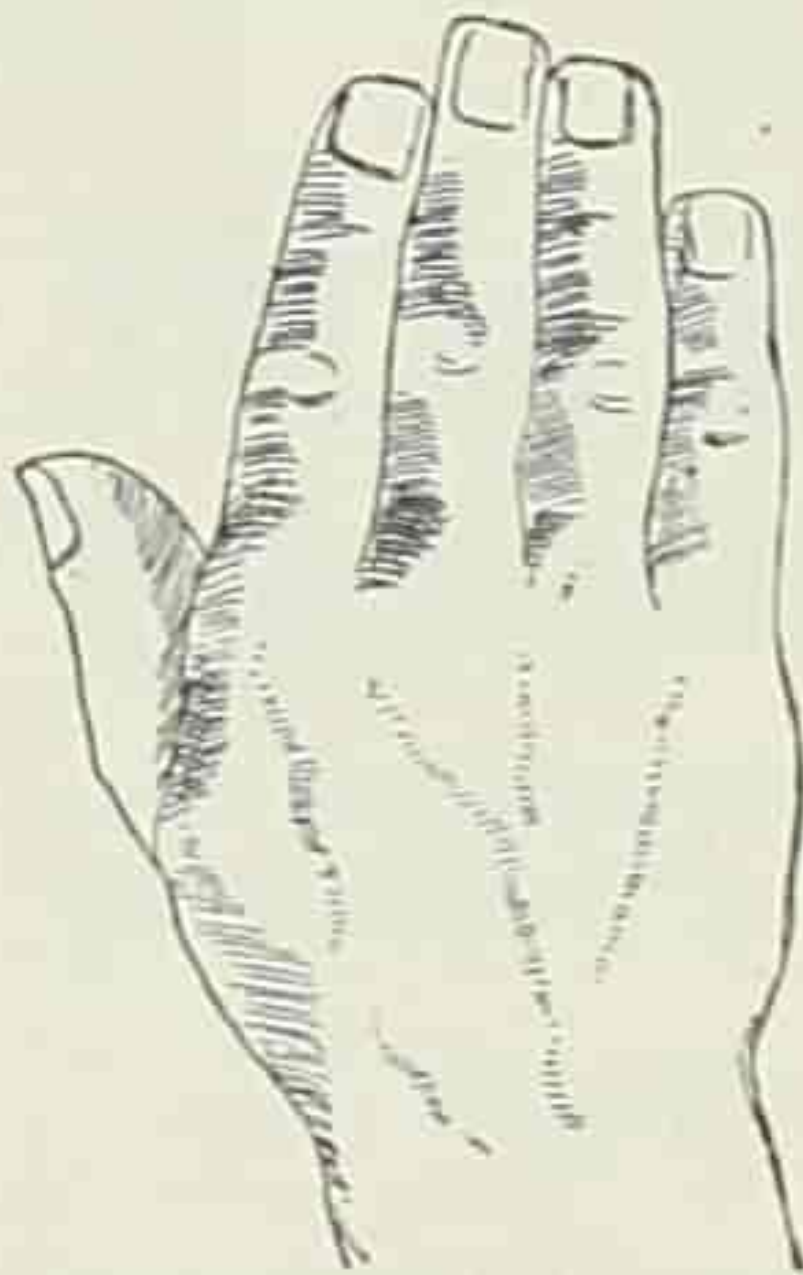
Ein leichtverständliches Lehrbuch für alle Kreise. Genaue, bildlich erläuterte Anleitung zur sofortigen Beurteilung eines Kopfes und zur Auf-  
findung seiner Talente und Charaktereigenschaften bei der Berufswahl usw.

## Was uns die Hand verrät

Lehrbuch zur Selbsterlernung  
der modernen Handlesekunst nach  
: wissenschaftlichen Grundsätzen :

Mit 9 Illustrationen

Preis 1.20 Mark



Elementare Hand

Kriegsgerichtsrat H. Hauf in Straß-  
burg sagt in längerem Referat  
u. a. über das Werk: „Die Schrift  
bezeichnet es als ihren Hauptzweck,  
zur Selbsterkenntnis anzuleiten,



Sensible Hand

sie darf aber als ein wertvoller Beitrag zur Wissenschaft der Hand-  
lesekunst überhaupt und damit auch zu den anderen Wissenschaften angesehen  
werden.“ — Ein eigenartiges hochinteressantes Werk für jeden, der seine  
Charaktereigentümlichkeiten, Leidenschaften und Krankheiten erkennen will.

Die Bücher sind durch alle Buchhandlungen sowie durch den  
Orania-Verlag, Oranienburg, zu beziehen.



# Diskrete Antworten auf vertrauliche Fragen

Umfang  
17 Druckbogen  
272 Seiten

Reinh. Gerling:  
**Diskrete Antworten  
auf vertrauliche Fragen**  
Ein Buch in 20 Kapiteln für ernste Menschen  
315  
erwünschte Antworten auf Fragen  
die man ungern stellt

Preis 3.— M.  
(Lager-Nr. 830)  
geb. 4.— M.  
(Lager-Nr. 831)

## 315 erwünschte Antworten auf Fragen, die man ungern stellt, über:

Liebe — Brautstand — Hochzeit — Eheschließung — Vater- und Mutterschaft — Ehepflichten — Eherechte — Untreue — Ehebruch — Interessengemeinschaften — Möbelehen — Pflegerehen — Ehetrennung und Scheidung — Verirrungen der Liebe — Jugendsünden — Liebesverhältnisse — Prostitution — Galante Krankheiten — Verlassene Mädchen — Unverehelichte Mütter — Vererbung — Vorgeburtliche Erziehung — Kinderlose und kinderreiche Ehen — Sexuelle Aufklärung — Keuschheit — Enthaltbarkeit — Sinnlichkeit — Perverstäten — Krankheit und Ehe — Gesundheitsfragen — Erziehung — Aberglaube und Sexualität usw.

### Der erfahrene Verfasser sagt in der Einleitung:

Es gibt Fragen, die wir nur ungern und allenfalls der Not gehorchend stellen, Dinge, die mit anderen zu besprechen wir Bedenken tragen. Nicht immer sind es Gesundheitsfragen, oft vielleicht Notfragen anderer Art, deren nüchterne Beantwortung uns Angst und Sorgen ersparen oder doch verringern würde. Es gibt Angelegenheiten, die der Freund nicht mit dem Freunde, die Tochter nicht mit der Mutter, die Ehefrau nicht mit dem Gatten zu besprechen wagt. Jeder Mensch hat eben Geheimnisse, die er selbst in Form der Frage nur ungern preisgibt.

## Ja, wenn die Antwort in einem Buche zu finden wäre!

Bücher plaudern nicht, wenigstens sind sie nicht indiscret. Vor Büchern pflegt man nicht zu erröten. Sie verraten nie, was ihnen vertraut wurde in stillen Stunden der Angst und Not. Deshalb würde jeder unbedenklich einem Buche seine Frage vertrauen, wenn er hoffen dürfte, Antwort zu erhalten.

**Das vorliegende Buch enthält solche Fragen und gibt die Antworten in rückhaltloser verständlicher Weise.**

Die Bücher sind durch alle Buchhandlungen sowie durch den  
Orania-Verlag, Oranienburg, zu beziehen.



60 Pf. jeder Band □ **Bücher des Fortschritts** □ Jeder Band 60 Pf.

Reinh. Gerling: Heft 1  
**Die Geheimwissenschaften und  
die Wunder des Okkultismus**  
(Magie, Spiritismus, Somnambulismus).

Der Autor hat sich 22 Jahre mit dem Spiritismus beschäftigt und gibt einen gedrängten Ueberblick über das ganze dunkle Gebiet. — Die beste und denkbar kürzeste illustrierte Information.

Dr. H. Hollender: Heft 2  
**Ärztliche Gutachten  
und ärztliche Statistik**  
vor dem Forum einer exakten Beurteilungs-  
Methode.

Ärztliche Sachverständigen-Gutachten sind ausschlaggebend bei Gerichtsurteilen, ärztliche Statistik ist die Grundlage vieler einschneidender Gesetzes-Bestimmungen. Welche Gefahr darin liegt, zeigt der Autor an Beispielen und erbringt ziffernmäßige Beweise.

\* \* \* Heft 3  
**Junggesellensteuer.**

Die kleine Schrift ist in großen Zeitartikeln von zahlreichen führenden Blättern günstig besprochen worden und gibt hochinteressante Anregungen.

Dr. Wilh. Wachter: Heft 4  
**Unsterblichkeit.**

Dr. Wachter weist in überzeugender Form nach, daß der Schwerpunkt bewußter Lebensführung in das Diesseits fällt und daß man in Wirklichkeit ein umso feineres religiöses und sittliches Empfinden besitzt, je mehr man in seinem Verhalten gegen den Mitmenschen im Gedächtnis dieser Unsterblichkeit nachstrebt.

Heft 5  
**Knabe oder Mädchen?**  
Die Geschlechtsbestimmung im Lichte  
wissenschaftlicher Forschung.

Der gegenwärtige Standpunkt und die Lösung der Frage, die für jedes Ehepaar von größtem Interesse ist.

Heft 6  
**Warum werden so viele  
Nervöse nicht wirklich geheilt?**

Wirkliche Dauerheilung finden nur wenige Neurastheniker, weil die Ansichten über das Wesen der Krankheit nicht zutreffen. Die kleine Schrift weist neue Wege die zum Ziele führen.

Reinh. Gerling: 50 Pf.  
**Was muß der Mann  
vom Weibe wissen?**

Die Wissenschaft vom Weibe sollte das Studium jedes Mannes sein. Das Wesen des Weibes ist ein Rätsel, das der Ehemann zu lösen vergeblich sich bemüht.

Fordern Sie gratis und franko eine Probenummer der Monatschrift:

==== **Blätter für Volksaufklärung** =====

Zeitschrift für Gesundheitspflege, Seelenleben, Menschenkenntnis, Erziehung, Geschlechtsleben,  
Rechtspflege, Grenzwissenschaften usw.

==== Jahrespreis 4 Mark. — Mit 5 Prämien. =====

Die Bücher sind durch alle Buchhandlungen sowie durch den  
Orania-Verlag, Oranienburg, zu beziehen.















